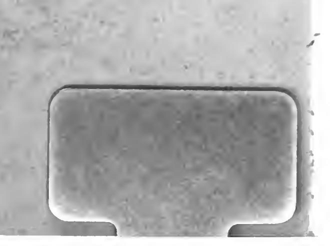
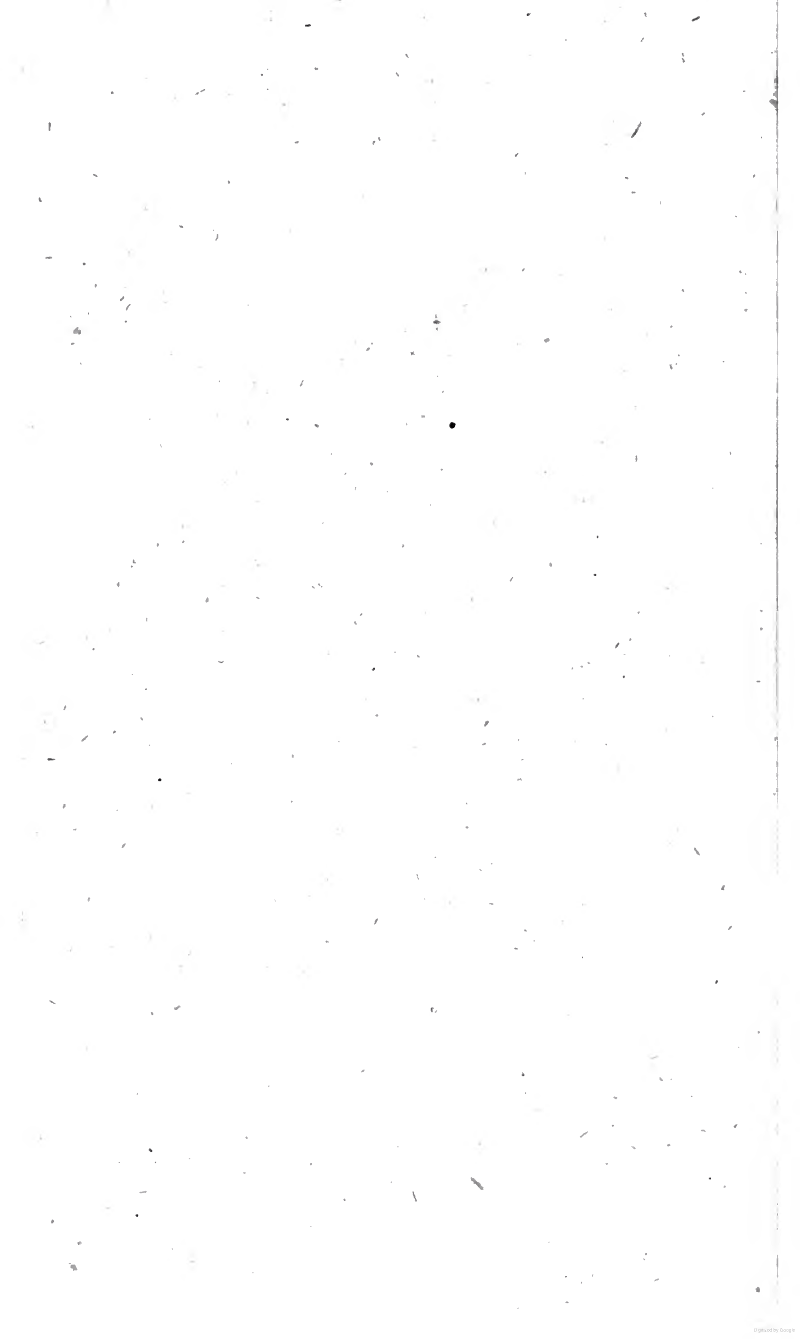



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



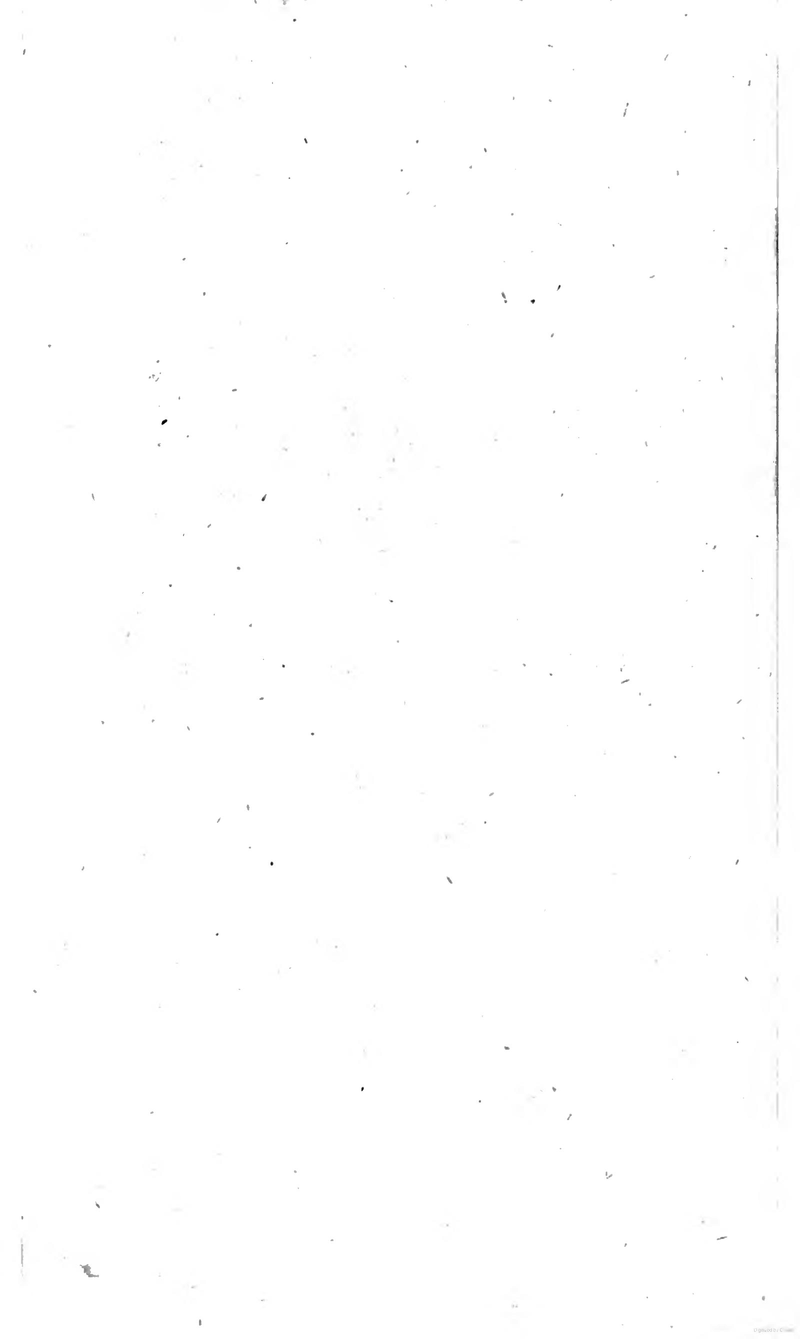


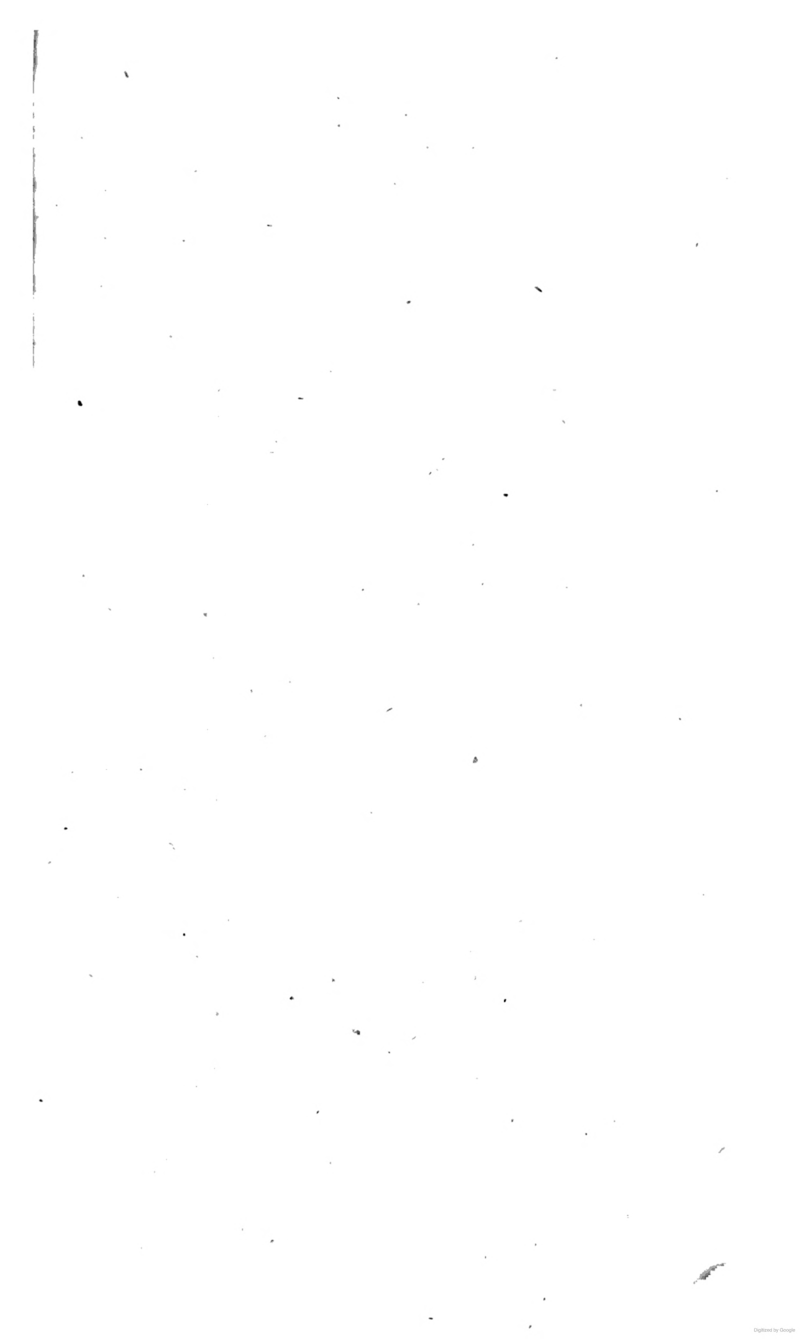


Ernst Moritz Arndts

Reisen.

Zweiter Theil.







Die Reisenden.

Ernst Moritz Arndts

Reisen

durch einen Theil

Teutschlands, Ungarns, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799.

Zweyter Theil.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Holzschnitt von Gubitz.

Leipzig 1804.
bey Heinrich Gräff.

Reise von Venedig nach Florenz.

Weil in der Lombardei durch die Plünderungen und Wegschleppungen nach Frankreich nicht viel für mich aus-hing, überdem das Reisen auch beides wegen französischen und österreichischen Argwohns sehr unangenehm war, so beschloß ich, erst nach dem schönen Florenz zu gehen, mich dort im italischen Leben fest zu setzen, und so meinen Faden nach einigen Monaten, nach den übrigen merkwürdigsten Orten, weiter auszuspinnen. Dies alles ist mir nun freilich durch die leidigen Umstände sehr verdorben. Bald nach meiner Ankunft kamen die römischneapolitanischfranzösischen Händel, und sperrten mir Rom und Neapel. Die Lombardei, Mantua, Mailand, Parma, Turin sah ich nur wie auf der Flucht, und der drohende Krieg jagte mich in das südliche Frankreich. Was ich nun gesehen und erfahren habe, von dem ich glaube, daß es den Geist der Zeit, den Karakter der italischen Nation, ihr äußeres Leben und den Einfluß des südlichern Himmels schildern, und manches schneidend und scharf von allem Nördlichen auszeichne; was ich endlich meine, daß es menschlich auch menschlichen Herzen gefallen könne, das werde ich in diese kleinen Bruchstücke meines halbjährigen italischen Lebens aufnehmen, und will, wenn jemand nach einem gewissen Plan fragt, ihn hiemit noch einmal auf meine Vorrede zum Wiener Leben gewiesen haben.

Weil die Reisen im Venezianischen zu Lande mit der Post äußerst theuer sind, und ich keinen Gesellen für die Hälfte der Kosten finden konnte, so bestellte ich mir einen Platz bey dem öffentlichen Boten, oder corriere und procaccio von Bologna, um mit ihm bald zu Bote, bald zu Lande nach Ferrara zu gehen. Wir stießen den 6. Oktober des Morgens um 3 Uhr vom rio de' carbonai am großen Kanal vom Lande und schwammen in der schönen Sternennacht unter frohem Geschwätz über die Lagunen hin, jenes flache und seichte Meer, welches Venedig und seine Inseln vom festen Lande trennt. Mit dem dämmernden Morgen kamen wir an Malamocco, einem Dorfe, das in einer langen Häuserreihe flach am Meere hinläuft. Länger noch liegt Palestrina, welches man ein unendliches Dorf nennen kann; doch liegen die Häuser meistens einzeln. So streicht man zwischen den Lagunen und diesen wenig lieblichen Gestaden hin, und gelangt an das nette Städtchen Chioggia, berühmt durch den harten Kampf mit Genua, wo Venedig durch Standhaftigkeit edler siegte, als es vor einigen Jahren durch Schwäche fiel. Gegen 9 Uhr waren wir am Porto di Brondolo, wo die Lagunen ihr Ende haben, und die weitere Schiffung auf Kanälen und der Etsch und dem Po bis Ferrara veranstaltet wird. Wir kamen von hier bald auf die Etsch, wo wir einige Stunden, von Pferden nach Art guter Treckschuiten gezogen, landeinwärts fuhren. Von hier liefen wir links in einen Kanal, von dem ich nichts Merkwürdiges weiß, als daß er eine gute Herberge an seinem Ende hatte, wo wir uns ein treffliches Mittagsmahl um zwey Uhr Nachmittag schmecken ließen. Zuletzt führt die Cavanella, ein Mittelding von Fluß und Kanal, in den Po. Nahe am Po mußten wir Halt machen, um unsre Pässe von dem österreichischen Posten visitiren zu lassen. Dies hielt uns lange auf, weil der kroatische Officier, der dort stand, nicht recht italiänisch und auch das Teutsche nicht recht verstand; doch machte ich den Dol-

metscher und half ihm expediren. So zogen wir langsam etwa drey Stunden stroman auf dem Po, wo wir auf dem linken Ufer, cisalpinischen Gebiets, bey einer französischen Postirung anlegen mußten. Hier ward alles in eine andre Barke ausgeladen, und die venezianische Mannschaft und Barke zogen wieder zurück. Die Sonne ging darüber unter. Wir lagerten uns unter Ulmen und Weintrauben bey einem ärmlichen Häuschen, aßen Trauben und Granatäpfel, die uns die freundliche Bäuerin verkaufte, und schifften nach anderthalb Stunden Rast wieder ein. Ein sternenheller und lieblicher Abend krönte den schönen Tag, mächtig rauschte der gewaltige Strom hinter uns fort, und immer reitzender spiegelten sich seine Ufer in ihm, die mit waldigten und buschigten Krümmungen, Büschen, Weiden und lustigen Inseln wechselten. Ich saß nach unsrer Abendtafel mit einem lieben Türken bis an Mitternacht auf dem Verdecke, und legte mich dann zu den Uebrigen in der Kajüte auf Matratzen.

Doch nun ein wenig zurück, um Land und Leute etwas näher in hohen Augenschein zu nehmen, und so die Geschichte dieses Tages zu schließen. Die Gegend um die Kanäle, welche die Etsch und den Po mit einander verbinden, und um die Ströme selbst ist äußerst flach und zum Theil sumpfig, herrliches Weide- und Kornland. Schönes Vieh sah ich hie und da, aber bebaut schien es mir wenig, und viele Ebnen waren so mit Disteln und hohem Grase bewachsen, als führen wir durch eine der Südseeinseln. Die Ufer der Flüsse waren mit Pappeln und Weiden bedeckt, auch sah man zuweilen einige Ulmen mit ihren Reben. Dörfer sieht man wenige, sondern fast immer nur einzelne Wohnungen, welche zum Theil äußerst ärmlich aussehen, und meist ohne Fenster sind, deren Stellen hölzerne Läden ersetzen. Hievon nehme ich die Zoll- und Schleusenhäuser nebst den Wirthshäusern aus, die fast durchgehends nett und stattlich sind. Doch hat man wei-

ter im Hintergrunde bessere Wohnungen und hübsche kleine Meiereien. Manche der kleinen Wirthschaften an den Strömen und Wassern sind auch recht elysisch. So lag ich den Nachmittag am cisalpinischen Ufer des Po unter phaetontischen Pappeln bei einem allerliebsten Gehöfte unter Rebenumschlungenen Ulmen und mächtigen Mais- und Sagginastauden. Im Ganzen doch scheint die schöne fruchtbare Gegend öde, und ihre Bewohner in elenden Umständen zu seyn. Dies schließt man ziemlich sicher aus dem Kleide, und es war heute doch Festtag, und alles ging und kam zu uns aus den Kirchen. Zum Theil mag diese Unangebautheit auch von den Ueberschwemmungen und Durchbrüchen herrühren, welche der Strom zuweilen macht, und wodurch manche Strecken für einige Zeit wieder in einen Sumpf verwandelt werden. Dies macht die Sicherheit und den Ertrag dieser niedrigen Felder dann natürlich zweifelhaft. Man hat den Fluß an den niedrigen Stellen häufig mit Wällen und Dämmen eingeengt, besonders am linken Ufer umher nach Ferrara hin, wo er oft über das flache, sumpfige Land sich verwüstend ergossen hat. Wir hatten am Ufer der Kanäle und Ströme fast immer Gesellschaft, zu beiden Seiten die kaiserlichen und französischen Postirungen, und italiänische Reiter auf Maulthieren und Eselein und kleine Wagen. Der Bauer fährt meist mit Ochsen, die ganz den Schlag und die Silberfarbe der ungrischen haben. Auch seine Wagen sind noch die gementia plaustra der Alten; breite Ueberlagen von Leitern auf den langen Schulterbäumen der Axen, um die sehr kurze, entsetzlich stöhnende Räder laufen. Ihre Wohnungen sind meistens mit Stroh, wenige mit Ziegeln kümmerlich bedeckt, und auch hierin sind diese Gegenden den ungrischen zwischen Presburg und Pest an der Donau ähnlich. Die Männer gehen größtentheils in weiten Hosen, wollenen Strümpfen, blauen und grauen, einer schlechten Jacke und noch schlechterem Filz, oder Strohhut, die Weiber im kurzen zu-

sammengefalteten Rocke und Jüpchen, doch meist mit geflochtenem Haar und Filzhüten mit breiten Rändern, wie unsre herumspielenden Cither- und Bänkelsängerinneu. Die Männer sind ein robustes Geschlecht, aber stumm und grämlich von Ansehen, die Weiber sehen eben so finster aus und sind häßlich und gelb.

Die Gesellschaft bestand aus dem Korriere, einem ehrlichen, aber freudenlosen Gesellen, und aus zwey Kaufleuten mit ihren Weibern; zu diesen fand sich um Mittag aus noch ein türkischer Unterthan Panajo Doxa, auch ein Kaufmann. Dies war bis Ferrara die bleibende Gesellschaft, andre gingen und kamen wie Schatten. Es waren alle muntre Leute und gaben durch die Kontraste viel Lust. Der Demokrat hatte eine Aristokratin und der Aristokrat eine Demokratin am Halse. Dies gab zu muntern Gesprächen und kleinen Zänkereien Anlaß. Der ehrliche und gelassene Aristokrat hatte ein feines und kluges Weib, mit einer schönen Stirn und ein Paar brennenden blauen Augen, die ihr Feuer und ihre Heftigkeit unter dem Ernst der Sitte und Wohlanständigkeit zu verbergen wußte, aus welchen ein vernünftiges Weib nie leicht tritt. Nur wenn es auf politische Materien kam, diesen Stein des Anstoßes für so manche gescheute Leute, konnte sie sich nicht halten, sondern fing an mit feuriger Zunge und mit Händen und Füßen zu sprechen. Sie verhehlte es nicht, daß die Franzosen ihr in Vicenza gefallen hatten; besonders ward sie lebendig, wenn sie auf ihre Bälle und Tänze, auf ihre Gewandtheit, und jene kleinen Galanterien zu sprechen kam, die doch den meisten Weibern an den Männern immer das Erste dünken: o come ballono! ma i Tedeschi — Die kleine Aristokratin war noch jünger und hübscher, aber ein bellendes Wesen, voll Launen und Tücke, selbst bei'm Scherz, und dabey sang sie ihr Italiänisches unausstehlich ab. Ihr Mann, ein kleiner muntrer Kerl, hatte ein halbes Jahr in Toulon auf einem Komptoir gestanden, und warf

immer mit französischen Floskeln um sich, und mit einigen stärkern der Freiheitssöhne. Kaum hatten wir den Fuß auf cisalpinischem Boden, so steckte er mit großem Jubel und mit einem: Vive la liberté! à bas les tyrans! seine Kokarde an, und trat mit einer Patzigkeit einher, als sey er durch dieses Zeichen mit einem Male ein Herr der Welt geworden. Zu diesen fand sich nun der cittadino ottomanno Panajo, ein Mann, der an Stattlichkeit des Körpers, Vernunft und Menschengefühl uns alle hinter sich zurückließ. Er gab sich für einen kroatischen Griechen aus, und so waren auch seine Pässe gestellt, aber sicher war er ein ächter Muselmann; ein Mann von 36 Jahren, groß und nervig, aber schlank, mit einer schönen weißen Stirn, schwarzen funkelnden Augen, einem Mannesbart, mit türkischem Turban und auch im Uebrigen türkisch gekleidet. Er konnte es drinnen wegen des Weibergeschnatters nicht aushalten, und saß meistens vorn, oder auf dem Verdecke, wo ich als ein Freund von Himmel, Erde und Meer und dem, was drinnen und darauf ist, gewöhnlich auch zu finden war. So machte er sich denn an mich und machte Glossen über die Weiber, die herrliche neue Republik und ihre Bewohner, und so kamen wir in die höhere politische Sphäre, und endlich auf Gustav den Dritten von Schweden, dessen großer Freund er war. Dies ward sein Shiboleth, und ich mußte ihm nun von seinen ehemaligen Alliirten, den Schweden, erzählen, wobey er sie ungeheuer lobte und gestand, er habe im letzten Kriege manche wackre Officiere in Konstantinopel gesehen. Er aß mit uns, bettete sich aber apart, um mit den Weibern nichts zu thun zu haben, und ich wollte, ich hätte es auch gethan. Gegen Mitternacht nemlich ordneten wir unsre Säcke und Mäntel und Decken wieder zu einem Lager, und legten unser Haupt zum Schlummer. Aber nun fing die kleine Aristokratin Händel an, und jagte erst die Demokratin fort, welche ihr Lager verließ, und sich unten neben ihrem Mann

an einer schlechtern, aber ruhigern Stelle ein Plätzchen suchte. Aber dies war noch nicht genug. Sie brummte und rührte so lange hin und her, bis sie auch den zweiten demokratischen Flügel in die Flucht schlug, und ihr Mann das Weite suchte, und sich verdrießlich draußen hinter dem Muselmann auf einen Sack bettete. Nun ärgerte sich das kleine beissige Thierchen, daß sie keinen mehr fand, mit welchem sie poltern und keifen konnte. Indessen hatte sie keine Ruhe auf ihrem schönen Bette, sondern machte sich auf und legte sich hinter meinem Kopfe auf die Bank, wo sie eine halbe Stunde still lag, und dann wieder mit Händen und Füßen anfing sich zu rühren, so daß sie mit ihren unlieblichen Füßen oft den Thurm meiner Mütze berührte. Dies hätte auf allerley Gedanken bringen können; doch sie war davon frey und all dieser Spektakel ihr natürlich. Ich konnte dem Ungewitter doch nicht entgehen. Sie wälzte sich so lange um, bis sie von der Bank fiel, und in der Stellung der Thümmelschen Margot über mir stand; doch fiel es mir nicht ein, das kleine Körperchen zu umschließen. Vielmehr lachte ich und die andern, von diesem Poltern erweckt, überlaut; sie brummte und schrie über ihren Mann, der aber keine Lust hatte, zu kommen. Endlich des Thorenspiels überdrüßig machte sie sich fort und setzte sich hinter uns auf einen Sack, wo sie des Morgens noch mit genicktem Kopfe schlief.

Wir waren noch immer auf dem Po, als wir den zweiten Tag unsrer Reise, den 7ten Oktober, erwachten. Ich machte mich heraus aus unsrer Kajüte, und fand den Ottomannen schon auf und sein Pfeifchen auf dem Verdecke rauchend. Gegen 8 Uhr kamen wir zu su'l Ponte an, einem niedlichen Städtchen am Po, wo ein Hauptzoll der cisalpinischen Republik ist, und viele Schiffe und Barken lagen. Auch wir mußten hier anlanden, um unsre Waaren nach einem Kanal, etwa 100 Schritte weit, transportiren zu lassen, welcher grade nach Ferrara führt. Man

wagt es nemlich nicht, die Kanäle hier sogleich aus dem Po ins Land zu führen, weil er bey reichern Wassern sie leicht ausreißen, und die Ebnen überschwemmen könnte. Dies hielt uns über zwey Stunden auf, wir nahmen also etwas Chokolate und Früchte zum Frühstück, und kauften die republikanische Kokarde, die sogleich angesteckt ward. Ich mußte mit dem Türken zu einem Handelsfreund, wo gut gezecht ward. Endlich nahmen wir uns ein Fuhrwerk, weil uns das Zögern des Einladens mißfiel. Da hielten eine Menge parat mit einem: Cittadino, comanda una sedia per Ferrara, per Bologna? Dies comanda entging der Satire meines Gesellen nicht, so wie der mächtige Freiheitsbaum, der unweit dem Kanal vor der schönen Pappelallee stand, und um den ein Nationalgardist mit mächtigem Säbel und zerfetztem Rocke schildwachestehend herum spazierte. Wir rollten die schöne Pappelallee entlang, immer durch ebnes und zum Theil sumpfiges Gefilde nach Ferrara, das etwa drey viertel Meilen vom Ponte entfernt liegt. Welche sonderbare Gefühle schwellten diese Brust, als ich dem Thore näher kam, wodurch einst Helden zogen, und die grösten Geister Italiens aus und ein gingen. Ach! jetzt ist alles umher so öde und drinnen so todt, und nur die 1500 Franzosen in der Festung und an den Thoren geben einiges Gewimmel, was aber doch kein fröhliches ist. Wir nahmen im Wirthshause zum Mohren Quartier, bezahlten dem Corriere 1½ Zechinen für Reise und zwei Mahlzeiten, und sahen von der Gesellschaft keinen wieder, weil diese nach einigen Stunden schon nach Bologna abging.

Die Böte, worin man diese ländlichen Kanal- und Stromfahrten macht, sind ganz im Geschmack der holländischen Treckschuiten gebaut, flach und breit, mit einem Kasten in der Mitte, worin man bequem auf Bänken sitzen, und ungelückt umhergehen kann. Zu den Seiten sind kleine nette Fenster, und Tische werden für die abendlichen

Mahlzeiten hingesetzt und wieder weggeräumt, sobald zum Nachtlager die Zurüstungen gemacht werden, wozu der Schiffer, oder Procaccio, sich weiche und bequeme Matratzen hält. Wie oft dachte ich an die komische Beschreibung der horazischen Kanalfahrt mit Mäcenas. O es ist doch noch vieles vom alten Latium übrig, und noch jetzt hat kein Land so gute Straßen und Kanäle für die innere Kommunikation der verschiedenen Provinzen.

Ferrara.

Ferrara ward nun mit dem wackern Muselmanne die Kreuz und Queer durchstrichen, und er hörte hier vielleicht zum ersten Male Tasso und Ariost nennen. Die Stadt hat von außen und hie und da von innen ein stattliches Ansehen, und einen weiten Umfang, der in den schönen Zeiten der Herkules und Alfonse von Ferrara nahe an 100000 Menschen und die Blüthe des Witzes und der Dichtkunst enthielt. Diese Zeit ist vorbey. Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo es nach Alfons des Zweiten Tode wieder unter die päbstliche Herrschaft fiel, ist Land und Stadt sichtbar verödet und entvölkert; wo damals Villen und fruchtbare Felder waren, sieht man jetzt Rohr und Sümpfe; die Kanäle sind verstopft, der kleine Fluß Reno hat die schönsten Gefilde zu ungesunden Morästen, und die Plackereien und Vernachlässigungen der geistlichen Statthalter haben die blühende Stadt in eine Wüste verwandelt. Die neuern Revolutionen haben das Maaß des Elends voll gemacht, und kaum zählt man 20000 Menschen in Ferrara. Was noch von Gemählden, Kunstwerken und Schnurrigkeiten in den Kirchen, Spitälern und Pallästen war, auch das ist nun verdorben und verschleppt, und alles also Denkmal der Vergänglichkeit.

Einige geben dem ältern Theil des jetzigen Ferrara einen gleichen Ursprung mit Venedig, indem sie meinen, bey Attilas zerstörenden Einfällen um 450 in die Provinzen Venetien und Ligurien (die jetzige Lombardei) hätten sich mehrere geflüchtete Einwohner aus Aquileja, Verona, Padua, auch in diese jenseitigen Sümpfe und Wälder des Po geflüchtet, und aus ihrem Zusammenfluß sey Ferrara entstanden. Der schönere Theil der Stadt datirt seine Entstehung von Herkules dem Zweiten. In diesem sind manche schöne Palläste und Häuser und die prächtige Straße San Benedikt, die an 3000 Schritt von Süden nach Norden läuft, und von einer stattlichen Straße, die auch zwey Thore zeigt, durchschnitten wird. In Südwesten liegt die Festung, oder Citadelle, die durch die glorreiche Vertheidigung Alexanders so berühmt ward. Auch sie war mit den übrigen Herrlichkeiten veraltet, nun aber haben die Franzosen wieder ein wenig aufgewühlt. Sie ist rings mit Wasser und Sumpf umgeben, und mit mächtigen Pappeln eingefaßt. Man hat von ihr eine unermeßliche Aussicht auf Ebne und Sümpfe, leider auf wenige Menschenwohnungen. Nach allen Traditionen soll der Po ehedem dicht an Ferrara geflossen haben, von welchem er nur eine halbe Meile entfernt ist.

War Ferrara im 15ten oder 16ten Jahrhunderte durch seine Fürsten groß, so ist es doch berühmter durch die beiden größten Dichter des 16ten Jahrhunderts, durch Ariost und Tasso geworden, welche diese mit mehrern großen Geistern in ihren Mauern beherbergten. Dieses Blüthenalter Ferraras fiel leider in die Zeit der letzten Freiheit Italiens. Unter dem Joch der Spanier und Teutschen hat das genievollste Volk alle Kühnheit und Kraft verloren, und manche kennen es jetzt nur durch Kastraten und Banditen, und richten es nach seinen Arien und Dolchen. O wenn es Eins wäre, welche Rolle könnte es auch jetzt noch spielen? Mit diesen ernsten Gedanken, worin vielleicht der

meines zerrissenen und verrathenen Vaterlandes sich mischte, wandelte ich noch ernsthafter unter diesen Denkmälern des letzten italischen Heldenalters. Man zeigte mir ein kleines fast zerbröckeltes Häuschen, an dessen Wände einst Ariost die Verse geschrieben haben soll:

„Parva, ſed apta mihi, ſed nulli obnoxia, ſed non
Sordida, parta meo ſed tamen aere domus.“

„Klein, doch leidlich für mich, doch Keinem verpfändet, doch reinlich
Stehet dies Häuschen hier, mein für mein eignes Geld.“

Man erzählte noch viel von einem Stuhle, worauf er einst in himmlischer Begeisterung gesessen haben soll, aber wo er nun hingekommen sey, wußte niemand. So heiligen die Engländer den Lehnstuhl Shakespeares zu Strafford, wovon man so viele Spähne geschnitten hat, daß man bald einen Stellvertreter für die Messer machen muß, wie dies bei manchen katholischen Wallfahrtsörtern wirklich geschieht. Wohl dem Volke, das solche Dinge als heilige Reliquien ehrt. Der Teutsche lächelt über solche Kindereien und vergißt. Selbst das Grabmal dieses lieblichen Sängers in der Kirche Sant Benedikt ist nun geschändet. Einer seiner Urenkel ließ es ihm 1612, beinahe 80 Jahr nach seinem Tode, mit einer stattlichen Inschrift setzen. Die Franzosen haben aus der Kirche ein Magazin und Lazareth gemacht, und auch dieses Denkmal gröblich beschädigt.

Wenn Ariost bitter über seine gezwungene Lage und über das Hof- und Staatsleben klagt, das für das freie Spinnen und Wirken eines Künstlerlebens nicht paßte, so hatte Tasso, der 50 Jahre später unter Alfons dem Zweiten, dem letzten Herzog von Ferrara, hier lebte, ein weit traurigeres Schicksal. Er verfiel, wegen einer unglücklichen Liebe, wie man meint, mit Eleonore, der Schwester des Herzogs, in tiefe Schwermuth, ward von Alfons wie ein Verrückter (oder Verbrecher) behandelt, und saß 7 Jahre

im Hospital Sant Anna gefangen. Mit inniger Rührung stand ich einige Minuten zwischen diesen heiligen Mauern. Er kam endlich auf Fürbitten vieler Fürsten und Großen los und ging nach Rom, wo er aber gleich nach seiner Ankunft 1595 im 51sten Jahre seines Alters starb. Mehrere Städte stritten sich homerisch um seinen Lebensursprung, siehe da grünte ein Lorbeer aus dem Häuschen zu Sorrento, wo er seine Jugend durchspielt hatte, und erklärte dieses liebliche Städtchen Kampaniens für seine Wiege. Süße Fabel, du bist doch des Volkes würdig, das dem Virgil noch ein Grab aufsucht, und in Florenz die Häuser bemahlt, worin Dante, Vespucci und Galilei gelebt haben sollen.

Mit einer Art Entzücken spricht jeder lumpigste Einwohner der Stadt die Namen dieser großen Genien aus, und vergißt es einen Augenblick, wie nun das Vaterland an Glück und Ehre so ganz arm ist. Gern legt jeder eine gewisse Artigkeit und Feinheit im Betragen und in der Sprache dem Zeitalter der Alfonse und Hippolyte bey, und dem Einfluß des Hofes, den sie hielten, und der Ritter und Künstler, die sie an diesem kleinen Hofe versammelten. Und ist dies dann so nichtig? So ein Geist des Schönen und Guten wirkt langsam fort im stillen Gang der Zeit; sollte er denn schnell wieder untergehen? Woher ist Florenz und das toskanische Volk vor ihren Schwestern in dieser Hinsicht so liebenswürdig und groß geworden? In der That selbst die Ferraresen, die so lange als Sklaven behandelt, die auf nichts in Ehre und Wohlstand herunter gebracht sind, selbst die Ferraresen des heutigen Tages zeichnen sich doch durch eine gewisse Urbanität und Bescheidenheit aus, die man rings um und auch in Bologna nicht findet.

Man sieht in dieser verödeten und verlassenen Stadt jetzt fast nichts als Armuth und Unmuth. So ist es freilich wohl schon länger gewesen, allein die neuere Revolu-

tion hat die letzten Reichen und Großen weggejagt, und dafür sind 1500 Franzosen eingezogen, die selbst auf fremde Kosten leben wollen. So wie der Bürger trostlos, so sieht der Bauer zerlumpt aus, und allgemeines Misvergnügen und Trauer sitzt auf allen Gesichtern, selbst auf denen, die nicht mehr an die Blitze des Vatikans, noch an die Gräber Petri und Pauli in Rom glauben. Alles hat man angegriffen; nicht blos, Nonnen und Mönche zum Pfluge und zur Spindel zu weisen, sondern selbst Armenhäuser und Hospitäler sind geplündert, und doch macht die furchtbare Zeit täglich mehr Dürftige und Krüppel. Die Franzosen, welche hier liegen, sollen übrigens gute Disciplin halten, und das kann man ihrem netten Aeußern, ihren schönen Menschen und Pferden, die alle gut gekleidet und gefüttert sind, wohl zutrauen. Was übrigens den galanten Karakter dieses muntern Volks betrifft, so hat es den bey der neuen Ordnung der Dinge noch nicht verschworen, und es soll viele Händel zwischen Gardinen geben. Ja einige Officiere sind hier und in Mailand und an andern Orten durch einen nächtlichen Stoß, oder ein heimliches Pülverchen gefallen. Doch ist das selten. Der Herr hat immer einen langen Arm zu strafen, und darf vieles, was eben nicht so ganz recht ist. Auch eine Probe des neuen cisalpinischen Militärs sah ich hier, die mich wenig erbaute. Mehr davon bey Bologna.

Den 9ten Oktober um Mittag fuhren ich, mein Türke, ein Kaufmann von Bologna und drey französische Emigranten auf einem großen Wagen mit unserm Gepäcke von dannen, eine kleine teutsche Meile bis an den Fluß Reno, um bald auf dem Flusse, bald auf Kanälen nach Bologna zu gelangen. Wir wählten nemlich diese Kanalfahrt, wozu sich grade Gelegenheit fand, weil die zu Lande durch einige Plünderungen, welche in diesen Gegenden sonst selten seyn sollen, berüchtigt worden ist.

Die Gegend von Ferrara bis Bologna ist äußerst niedrig, und die weiten Ebnen, welche zwischen diesen beiden Städten nach Ravenna ans Meer und an den Po hinlaufen, sind durch Sorglosigkeit dieser beiden letzten Jahrhunderte und die eigennützige Pfaffenpolizei größentheils in Moräste und Sümpfe, stehende Lachen, und unsichere Felder verwandelt worden. Die Kanäle sind verfallen, die Menschen verschwunden, und die ehedem reiche Ebne wird von Fröschen und Enten zum Theil bewohnt. Man hat seit mehr als 30 Jahren gearbeitet, durch Ableitungen des Reno, durch neue Kanäle, in den Po und andre Ströme hinein geleitet, diese Sümpfe, deren vorzüglicher Sitz um Comacchio zwischen hier und Ravenna ist, trockner und urbarer zu machen. Manches soll auch gewonnen seyn, aber mehr bleibt noch immer zu thun. Diese Zeit erlaubt nichts, gebe der Himmel, daß sie einst zu was besserem führe! Manches ist indessen doch immer geschehen, und wo jetzt Häuser stehen und Heerden grasen, soll vor 20 Jahren alles noch Wasser und Schilf gewesen seyn. Man rühmt sich nun der großen Reisaussaten in diesen Morästen. Aber wer weiß, was Reisfelder mit den faulenden und stockenden Morästen, die eine Zeit unter Wasser seyn müssen, für die Menschen zu sagen haben, wer die bleichen Gesichter der Bewohner solcher Felder gesehen hat, der wird diejenigen loben, auf welchen Weizenähren wogen, welche jedes Reisfeld reichlich trägt, sobald es durch Kanäle und Gräben vor Ueberschwemmungen gesichert ist. Besser sorgten die alten Aegyptier in solchen Polizeidingen. Lange war der Reisbau in ihren Gesetzen verboten, weil sie außer denen des Nils keine willkührlichen Stockungen des Wassers machen wollten. Auch hatten sie damals nach allen Nachrichten, so viel sie aufgeklärt sind, dreimal so viel Menschen, und nicht alle vier, fünf Jahre die Pest, wie unter dem römischen und türkischen Despotismus.

Unser Weg ging also von Ferrara durch flaches Land, das mit großen Wällen und Deichen gegen die Ueberschwemmungen eingefaßt und aus Sumpf, das es vor 20, 30 Jahren noch war, ziemlich fruchtbares Land geworden ist. Vor der Stadt liegen hübsche Villen, deren Besitzer aber meistens abwesend seyn sollen, und unter andern eine, die ein peculium Pius des Sechsten gewesen seyn soll. Man hat noch weite Weideplätze, wo unzählige Heerden im üppigen Grase waten, dann einzelne Felder und Gärten, wo die Reben in schönen Guirlanden mit schimmernden Trauben sich um ihre Buhlen schlingen. Diese sind meistens noch die Ulmen Virgils und Horazens und wenige Weißpappeln, zuweilen auch eine Art Stromweiden, (man nennt sie salcio di Vetrici) von denen man die Ruthen zum Anbinden der Weinstöcke gewinnt, wo sie zuweilen statt des mangelnden Baums, der zu sehr schatten würde, an einem Stocke prangen müssen. Wir passirten den Reno auf einer Flöße, und hatten nun bis Mal' Albergo nichts als Wiesen und Sumpf in weiter Ferne.

Bey diesem Mal' Albergo, wo wir um 1 Uhr Nachmittag anlangten, beginnt der Kanal, auf welchem wir heute und diese Nacht nach Bologna gehen. Hier ward abgeladen, und wir schifften uns in die bestellte Barke ein. Dieses Um- und Einpacken nahm eine gute Stunde weg. Ich mußte mit meinem osmannischen Bürger zu einem seiner Kunden, einem kleinen Landmann, der in diesem Dorfe wohnt, und den er auf seinen Reisen nach Bologna immer besucht hat. Wir trafen in ihm einen freundlichen Mann und zu seiner Seite ein feines Weib, bald ging ein gutes Glas alten Rothweins rund, der die Herzen und Köpfe erheiterte. Es gab da noch einige alte Landleute und eine Art von Mitteldung zwischen Barbier und Chirurgus, der eine sehr geläufige Zunge nach Art der Quartgelehrten hatte. Er war ein gewaltiger Antifranzose und schrie gleich: Trinkt, Bürger, trinkt, weil wir's haben!

der Wein läßt sich dies Jahr gut an, doch will ich keinen Tropfen davon genießen, wenn er Gift für die Franzosen werden wollte. Einer dieser Spitzbuben hat meiner Tochter ein Kind angedrechselt, aber bey Gott, wenn ich dürfte, ich gäbe diesem Halbfranzosen eine Kopfdrehung (un torticollo). Dann schimpfte er auf die neue Tabacksaccise, indem er unwillig sein Pfeifchen ausblies. Wir aber lächelten und tranken und ließen den Wirth mit ihm kämpfen, der eben keine Lobschrift auf die alten geistlichen Herren hielt. Solche Gespräche unter vollen Gläsern wechselnd war es uns im Herzen etwas warm geworden, als man uns abrief; wir drückten dem Wirth die Hand und beschlossen, wenn es von uns abhinge, den Namen Mal Albergo (schlechte Herberge) in Buon Albergo umzutaufen.

Die Gegend um den schmalen Kanal, auf dem wir fuhren, ist ganz, wie die vorige, doch sieht man zuweilen Bäume und Gesträuch, und oft war der Kanal so dicht mit Erlen, Weiden und Pappeln besetzt, und mit einem so hohen Wall eingefaßt, daß man gar nicht umhersehen konnte. Die armen Bauersleute gingen finster, zerlumpt und gebückt einher, die Weiber meist nackt und fast noch ärmlicher und zigeunerinnenmäßiger. Große Dörfer sieht man selten, desto öfter in der Nähe des Kanals eine einzige kleine Landwirthschaft, das heißt ein Häuschen zugleich mit den Ställen für das wenige Vieh. Große Scheunen braucht man hier nicht. Das Korn auf den wenigen Streifen Feldes ist nun lange eingeärndtet, und sie tragen jetzt Futterkräuter, und werden nachher noch vor dem Bruma wieder besäet. Der Wein, der in diesem nassen und niedrigen Boden wächst, ist schwach, irdisch und ohne Feuer; je näher dem Himmel, desto himmlischer wirkt dieser Saft des Rebenstrauches. Oefter sieht man wieder Weiden und Wiesen, Sümpfe jetzt weniger, wohl aber die pestilenzischen Reisfelder, die in üppiger Fülle auf dem Halm standen,

geschnitten,

geschnitten, eingefahren und gedroschen wurden, versteht sich, dies alles an verschiedenen Stellen. Ich sah dröschen, rein machen und worfeln, ganz auf dem Fuß, wie Virgil es beschreibt, auf geräumigen Tennen unter freiem Himmel, die aus einem Gemische von Leimen, Kalk, Eisenschlakken und andern Materien so fest zusammengestampft, und zugleich um einen halben Fuß über den Boden erhöht sind, daß Regen und Schnee sie nicht so leicht verderben können. Auf einer Tenne vor einem ärmlichen Häuschen, sah ich einen Haufen von wenigstens vier Last Berliner Scheffels zusammengebracht, der eben in Säcke gefüllt ward. Sie dröschen schnell mit dem Dreitakt Ein, Zwey, Drey mit sehr leichtem Flegel, weil d.. Reis leicht vom Halm springt. Die Aerndte ging still und traurig zu; ohne den Jubel und das Tosen, das man bey uns findet, und doch war eine große Menge Menschen beisammen.

Ich hatte immer auf dem Verdecke gesessen und in die liebe Welt hinein gesehen; als der Mond mit seinen Sternen kam, da horchte ich noch ein Stündchen dem Feldheimchen und Laubfröschen, die mir hier viel gellender und später als bey uns zu zirpen schienen, machte mich dann zur Gesellschaft und hörte die Franzosen und den Bologneser gegen einander auf klagen. Dieses Geschnatter endigte gegen 9 Uhr die Anlandung an einem guten Ort, wo wir um ein warmes Kaminfeuer eine große Gesellschaft versammelt, und die Hühner braten und den Reis sieden sahen, womit mir uns laben sollten. Darauf ward gehörig Wein gegossen, und erst um 11 Uhr gingen wir wieder in unser Bot. Einige Stunden wurden noch froh verschwatzt, ehe der Schlaf einen jeden auf seinem harten Lager überwältigte, denn es gab hier weder Betten noch Matratzen. Zufällig kam es auf die Weiber, und einer von den Franzosen behauptete, die Weiber hätten in Frankreich die Revolution gemacht. Sie seien an allem Unheil Schuld, von der Königin bis zur letzten Halledame. Ein Kapitel, worü-

der sich manches Feine sagen und schreiben ließe, wenn man bey den Sünden der Montespan anfängt, und mit der letzten Hure der Thuilerien, oder des Palais Royal schließt. Dies gab dem Muselmann einen Haken, woran er fest hielt, um die Weise und das Regiment der Türken mit den Weibern zu vertheidigen, so gescheut, so witzig, so allerliebst, daß der französische Baron ausrief: c'est un drolet, que ce Turc! Dabey unterließ er nicht zu betheuern, er sey kein Türke und verabscheue übrigens ihre Barbarey. Dies ward endlich doch den Franzmännern über, und einer der beiden Geistlichen warf ihm den Fehdehandschuh hin und focht wacker als Kämpe der europäischen und französischen Weiber. Wie konnte ein Franzose so ungalant seyn, diese liebenswürdigen Anomalien der Natur so ganz im Stiche zu lassen. Ehrlicher Abbé, hattest auch du der verbotenen Trauben gekostet? oder dünkt uns hier auch süßer was wir kaum ahnden dürfen? Der Schlaf nahm mich aus diesem Zweikampf, den ich nur mit den Ohren mitmachte. Den Morgen des 10ten Oktobers, als es tagte, war ich nahe bey den Mauern von Bologna, ließ bey dem Zollhause meinen Koffer visitiren, und ihn wieder zum Gasthofe zum Mohren tragen, wohin mein Osmane mich führte, welcher etwa drey Wochen hier zu bleiben meint.

Bologna.

Sie ist eine der ältesten und grösten Städte Italiens, und war nächst Rom die erste im Kirchenstaat. Man braucht reichlich zwey Stunden bey einem männlichen Schritt, wenn man ihre Runde machen will. Sie spielte im Mittelalter als gelehrte und martialische Stadt eine große Rolle, bis der gepanzerte Himmelsregent Julius der Zweite, die Bentivogli, ihre Schirmherren, unterdrückte und

die Stadt nöthigte, seine Oberherrschaft zu erkennen. Diese war aber auch nicht mehr, als eine Art Schirmvogtey. Die Stadt behielt ihre Rechte, kannte wenig Zölle und Abgaben und regierte sich meist nach eignen Gesetzen unter einem aristokratischen Senat. Welch ein Unterschied zwischen Bologna und Ferrara und ihren Umgebungen! und welch ein zweiter zwischen Bologna und Florenz! Bologna war doch immer noch eine Art Republik, obgleich der Pfaffengeist auch hier die Erde verdarb, aber wie ist das arme Ferrara nach dem Verlust seiner Alfonse niedergetreten, wie sind seine fruchtbarsten Fluren öde Weiden und Sümpfe geworden! Dem weiten Umfange der Stadt indessen entspricht die Bevölkerung nicht ganz, die man auf 65 — 70000 Seelen schätzt. Sie liegt am Fuße von Weinhügeln, die südwestlich empor steigen, und hat im Norden nach Ferrara hin eine unabsehliche Ebne, welche der Reno durchschlängelt, ein unbedeutender Fluß, der den grösten Theil des Jahres fast trocken ist, aber in der Regen- und Winterzeit oft nur zu überströmend ist. Er hat eine stattliche Brücke, die ihn in dieser Jahrszeit nicht kleidet.

Sie hat mit den meisten italischen ältern Städten bey vielem Schmuz und manchen elenden und finstern Gassen und Häusern das gemein, daß man eine Menge Kirchen, Klöster und Palläste von ihr aufweisen kann, welche die Namen großer Meister an der Stirne tragen. Aber selbst diese zeigen sich hier dem Auge weniger, als in andern Städten, weil fast in allen bedeutenden Gassen offene Portiken, oder Arkaden hinlaufen unten vor den Häusern, welche ihr Vordergesicht entstellen. Diese Arkaden sind freilich sehr bequem für die Fußgänger, die unter ihnen vor Schnee und Regen geschützt gehen, sie sind noch bequemer für die kleinen Krämer und Handwerker, welche unter ihnen ausstehen, oder arbeiten, und so zugleich einer freiern Luft und des ganzen Menschengewimmels draußen mitge-

nießen können. Einen Nachtheil aber haben sie, daß sie die Gassen mehr einengen und sie kothiger machen, weil man nun nicht genug Sorgfalt anwendet, sie rein zu halten; überdem geben sie losem Gesindel manche nächtliche Gelegenheit, auch den Dolchen der Banditen, die hier aber nie in ihrer grösten Furchtbarkeit gewesen sind. Das Centrum der Stadt und ihres lebendigsten Lebens, ist um den großen Platz, (piazza maggiore) bey welchem man zugleich in der Kirche San Petronius ein stattliches gothisches Gebäude bewundern kann. Hier findet man zugleich eine der Merkwürdigkeiten, und eines der stattlichsten Kunstwerke Bolognas, welches sie vielleicht nicht mehr zierte, wenn es sich so bequem, als viele andre Dinge über die Alpen bringen ließe. Dies ist der berühmte Neptunsbrunnen mit stattlichen Figuren aus Bronze, von dem großen Bildner Johann von Bologna (er war aus Flandern gebürtig von Douay) 1563 vollendet, ein Werk, das die Kenner preisen, und das man häufig nach modellirt und im Stich herausgegeben hat. Der Neptun, eine kolossalische Figur, die man wegen der herrlichen Anatomie rühmt, steht in seiner ganzen Furchtbarkeit und Strenge da, die das gewaltigste Element auszeichnet, in der einen Hand das Dreizack haltend, die andre herkisch erhebend mit der Stellung: Auch ich bin ein Gott! Um ihn spielen am Fußgestell Syrenen auf Delphinen reitend, deren weiche und schwellende Gestalten und üppige Stellungen jene verführerische Lust athmen, welche der weise Mann Ulysses seine Gefährten die Augen und Ohren verpichen hieß. Neben und unter ihnen tändeln Kinder mit Delphinen. Wenig Wasser sprützen die Röhren, und italiänischer Schmuz entstellt auch dieses Denkmal der Kunst.

Bologna war einst einer der Hauptsitze der schönen und bildenden Künste, und die lombardische Schule lebte hier gegen das Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts wieder recht auf, nachdem die römische und

florentinische sehr eingeschlafen war. Mehrere der ersten Meister dieser lombardischen Schule lebten hier, und man konnte in reicher Menge sonst ihre vorzüglichsten Arbeiten hier in den Kirchen, Klöstern und Pallästen bewundern, unter denen man vorzugsweise für die Kunst die Kirche der Mendicanti, der Serviten, San Domenico, San Giovanni in Monte und die Palläste Zambeccari, Tanari und Zampieri nannte. Aber diese neueste Umwälzung, welche die Menschen und die Welt auf den Kopf gesetzt hat, hat auch hierin vieles verändert und manches Schönste und Beste, was man sonst hier und anderswo in Italien sah, muß man nun nach Paris zu bewundern gehen. Manches hat man hier auch von der Stelle gerückt, anderes verborgen und geflüchtet, und so geht vieles auf immer vielleicht verloren wie Geld, das man in Zeiten der Noth vergräbt und darüber hinstirbt, ohne einem Freund die Stelle zu zeigen, wo er es haben kann. Die Unsicherheit der Zeit hat noch eine dritte, dem Fremden höchst unleidliche, Folge. Manche der ersten Familien leben die meiste Zeit entfernt, verkriechen sich in eine ländliche und abgeschiedene Ville, oder schließen sich und ihr bestes und schönstes Habe doch sehr ein vor den Augen des Publikums, weil Glanz und Reichthum anfangen Verbrechen zu werden. So ist der sonst freie Zugang gesperrt. Mehrere Palläste endlich stehen auch ganz verödet und ausgeräumt da, und keiner weiß, wo seine Kunstwerke und Kostbarkeiten geblieben sind. Dieses muß noch mehr bey den Klöstern und zum Theil auch bey den Kirchen der Fall seyn. Wann der Fremde nimmt, glaubt der Einheimische sich dazu noch mehr berechtigt, und man weiß schon, wie es in der Verwirrung zu gehen pflegt. Manche Kirchen sind überdem zuweilen Magazine und Lager geworden, und die Rohheit hat sich manches gegen die Götter und Heiligen erlaubt, deren Verehrung man sie belachen lehrte. Indessen bey allem dem ist Bologna noch immer so reich an Kunstwerken und selbst an vor-

trefflichen, daß der Fremde eine Plünderung kaum ahnden würde, wenn die allgemeine Klage es ihm nicht ins Ohr schriee.

Ich will hier kein neues und dürres Verzeichniß von Kirchen, Pallästen und öffentlichen Gebäuden machen, meines alten Wahlspruches eingedenk: Auch das Verschwiegene hat seine Grazie. Doch erlaube man mir, weniges zur Erinnerung meiner alten und kalten Tage aufzuzeichnen. Was einem das Herz bewegte, davon glaubt man so gern, es werde auch bey andern ein gleiches vermögen. Zu den Pallästen habe ich bey diesen verdächtigen Spionenzeiten nicht durchdringen können, einige Worte also von den Herrlichkeiten einiger Kirchen. Die Kirche San Domenico gehörte sonst zu den ersten Merkwürdigkeiten der Stadt, als sie noch fromm seyn durfte, weil die Dominikaner hier den Stifter ihres Ordens liegen haben, der 1221 in diesem Kloster starb. Dieser Heilige hatte Kirche und Kloster sehr reich gemacht. Man zeigte hier sonst eine Menge silberner Weihgeschenke auch herrlich gearbeitete silberne Blumen, Beweise des Bologner Kunstfleißes; alles dieses hat nun wandern müssen. Den Kopf des Heiligen bewahrte man in einer eignen vergitterten Kapelle, die man von Zeit zu Zeit mit den Ersten der Stadt und einer großen Wache vorsichtig besuchte. Einmal nemlich hatte ein Kardinal von Medicis, dem der Heilige Vater in Rom diese Göttergunst bewilligte, zum großen Aerger der Bologneser dem Kopfe einen Zahn ausgezogen. Daß solches Unheil hinfort unmöglich gemacht würde, brauchte man denn seitdem die Vorsicht.

Außer dem heiligen Mann liegt hier ein berühmter Mann des 13ten Jahrhunderts, Enzius, ein Bastard Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen, König von Sardinien. Die Bologneser, eine der anführenden Städte gegen Friedrich in den blutigen Händeln mit der aufstrebenden Lombardei, fingen ihn, und er saß 23 Jahre bis an

seinen Tod 1272 in einem Thurm. Noch über seinem Grabe prahlen sie und man liest die Worte:

Felsina Sardiniae regem sibi vincla minantem
Victrix captivum Consule ovante trahit;
Nec patris imperio cedit, nec capitur auro,
Sic cane non magno saepe tenetur aper.

welche ich im ähnlichen Geschmack so geben würde:

Der Sarderkönig, der, Felsina, dir mit Schmach
Gedroht, geht als ein Sklav dem Siegerkonsul nach,
Der nicht durch Kaisermacht, noch Gold sich rühren läßt.
So hält ein kleiner Hund oft große Eber fest.

Dieser Enzio oder Heinz war einer der tapfersten Söhne des gewaltigen Friedrich, einer der vielen Bastarde, die er mit Saraceninnen und Christinnen erzeugte. Er war des Vaters Liebling, der ihn zum König von Sardinien und Reichsstatthalter von Tuscien machte, und in seinen späteren Jahren sein bester Degen. Erst seit seiner Niederlage und Gefangenschaft fühlte sich der fürchterlich genialische Kaisermuth gebrochen.

Außer diesen beiden Denkmälern der Barbarey des Mittelalters und der Pfaffenherrschaft, liegen hier die Gebeine von Ludwig Caracci und Guido Reni, welche man als die Repräsentanten einer bessern Zeit ansehen kann. Auch von dem um Bologna verdienten Grafen Marsigli sieht man ein Denkmal, das ihm die Clementinische Akademie hat errichten lassen. Unter den Gemählden ist der Kindermord in einer der Seitenkapellen eines der berühmtesten von Guido. Aber das war kein Stoff für den Mahler der Grazien. Wenn der Ausdruck und der Effekt alles in der Kunst wären, so könnte man es heroisch nennen. Das Kolorit ist äußerst verbleicht.

In der Servitenkirche findet man nach einer Menge von Freskomalereien in der Vorhalle zu Ehren San Benizi einige treffliche Stücke von Albani. Trefflich ist der heilige Andreas, der das Kreuz anbetet; welche selige Ruhe und welches himmlische Entzücken wohnt um das graue Haupt

und betet aus den schwärmerischen Augen! Aber Andreas gefällt nur noch, wenn man das zweite Stück von Albani, seine Magdalena und seinen Christus nicht gesehen hat. Es ist die Scene, wie Christus der Magdalena erscheint. Erstaunen und Entzücken und der innigste Ausdruck heiliger Liebe sprechen aus dem reitzenden Kopfe der Magdalena, wie eine Göttin in irdischer Gestalt, und mit dem Hinschauen der bedürfenden Liebe steht sie vor dem großen Heiland, der weder genug Gott, noch genug Mensch ist.

Die Kirche Mendicanti di dentro war sonst an Gemählden eine der reichsten. Aber man hat in ihr sehr aufgeräumt. Einen der bleibendsten und, ich mögte sagen, ewigen Eindrücke machte auf mich die schöne gemarterte Agnes von Domenichino in der Sankt Agneskirche. Da sieht man die Weisheit des Künstlers, jene Ruhe, die den großen Menschen macht, und die der Künstler nie verlieren soll. Welch ein süßes Ideal der ewigen Liebe, die sie muthig ihre Marter tragen läßt! welche stille und kühne Duldung, die es kaum ahnden läßt, daß der Schmerz auch die schönste Gestalt verzerren kann. Man bewundert das weinende Kind darneben, und die Gruppe der Weiber zur Seiten, die sich wehmüthig zu besprechen scheinen. Auch in der Kirche San Giovanni in Monti findet man ein hoch gerühmtes Stück dieses Meisters, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das man wegen der vielen Personen und Gruppen eine Sammlung mehrerer Gemählde nennen kann. Man muß es lange ansehen, um aus dem Einzelnen zu nehmen, was das Ganze nicht geben kann, denn dieses läßt sich weder mit dem Auge, noch Gemüthe zusammenfassen. Es sind einzelne herrliche Köpfe der aus dem Tiefen schöpfenden Künstlerkraft. Wegen der Zeichnung sieht man dieses Gemählde häufig als ein Studium an. Sonst war hier auch die heilige Cäcilie von Raphael, eines seiner berühmten Stücke; aber es hat wandern müssen. Mehreres sieht man hier noch von Guercino und Peruaino.

Bologna hat von den frühsten Zeiten her auf die Bildung Italiens und von dort auf die des ganzen Europa einen wichtigen Einfluß gehabt. Sie ward im Mittelalter die Lehrerin eines menschlichern und weiseren Gesetzes, und half durch den Mund ihrer Lehrer, mehr als Schwert und Bann, die barbarischen Gottesurtheile mit ihren Gräueln abzuschaffen, und mit der römischen Gesetzgebung einen großen Schritt zur Entwilderung und Milderung der Sitten zu thun. Hier schlug Irnerius zuerst seinen Lehrstuhl auf, hier schrieb Accursius seine Glossen. Tausende kamen vom Norden her und lernten die Bärenhaut abwerfen, und brachten neue Kenntnisse und Gesittetheit in ihr Vaterland. Bologna blieb lange die erste Universität Europens, bis endlich nach ihrem Muster und nach dem Pariser in allen Ländern ähnliche Anstalten gemacht wurden und der Strom sich theilte, der anfangs mit vollem Wasser hieher floß. Diesen Ruhm des Alterthums konnte sie freilich gegen mehrere Nebenbuhlerinnen in neuern Zeiten nicht behaupten, aber doch hat sie auch in den letzten Jahrhunderten immer noch einen ehrenvollen Platz im gelehrten Europa behalten. Hier arbeitete Aldovrandi für die Naturgeschichte, Malpighi für die Arzneykunde, der große Caßini für die Kunde des Himmels, und noch sieht man die berühmte Mittagslinie in der Sankt Petroniuskirche, die er 1695 zog.

Die Universität, lo studio, hat ihr stattliches Gebäude nahe an der vorbenannten Kirche. Man muß dieses studio nicht mit dem Institut verwechseln. Die Veranlassung zu dieser trefflichen Anstalt gab im Anfange dieses Jahrhunderts ein gewisser Graf Marsigli, der im spanischen Successionskriege unter Oesterreich diente, aber kassirt ward, und nun für den Degen, womit es ihm nicht glücken wollte, zu den Wissenschaften griff. Er wandte sein ganzes Vermögen an, seltene Gegenstände der Natur und Kunst zu sammeln, und diese schenkte er der Stadt und bewog

ste, zu ihrer Aufstellung einen eignen Pallast zu kaufen. Der Pabst vermehrte diese Sammlung auf sein Ansuchen, andre folgten diesem Beispiele und er selbst arbeitete bis an seinen Tod 1730 mit Vorliebe für dieses sein Lieblingskind. In der Folgezeit ist durch die Freigebigkeit der Päbste, durch Schenkungen und Spenden das Ganze so erweitert, daß Marsigli, wenn er mal wiederkäme, sich freuen würde, seine eigne Anstalt nicht mehr zu kennen. Jetzt ist hier eine stehende Einnahme, mehrere Lehrer, die lesen, experimentiren und erklären. Dazu kömmt eine Akademie der Wissenschaften, ein Observatorium, Naturalienkabinet, eine Mahlerakademie, Bibliothek, Maschinen, Modelle, Antiquitätensal und andre Herrlichkeiten. Benedikt der Vierzehnte hat viel für das Ganze gethan.

Die Bibliothek rechnete man zu den ersten Italiens und sie zählte an 100000 Bände, aber auch aus dieser ist von den Befreiern von Tyrannen mehreres nach Paris gegangen. Schlimmer noch hat dies die Antiquitätensammlung erfahren, ob gleich diese noch jetzt in manchem Lande reich heißen würde. Die herrlichen 1500 Medaillen der römischen Kaiser und andere, welche Benedikt der Vierzehnte schenkte, nebst andern Sammlungen sind nicht mehr hier. Kleine etruscische Sachen, Urnen, Gefäße, Lampen, Idole, Basreliefs, Opfer- und Hausgeräthe findet man noch reichlich. Für die Anatomie sind eine ansehnliche Sammlung natürlicher und Wachspräparate. Von den letztern werde ich mehr sagen bey dem Artikel von Florenz. Für einen Naturhistoriker würde das Aldovrandische Museum mehr Interesse haben, als für mich, der blos sieht und vorübergeht. Unter den Statuen giebt es einige wenig bedeutende Originale. Das meiste sind Abgüsse jener ewigen Wunder der Kunst, des Laokoon, des farnesischen Herkules 2c., welche jetzt die Säle des Louvre zieren, und die man von ihrem heitern und jugendlichen Himmel immer weiter gegen den mitternächtlichen Sonnenuntergang

ziehen läßt. Sonst sind noch eine Menge kleinerer Sachen da, einzelne Köpfe, Fragmente und kleine Studien für Künstler.

Zu diesem Institut, wie es heißt, gehört auch eine Mahlerakademie, wozu schon der wackere Marsigli den Grund legte, welcher aber Clemens der Eilfte erst die rechte Konsistenz und zugleich seinen Namen gab, denn noch jetzt heißt sie Academia Clementina. Ihr erster Vorsteher ward ein beinahe hundertjähriger Alter, Karl Cignani, ein würdiger Nachfolger in lombardischen Genien, in Korrektheit und Zeichnung und Kolorit, aber ihr Geist ruhte nicht mehr auf seinem Zeitalter. Es ließe sich hiebey eine Anmerkung machen, welche sich mir gleichsam durch die Geschichte aller Zeitalter aufgedrungen hat. Mich dünkt immer, man sollte mit freien Künsten, die durchaus das freie und ungehinderte Spiel des freien Geistes seyn und bleiben müssen, nie, auch im Kleinsten nicht herrisch, oder auch nur leitend verfahren. Es gilt hier das Wort eines Weisen: „Der Wind wehet wohin er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kömmt, noch, wohin er geht.“ Schon die ernstern Wissenschaften, die mehr dem bloßen Lernen und Wissen obliegen, verlieren durch das Wesen der Akademien und Gesellschaften und Innungen, das Eigensinn und Bedürfniß so machten. Durch den Handwerksbrauch, durch den Professoren- und Doktorenfirlefanz und seine Anhängsel wird mancher, der durch eigne Kraft größer geworden wäre, das, was in der Kunst manirirt heißt. Es giebt nun so wenige Feuer, die aus eignen Kohlen leuchten, und es ist natürlich. Verträgt keine Wissenschaft Zwang und Konvenienz, wie man leicht beweisen könnte, so verträgt es die Kunst am wenigsten. Die Akademien und Universitäten senden nur die Ausrufer und Kolporteurs der gelehrten Welt; ihr heiliges Feuer brennt nicht da; denn viel Geist und mehr Herz zerstiebt mit dem Schulstaub und unter dem Katheder. Die Mah-

ler- und Bildhauerakademien, oder Schulen, oder wie man sie endlich nennen will, haben meistens nur Handwerker gebildet in der Kunst, und man forsche nach, so wird man sehen, daß die Kunst verfiel, sobald man durch Edikte und Dekrete und Professoren sie aufzumuntern suchte. Freiheit der Wahl, Freiheit, ohne gezwungen zu seyn, diesen oder jenen Meister zu honoriren; Ehre der göttlichen Kunst, der Enthusiasmus giebt; Unterstützung des einzelnen aufstrebenden Genies, ohne ihn irgendwo anzuweisen, das schuf die größten Meister und wird sie ewig schaffen. Im spätern Zeitalter Roms und Konstantinopels behandelte man so die Kunst, und was ward sie? Die Kaiser hatten ganze Werkstätten von Mahlern, Bildhauern, Fabrikanten aller Art, wie man sie noch in China und Japan hat. Gewisse Gegenstände durften nur von diesen Privilegirten, und auch diese nur auf eine gewisse Art gemacht werden. So ward aus Kunst ein Handwerk, und aus Freiheit Sklaverei. Wo hatten die Allegri, Michel Angelo, die Rafael ihre Akademien? sie folgten dem Genius und sahen die Reste der Alten und die Natur.

Bologna hat also den Geist nicht halten können, der Italien mit seiner traurigen Lage verließ, und diese Mahlerakademie hat den großen Männern nichts gleich gestellt, welche aus dem eignen Trieb ihrer schönen Natur so lustig aufwuchsen. Nach den großen Meistern der italischen Schulen Michel Angelo, Correggio, Tizian und Rafael schien gleichsam ein Stillstand zu seyn. Da brach in Bologna ein zweiter schöner Tag an, welcher neue Blüthen hervorlockte. Die drey Caracci, von denen Hannibal das überwiegende Genie war, entrissen den Grazien noch einmal das Geheimniß, wodurch sie Göttern und Menschen gefallen, und brachten in die Kunst, welche Nachahmung zu werden drohte, wieder Kraft und eignes Leben. Domenichino, Guido, Guercino da Cento, Albani und andre traten in ihre Fußstapfen und verherrlichten ihr Vaterland

durch unsterbliche Werke. Nach ihnen ist Hesperien unter dem Joch der Fremden, durch Dürftigkeit und Niederträchtigkeit gebeugt und geschändet, immer ärmer an großen Geistern geworden, und die die vorigen Jahrhunderte so reich hervorbrachten, die stehen jetzt nur verloren da.

Wenn man dieses wenige, was ich hier beiläufig genannt und angeführt habe, nur zusammen rechnet, so wird man schon finden, daß Bologna eine Mutter und Pflegerin vieler großen Männer und eine Beschützerin der Wissenschaften und Künste gewesen ist. Aber auch in andern friedlichen Künsten der stillen Thätigkeit und des Bürgerfleißes, hat sie sich von jeher ausgezeichnet, und schon im Mittelalter ward sie dadurch mit Mailand und Florenz mächtig, und ein Haupt von kleineren Städten. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wanderten von Lucca eine Menge Seidenfabrikanten ein, und seitdem ward dieses ein wichtiger Zweig des Erwerbs für Bologna, doch hat sie mit Florenz in neuern Zeiten diesen Ruhm gegen Turin und andre Städte Piemonts verloren, wo diese Waaren viel besser gearbeitet werden. Man sieht künstliche Seidenmaschinen, oder Mühlen, worauf die Seide abgehaspelt und gezwirnt wird, und welche durch Wasser getrieben werden. Man macht hier auch sehr feine und künstliche Blumen aus Seide, welche sehr theuer sind, und zum Theil nach der Levante gehen sollen. Das Bologneser Papier ist durch ganz Italien berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Der Theriak, den man hier bereitet, wird von einigen dem in Venedig noch vorgezogen. Wegen seiner Rosoli und Liköre, seiner eingemachten Früchte, Salami, Makaroni und andrer Magensachen war mir in dem lieben Wien, wo dergleichen Dinge an ihrem Platz sind, Bologna schon vortheilhaft bekannt. Zu diesen Artikeln gehören noch seine herrlichen Würste, Mortadellen genannt, welche durch ganz Italien und bis nach Frankreich und Teutschland gehen, und die eben so gepriesen sind, als die

Salami di Verona und die Presciutti (Schinken) von Mailand.

Bey diesem Gegenstand scheint es mir nicht unzweckmäßig, als einen Handelsartikel auch der sogenannten Bologneser zu erwähnen, die man in meinem Vaterlande ohne Beisatz erräth; denn in Teutschland kennt man Bologna vorzüglich durch die Hunde. Diese kleinen Thiere machen eine eigne einträgliche Fabrik aus, und wer weiß, daß sie das Glück haben den Weibern zu gefallen, der weiß auch, daß sie dann ein Gegenstand des Luxus und der Galanterie geworden sind. Je winziger und behender sie sind, desto theurer verkaufen sie sich. Man beschuldigt die Bologneser, daß sie sie von außen und innen häufig mit Brantewein ausbaden, damit sie fein zwergartig bleiben. Es wäre einer Untersuchung der Naturforscher werth, dies näher zu beleuchten. Gewöhnlich sagt man ja auch: Kinder, welche Brantwein trinken, werden nicht groß.

Nun einen kleinen Absprung, um auch draußen zu besehen, was denn Himmel und Erde der Stadt beschert haben.

Die Stadt liegt in einer reichen Ebne, die mit ihren Villen, Gartenhäusern und kleinen Wirthschaften einen recht freundlichen Anblick gewährt. Nach Norden und Osten senkt diese Ebne sich tiefer und tiefer, bis das Auge sich am Horizont verliert. Westlich steigt sie in sanften Hügeln mit Reben, Pfirsichen, Aprikosen, Mandeln, zu Obstpflanzungen, Kastanien, Wallnuß- und Sorbenwäldern, mit Feigenbäumen untermischt, empor, und trägt nette Kirchen und Klöster, die nun leer stehen; im Hintergrunde ist kahles Gebirg. Am lustigsten ist die Aussicht in den Süden wegen der bis zum Fuße des Apennin sanft aufwärts steigenden Gegend, wo Felder, Gärten, Weinberge, Oel und Feigenbäume ein liebliches Gemisch machen. Diese fruchtbaren Umgebungen, welche von Korn und Früchten schwellen, welche Rinder und Sauheerden und Milch und Käse

geben, haben der Stadt vielleicht den Beinamen la grassa (die fette) verdient, wo sie ihn nicht von dem weiblichen Essen hat, was man hier sehr lieben soll. Im Nordosten um die Stadt wächst Reis und Getreide, und noch stand hie und da üppiger Mais und Saggina, (eine Art Hirse) mit unzähligen Kürbissen, und selbst noch mit Melonen zwischen sich, so daß ich mich wieder nach Ungern versetzt glaubte, wo ich im August so frohe Tage verlebte. Weiter hinab sind die Sumpf- und Marschländer für das Vieh. Auch den Bologneser Taback rühmt man unter den schlechten italiänischen als vorzüglich. Früchte aller Art, so gut sie ein andres Land hervorbringt, giebt es auch hier. Die Trauben sind groß und trefflich, und auf den westlichen und südlichen Hügeln wachsen einige Gattungen milden und wohlschmeckenden Rothweins, der mit dem Alter auch Feuer gewinnen soll. Die Wohnungen der Landleute auf diesen Gefilden sind nicht so ärmlich, wie um Ferrara, auch das Aeußere dieser Menschen sieht nicht so gedrückt; indessen sehen sie, mit den Florentinern verglichen, immer noch an Seele und Leib als Sklaven aus. Auch scheint mir die Gegend lange nicht so bevölkert, als sie nach ihrer Fruchtbarkeit seyn könnte.

Noch von einigen Merkwürdigkeiten außer der Stadt. Dahin gehört die Kirche Madonna di San Luca, die eine gute halbe Meile von der Stadt auf dem Berge Guardi liegt, und zu einem Nonnenkloster gehört. Zu dieser Kirche ist eine außerordentliche Wallfahrt zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, die aber doch, so wie die reichen Gelübde, in neuern Zeiten sehr abgenommen haben soll. Das Gemählde der Jungfrau ist eines von den wenigen Ueberbleibseln des Sankt Lucas, und ein gläubiger Antiquar könnte darin manche Aufschlüsse über den Zustand der Kunst seines Zeitalters finden. Die Rafaele und Correggen haben Unrecht, so viel Weiblichkeit und Anmuth in das Gesicht der Maria zu legen. Lucas mußte sie ja wohl

kennen, oder wenigstens nähere Nachricht von ihr haben, und dieser hat ihr einen sehr verbrannten Teint, die männlichen Züge und die starke Nase einer Virago gegeben; und auch das Kindlein hat kein feineres Blut. Das Gemählde ist im Brustbilde, und mit funkelnden Steinen eingefaßt. Die Kirche ist einige 30 Jahr alt, und in einem edeln Stil erbaut. Man hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von der Stadt bis dahin einen Portikus von 700 Arkaden geführt, wozu alles mit unglaublichem Eifer von den Kleinsten bis zu den Größten beigetragen hat; ein Werk der römischen Zeit würdig, wenn der Zweck auch römisch wäre. Mir scheint es doch unchristlich, den Pilgrimmen den Weg zu derjenigen so bequem zu machen, die im Leben so viel Drangsal ausstehen mußte. Auf der Mitte des Weges findet man einen hübschen Pavillon und kleine Häuschen und Ställe für die fahrenden, weil es hier zu steil bergan geht, und ein jeder also seine Füße brauchen muß. Man beschuldigt diese Ruheplätze mancher Orgien, die der Maria und ihren Verehrern wenig Ehre machen. Wo man so viele Sünden durch eine Wanderung abschütteln kann, sollte man es sich da verdrießen lassen, für eine neue Gnadenspendung nicht zu sammeln?

Näher bey der Stadt findet man die Karthause, die nun von ihren Bewohnern geleert ist; man muß sie auch immer wegen mancher vorzüglichen Gemählde besuchen. Man findet hier manches von der berühmten Mahlerin Elisabeth Sirani, auch einer Schülerin der Caracci. Sie liegt mit Guido und Ludwig Caracci in der Dominikanerkirche begraben. Von Ludwig sieht man zwey treffliche Gemählde, welche die Dornenkrönung und Geisselung Christi darstellen. Schöner und berühmter war von Augustin Caracci die Kommunion des heiligen Hieronymus, welche ich ein Jahr später im Louvre zu Paris gesehen habe. Noch sind einige kleine Stücke von Guido und Ludwig Caracci.

Berühmter als die vorigen ist für die Kunstwerke die Kirche der Mönche vom Oelberge San Michele in Bosco, die, wie die Olivetaner bey Florenz, auf einem freundlichen Hügel vor der Stadt wohnen. Man bewundert hier vor allen einige Freskomalereien von Ludwig Caracci, die aber, wie die von Guido sehr zerstört sind. Einige halten sie für die schönste Arbeit dieses Meisters. Sie stellen die Wundergeschichte der heiligen Cäcilia und Benedikts vor, von welchem letztern man sechs Geschichten sieht, worin er meistens mit Weiberlockungen und Teufelslisten zu thun hat, welche er natürlich wie Spreu von sich bläst. Ein schönes Stück von Guercino stellt San Bernardo Tolomei vor, den Stifter des Ordens, indem Maria ihm die Regeln desselben einhändigt. Es ist ein herrlicher Mannessinn in dem Kopfe des Heiligen, und Maria bleibt auch bey diesem Geschäfte ein holdes und menschliches Weib.

Will man die Stadt in ihrem ganzen Umfange, will man die schöne Landschaft in der vollsten Weite, will man endlich den Schornsteinen und Menschen auf die Köpfe sehen, so hat man hier wieder ein Gegenstück zu dem Venezianischen Kampanile di San Marco, dieses ist der Thurm degli Asinelli, dem man sicher eine Höhe von 325 Fuß Rheinländisch beylegen kann. Man nennt ihn einen schiefen Thurm, aber das Auge kann die Abweichung vom Loth nicht merken, und er ist wenigstens kein hängender Thurm. Die Aussicht ist vortrefflich, und ich freute mich hier eines Nachmittags einige schöne Stunden mit meinem Muselmann, der mir vom Serail erzählen mußte. Das alte Mütterchen, das mit uns hinauf ging, fing gleich an, wie wir oben waren: Guardate, Cittadini, qui si vedono cento e cinque città! (Schaut, Bürger, hier sieht man 105 Städte). Wir guckten, anfangs übertölpelt, umher, und lachten dann über das Spiel. Man sieht nemlich das nahe Städtchen Cento und einige andre kleine Nester, die man mit dem Namen Städte beehrt. So neckt man denn die

Fremden oder meint sie zu necken mit diesem abgetriebenen Witz. Hier erstaunten wir über den Raum der Stadt, mit dem die jetzige Bevölkerung in keinem Verhältniß steht. Wir wären wohl länger geblieben, hätte uns nicht ein französisches Husarenregiment abgerufen, das durch das Thor von Modena her einrückte, und in die Romagna marschirte.

Auch das Schauspiel haben wir fleißig besucht die Tage, welche ich hier verweilte. Das ist aller Orten, nirgends aber mehr, als in Italien, der lebendige Spiegel der äussern Sitten. Bologna ist seit langer Zeit als eine Pflegerin dieses schönen Menschenspiels und als eine Pflanzschule guter Spieler und Sänger in ganz Italien berühmt gewesen, und seine Einwohner, denen man nachsagt, daß sie die Freuden des Lebens und das Wohlleben nicht hassen, sollen auch hiezu gern beitragen. Die jetzige Zeit ist indessen nirgends die günstigste für diese Kunst, die fällt zwischen Weihnachten und Fastnacht. Mancher große Spieler lebt den Sommer still und verborgen, und tritt in jener Zeit erst wieder auf, um so viel einzunehmen, als er bis zum künftigen Jahre braucht. Stehende Truppen von Schauspielern sind überall selten, und die Italiäner lassen sich als ächte Künstler nicht gern auf lange Zeit verdingen, sondern ziehen mit ihren Talenten von Stadt zu Stadt und belauren die guten Zeiten, wo sie glänzen und ihre Taschen füllen können. Das hiesige Schauspielhaus ist vielleicht eines der größten und elegantesten in Europa — es sind hier sonst noch mehrere kleine. — Es ist vor etwa 40 Jahren ganz neu gebaut und zwar auf dem Platze, wo einst der Pallast des Bentivogli stand, die eine Zeitlang die Fürsten von Bologna waren. Julius der Zweite eroberte die Stadt dem heiligen Stuhle wieder, und ließ den Pallast dieser kleinen Tyrannen schleifen. Es ist wunderbar, wie alles von den Sitten abhängt und wie manche Widersprüche diese geben. Welche Grandezza, welche Zurück-

haltung beobachten die Geschlechter hier noch größtentheils auf den Gassen, wie ist da der Schleier noch in der Regel! im Schauspiele hingegen, was doch wegen der vielen tausend Augen nicht viel anders, als eine offene Gasse, und wegen der Ruhe und des Bleibens dieser Augen noch schlimmer ist, als eine Gasse, im Schauspiele lebt man ungezwungener, als in einer Conversazione, und jeder thut und läßt mit sich thun, was gelüstet. Die Oper ist eigentlich ein Kind des italischen Karakters und jene kleinen Spitzbübereien der Opera buffa, jenes Tändeln, Necken, Raufen, jene liebenswürdige Ungezwungenheit, die zuweilen Unverschämtheit scheint, sollte das Volk immer an sich tragen. Hat Verfassung und das Regiment der Fremden es äußerlich spröde und tückisch gemacht, so läßt es im Theater sich doch das Recht seiner Natur nicht nehmen. Da glaubt man mit einem Male ganz andre Menschen zu sehen, als man draußen und in häuslichen und großen Zirkeln erblickt. Da herrscht der Muthwille und die genialische Ungebundenheit, wodurch dieses Volk vor allen andern zu einem Künstlervolke geeignet ist. Die wenigsten gehen hier hin, um singen zu hören, oder sich durch Schwänke belustigen zu lassen. Musik und Oper sind nur ein Mittel, was anderes zu treiben, und dienen höchstens als Intermezzo zu den andern Vergnügungen, die man sich vorgenommen hat. Das ist ein Lachen, ein Schnattern und Tosen, daß man nichts von Musik und Gesang hört, wo man nicht den Spielern beinahe auf den Fuß tritt. Diese sind bey diesem Lärm eben so wenig verlegen, noch die aufmerksamen Zuhörer unwillig, oder berechtigt, Stille zu gebieten. Man ißt und trinkt, als wäre man in seinem Kämmerchen, tändelt mit seinem guten Freunde und Cicisbeo — denn den Herrn Gemahl mit in der Loge zu haben oder die Gemahlin wäre wider ... e Schicklichkeit — oder mit der Freundin, und hat es nicht Hehl, daß man artig und zärtlich seyn seyn kann, auch nach des Priesters fürch-

terlichen Segen. Alles dies aber wird leicht behandelt, und bey aller Lebendigkeit immer schicklich; es bleibt immer leichtes Spiel und Berühren, und man greift nicht so dick mit seinen Empfindungen, wodurch der grade Teutsche gewöhnlich sogleich in dumme Streiche ausplatzt. Ja selbst kleine Consessus wie Conversazionen kann man sehen, und ordentliche Spielparthien in den größern Logen. Die französischen Officiere waren munter unter diesem Bienenschwarm und um die feinsten Gesichter herum.

Die Schauspieler und Operisten gehörten, wie die Tänzer, nur zu den mittelmäßigen, besser war das Orchester; denn die Musik behauptet hier noch immer ihre alte Ehre. Man schreit auch hier, wie in Venedig: e tutt' un' altra maniera di vivere, che fu, und das glaubt man den Leuten ohne Schwüre. Bologna hatte sonst den reichsten, ältesten und glänzendsten Adel der lombardischen Städte. Dieser ist durch die neue Verwandlung ganz niedergedrückt, zum Theil hat er alles verlassen, und ist mit den Ahnen in ein sicherer Land gezogen; die gebliebenen sind unlustig und bange, leben im Dunkeln, und tragen den alten Glanz nicht zur Schau, oder dürfen es nicht. So verliert die Kunst den Zufluß, den sie immer nur von den Reichen bekommen kann, und die Enkel und Neffen von Päbsten und Kardinälen wollen bis jetzt an den allgemeinen Menschenadel, der allen Adel aufhebt, nicht glauben.

Die Bologneser sind ein rüstiges und meistens wohlgebautes Volk, und der fette Boden, den sie bewohnen und pflügen, trägt auch schöne Gestalten. Aus allen Ständen springt dies in die Augen, und die Weiber sind meistens schöneren Wuchses und zarteren Blutes, als die Florentinerinnen, ja selbst, als die Venezianerinnen; doch bleiben venezianische Augen immer einzig und die Grazie der Venezianerinnen im Tragen und Kleiden. Die Kleidung hat hier nichts ausgezeichnetes; sie ist nach der jedesmal vorherrschenden Mode englisch oder französisch. Doch findet

man noch die Schleier, die aber nicht so ganz venezianisch mehr sind und kleine Lücken lassen, wodurch ein freundlicher Sonnenblick der Augen fallen kann. Wollen die Weiber aber diese Bequemlichkeit recht brauchen, so sind die Schleier viel größer, als in Venedig, und es soll selbst dem Ehemann schwer werden, unter dieser Kappe seine Hausehre wieder zu finden. O die schönen verschämten Schleier! Die Mäntel sind hier nicht so vornehm und allgemein in den bessern Ständen, als in Venedig. Dafür haben die Franzosen den Stiefeln Ansehen zu verschaffen gewußt; die sonst immer noch wenig italiänisch waren. Auch das Tabackrauchen hat man mit der Freiheit gelernt und kann nun also den Taback, den man baut, sehr gut brauchen. Uebrigens sind die Bologneser ein munterer und frohherziger Schlag Menschen, und haben eine gewisse Freimüthigkeit, die freuet, lachen und scherzen gern, selbst jetzt noch, da sie doch meistens bitter klagen. Der Dialekt hier ist unangenehm, und man sagt in Italien, wenn einer schleppend und gleichsam singend spricht: er spricht wie ein Jude, oder Bologneser. Der gemeine Mann schnarrt und singt und beißt die Worte dabey so bequem ab, daß man sehr geübt seyn muß, ihn zu verstehen. Das Singende im Ton können aber selbst die gebildetsten nicht ablegen.

Man kann hier an 5 bis 6000 Franzosen sehen, die in Garnison liegen, und etwa 1000 Mann des Militärs der neuen cisalpinischen Republik. So fein, so elegant, so schön mondirt die ersten sind, so lumpig und ehrlos sehen die letzten aus. Jene sind die Herren, diese die Sklaven, und sie werden auch so von den Franzosen behandelt. Das Wörtchen Brüderschaft steht nur schön auf dem Papiere, der Franzose wird mit dem Italiäner nie eine aufrichtige machen können. Die französischen Soldaten schimpfen allenthalben laut auf die Nation, und noch lauter auf die feigen cisalpinischen Legionen. Auch Bologna seufzt über die neue Ordnung, aber würde es nicht eben so sehr

seufzen, wenn die Franzosen als Feinde gethan hätten, und schlimmeres gethan hätten, als sie nun als Freunde thaten? Gekostet hat es der Stadt genug, und die Hypothek der geistlichen Güter ist nichts werth, weil sie keinen Kredit hat. Unverkauft liegen diese Güter nun zum Theil ganz unbewohnt und unbebaut, ein neuer Verlust für die Kommune. Ich selbst ging den 13ten Oktober zu einer Subhastation von mehr als für zwey Millionen Gütern aufgehobener Klöster. Es war viel Volk da, das sich drängte und fluchte, man bot eine Kleinigkeit und behielt die Güter, so laut auch der Commissair des Direktoriums seine Stimme tönen ließ. Das Volk lachte übermüthig, als die Session aufgehoben ward, und mein Wirth meinte, so viel werden die Heiligen doch über die Menschen vermögen, daß man ihnen ihr letztes Erbe in Bologna nicht stehle.

Manche Lächerlichkeiten habe ich denn doch auch gesehen, die ächt französisch sind, und meinem Osmannen, mit dem ich gewöhnlich spazierte, viel Spaß machten. Obgleich die unsinnigen schwimmenden Batterien und Maschinen, womit man die englischen Küsten ersteigen wollte, in Frankreich längst vergessen und nie ernstlich gemeint worden sind, so tragen französische Schacherer die Abbildungen doch zum Verkauf herum, auf denen die englischen Kriegsschiffe wie Seifenblasen zerplatzen, und an der Küste alles die Flucht nimmt. Eine Menge Menschen staunte die Dinger an, und die Franzosen behaupten noch in den öffentlichen Blättern, nächstens werde England den Todesstreich erhalten. Schwächer und wirklich erbärmlich aber ist es, daß man in öffentlichen Affichen liest: Nelson sey mit Verlust von 10 Schiffen geschlagen, und Bruys werde nächstens an den Küsten Siciliens seine siegreichen Wimpel wehen lassen. Die Franzosen lachen selbst darüber, da jeder das Gegentheil weiß, und sagen, die Regierung macht uns zu Narren, und wir können doch fechten und brauchen

keine Prahlerei. Und wahrlich man kann kaum schönere Truppen sehen, als hier liegen; so fröhlich, so gesittet sind nur freye Menschen. Was können sie für die Sünden des Geschleppes der Armee, für die Gesandten, Kommissäre und Räuber, die ihnen wie die Pest nach ziehen. Indessen ist ihr gutes Aussehen kein Wunder. So gut, wie ihnen, wird es nicht allen Truppen. Jeder französische Soldat kostet der Republik täglich 6½ Groschen, (2 Paoli) außer dem, was ihm sonst geleistet werden muß. So können sie gut leben und Muth und Lust in der Brust behalten, während der arme Teutsche bey seinen 4 Kreuzern und Kommisbrot in Venedig verhungern muß. Man findet die alte Artigkeit noch immer unter ihnen, und viele Gemeine haben ganz das Aeußere der gebildetsten Leute.

Sonderbar ist es bey dieser Stimmung der Gemüther und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur Eine Stimme herrscht, von Grätz bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert. Man erzählt nur, wo er diese und jene Unordnung abgeändert, diese und jene Last erleichtert, diese und jene Nothwendigkeit durch sein Betragen und sein Wort erträglicher gemacht habe. Alles verzeiht man ihm gern, nur nicht, daß er seinem Vaterlande die Kunstwerke entwenden lassen hat. Der Patriot, der über sein Vaterland seufzet, erklärt ihn unschuldig, und legt ihm sogar das Gute bey, was vielleicht zufällig war. Der Priester rühmt ihn als einen Mann, der auch in Vorurtheilen die Menschheit zu ehren und das Elend so vieler in eine unbekannte Welt hinausgestossener zu fühlen wußte. Der französische Emigrant, der ungeschworne Priester macht ihn zu einem Aristokraten, der nicht gekonnt, oder nicht gewagt habe, alles auf das Spiel zu setzen, als die berühmte Parthey Pichegrüs und Barthelemys in Paris so thätig war. Wenn dies alles

auch für das Einzelne nichts beweist, so beweist es doch so viel, daß ein Mann, der in einer so mißlichen Lage so alle Herzen gewinnen konnte, werth seyn muß, den Menschen zu gebieten.

Die Insignien der neuen Freiheit sieht man nicht blos an allen Hüten, sondern an allen Stadtthoren und Plätzen, sähe man sie doch auch auf allen Gesichtern! Das größte Menschengewimmel, das Aufziehen der französischen und cisalpinischen Truppen, die Hauptwache, das Gemeindehaus und der mächtigste Freiheitsbaum findet sich auf dem grossen Platz. In den Fahnen der Republik, welche neben ihm wehten, waren die Worte: „chi usurpa i diritti del popolo, è un tiranno" sehr ominös eingerissen. Das Volk weiß ziemlich wohl, woran es mit allen diesen schönen Worten ist, und mir waren die Unterscheidungen, welche die Matrosen am Po machten, nicht ohne Bedeutung, indem sie das territorio imperiale di quà und das territorio francese di là des Stroms unterschieden. Einfältige und Kinder sagen die Wahrheit.

Mit meiner Tafel war ich bisher wohl zufrieden gewesen. Man isset in Italien weit derbere und nahrhaftere Speisen, als in Frankreich und in Oberteutschland, und ich konnte bey den Schinken, Mortadellen und Metwürsten wohl rufen: en patria dellus! Rinder- und Schweinfleisch sind vortrefflich, und die Menge der jungen Puter und Hühner, die man mit Butter und Oel sehr leckerhaft zu braten weiß. Der Tischwein ist wenigstens mittelmäßig und läßt sich, wenn man ihn italiänisch mit Wasser trinkt, schon genießen. Auch die Fische und Eierspeisen sind besser, als man in Oesterreich, Baiern und andern Fastenländern sie findet. Von den Suppen muß man in Italien unterscheiden zwischen zuppa und minestra. Zuppa ist, was man eine Brühe, einen dünnen Abguß der Fleischsuppe mit etwas Kraut und einigen Brocken Brod, oder eine dünne Milchsuppe nennen kann. Minestra steht in der Mitte

zwischen den Löffel- und Messerspeisen. Dahin gehört der dicke Reis, die Maccheroni und Vermicelli, (Nudeln, Würmchen,) die durch geriebenen Parmesankäse, den man aufstreut, noch fester gemacht werden. Doch bereitet man diese Minestren an einigen Orten so trefflich, daß sie rechte Leib- und Magengerichter werden. Schon bey den Alten war, was zwischen den Eiern und Aepfeln aufgetragen ward, grade nicht das beste einer Mahlzeit. Das gilt auch noch, und freilich können wenige Völker einen Nachtisch haben, wie die Italiäner. Dies ist die Freude des Mahles, vorher hat man gegessen, nun fängt man an zu genießen. Das Weintrinken und Gespräch beginnt und man schmaust Mandeln, Rosinen, Trauben, getrocknete und frische Feigen, Aepfel, Pflaumen, Parmesankäse und was die Jahrszeit jedesmal zu dem Trocknen Frisches giebt. Des Nachtisches entbehrt der Italiäner nicht gern, und selbst der ärmste muß etwas dergleichen haben.

Eines muß man in Italien nicht versäumen, alles zu bedingen bis auf das Kleinste, so wohl bey den Wirthen als Vetturini, wofern man nicht fürchterlich geprellt werden will. So hart dies auch der Sitte der Teutschen fällt, so ist es hier Sitte und keiner nimmt es übel, wenn man für jedes den Preis bestimmt. Das Bedungne wird redlich gehalten; ich habe während meines Aufenthalts in Itallien nur einige unangenehme Abweichungen davon gefunden. So lebte ich zum Beispiel hier in Bologna recht gut, den Wein mit eingeschlossen, für 4 Paoli (14 gute Groschen) die Mahlzeit, und für Bette und Zimmer bezahlte ich zwey. Hat man nicht bedungen, so muß man als Fremder das Doppelte, ja das Dreifache bezahlen.

Reise von Bologna nach Florenz.

Den 16ten Oktober zu Mittage hatte ich mir einen Platz in der Karosse eines Florentiner Vetturino bestellt, um mit ihm dieser Stadt zuzufahren. Mein Türke, der neben mir logirte, kam, weil er zu Mittage bey einem Handelsfreunde aß, drückte mir die Hand und ging, ohne ein Wort zu sagen, fort. Ich sah noch einmal in seine großen schwarzen Augen und er verschwand. Braver Panajo Dopa, warum wurdest du, an Sitte und Art mir fremd, mir doch so lieb, und alle die andern gingen kalt und gefühllos vor einander und vor mir vorüber? Wo du auch leben magst, dein Andenken soll mir heilig seyn; denn du bist ein Mensch. Unter Fremde ausgestoßen, die nur mein Geld wollen, oder die höchstens die Neugier zu mir treibt, bedarf ich solcher Erwärmung, um nicht ganz zu erstarren, und wehe dem, der ihrer nicht mit mir bedarf!

Sonderbar genug traf ich in der Kutsche, die vorfuhr, meine drey Emigranten, mit denen ich von Ferrara reiste, und die nun die Städte verlassen, und in Florenz einen unsichern Aufenthalt suchen müssen. Wir nahmen nachher noch einen Mann und Weib ein, oder vielmehr auf, denn sie setzten sich auf dem Vordersitze außer der Kutsche. Der Wagen war sehr bequem mit vier Sitzen innen und hinten mit einem Korb für das Gepäck. Vier Mäuler zogen ihn, die in Bergen am besten und sichersten gehen. Ich bezahlte von hier bis Florenz (15 gute Meilen) zwey Zechinen, zwey Mahlzeiten und das Nachtlager einbedungen, und ward gut gefahren und bedient. Sonderbar traf es sich, daß bei'm Lichte besehen, die ganze Gesellschaft, die mich umgab, aus Franzosen bestand, denn auch jener letzte war einer, und seine Frau eine Savoyerin, also auch

eine halbe Französin. Dieser neue Freund war äußerst redselig. Er machte uns gleich mit allen seinen Sachen bekannt, war ein Stück von Juwelier und nannte sich einen Mercante d'antiquità, ein Normann seines Landes. Seit seinem 20sten Jahr — er war jetzt in den 40gen — hatte er in Genua gelebt, sich verheirathet, dann eine Flucht nach Spanien gemacht von 14 Jahren. Bey meiner Rückkunft, sagte er, fand ich, daß meine Frau sich verheirathet hatte, aber grade zwey Tage vor meiner Ankunft zum zweiten Mal Wittwe geworden war. Sie hätte mich gern wieder genommen, aber ich dankte. Doch war jener Mann nicht aus dem Lande, sondern in die andre Welt gegangen. Nun habe ich doch närrisch genug mir wieder einen Klotz, indem er auf seine Gefährtin zeigte, an die Füße gehängt, und ziehe mit ihr das Land durch auf Rom und Neapel, wo jetzt guter Einkauf zu machen ist. Von Spanien erzählte er Mord- Inquisitions- und Glücksgeschichten, und von sich selbst Abentheuer, die allen Glauben überstiegen. Dies alles in einem Gemisch von Sprachen und in einem Dialekt, die es noch komischer machten, denn er mischte häufig italiänische und spanische Wörter mit ein. Griff er unsre Geduld an, so that es sein kleines Weib noch viel mehr. Ich ließ sie, als wir aus Bologna heraus waren, in der Kutsche sitzen und nahm ihren Platz ein, um besser um mich sehen zu können, und sie war dafür so gefällig, alle Augenblicke mit der singendsten Sprache und der widerlichsten Stimme ihren Mann mit dem Namen Reyner anzuschreien, daß mein Trommelfell vor Angst hätte platzen mögen. Sonst war sie ein ganz niedliches und gutherziges Persönchen, dem man gar nicht böse seyn konnte. Die beiden Geistlichen und der Baron dagegen machten mich, obgleich sie sonst gebildete Leute waren, mit ihrer Wuth gegen die neuen Franzosen, und mit ihren Wünschen und Hoffnungen fast toll. Sie finden in Florenz, wo es in Italien einzig noch etwas ruhig ist, eine Menge

Unglücksgefährten. Diese Armen hören immer noch nicht auf, wie die Juden den Messias, eine neue Umwälzung zu hoffen, die ihnen ihr Vaterland wieder öffnen wird, das sie doch immer noch über alle Länder des Erdbodens erheben. Ich störte ihre Hoffnungen nicht durch Zweifel, und unterhielt mich angenehm über manches mit ihnen; denn selbst das Unglück nimmt einem Franzosen seinen leichten Sinn nicht.

Bologna liegt nicht weit vom Fuße des Apennins, und die Gegend erhebt sich sanft, so wie man aus der Stadt in den Süden hinein fährt. Im Norden hingegen fließt der Reno und man sieht nichts, als die unermeßlichen Ebenen, welche bis zum Po und zu Ravenna fortlaufen. Der Weg geht auf schlechter Chaussee durch schöne Gärten und Villen immer mälig bergan. Rechter Hand im Westen sind lustige Hügel mit Gärten und Gartenhäusern, und da sah ich noch einmal den Sitz der Madonna di San Luca, wohin auch ich gewallfahrtet war. Bald indessen verloren wir diese Gärten mit ihren Reben und Oelbäumen und Feigen, und kamen in eine ganz andre Natur. Schroffe Felsen, mit Eichen und zahmen Kastanien bedeckt, wechselten mit kleinen Einschnitten, worin die fleißigen Menschen sich Gärten, Felder, Wiesen bereitet und Häuschen gebaut hatten. Diese Gärten und Schluchte waren zum Theil so allerliebst, daß ich mich eben so gerne darin eingenistet hätte, als in die Villen vor Bologna. Alles dieses machte die reizendste Abwechselung und Verschiedenheit, und alle Augenblicke begegneten uns Wagen und bepackte Maulthiere und Esel. Ich wanderte häufig, um so der schönen Erde desto besser und freudiger zu genießen. Als wir drey Meilen etwa gemacht hatten, ward die Aussicht himmlisch, wie der abendliche Himmel selbst. Hinter uns lag die Ebne mit der prächtigen Stadt ausgebreitet, und ferner hin dämmerten die Berge von Padua, links unter Rimini erschien das blaue Meer und sogar

einige Segel sahen wir vorüber fliegen. Dies war uns allen so herzerhebend, daß wir in Einen Jubel einstimmten, und der großen Mutter der Dinge ein Loblied darbrachten. Die Gegend ward nun immer ernster und wilder, und die Klüfte und Felder hingen immer abschüssiger. Kleine Eichen und mächtige Kastanien mit reicher Frucht beladen, begleiteten uns am Wege, und seltner hatten wir ärmliche Hütten und Dörfer zur Seite. Doch geht hier noch Pflugschaar und Sense, und es giebt gar hübsche grüne Alpwiesen, von kleinen Feldchen durchschnitten. Endlich schloß uns der Abend in seine braunen Schatten ein, und wir traten um halb acht Uhr zu Figliara, fünf Meilen von Bologna, ins Quartier.

Die Bergluft war kalt, und wir stellten uns also in der Küche um das Feuer, wo man unser Mahl briet und kochte. Die Zeit konnte uns nicht lang werden, denn kaum ward Reyner warm, so kramte er aus, und erzählte solche ungeheure Geschichten aus Hispanien, solche verliebte Abentheuer, solche Wunder- und Helden- und Blutthaten von Räuberhauptleuten, Spielern und Zauberern, daß alles, was im Don Quixote steht, dagegen Kinderei ist. Zugleich machte er eine Fechtschule mit den Armen mit mir durch, bis endlich die Eßglocke schellte. Wir hieben lustig ein und legten uns gleich schlafen, weil unser Fuhrmann uns angekündigt hatte, daß wir um 4 Uhr wach seyn müßten, wenn wir morgen Abend in Florenz seyn wollten.

Um drey Uhr war der Markör mit dem Lichte da, und um vier saß alles in der Karosse. Ich nicht. Die Nacht war zu schön und die Gegend zu groß, um mit meinen Kameraden blos zu schnarchen, welche alle Fenster und Vorhänge zugezogen hatten. Es ging zu Fuße über hohe Berge, denen doch grünes Gebüsch und rieselnde Wasser nicht fehlten. Gegen die Dämmerung waren wir auf toskanischem Gebiete und mußten still halten, um unsre

Pässe visitiren und die Effekten versiegeln zu lassen. Dies währte ungefähr eine halbe Stunde. Der Morgen dämmerte roth und heiter auf über den Bergen, welche Nebel kränzten. Diese fangen an kahl und öde zu werden, und nähren nur in ihren Klüften und Gräben einiges Grün und Buschwerk; doch auch hier sind noch, wo es eben ist, kleine Felder und hübsche gewässerte Wiesenstreifen, worauf Stiere und Mäuler weideten. Der Weg ist nicht steil, noch gefährlich, sondern windet sich sanft hinan. Um 8 Uhr hatten wir die höchste Höhe des Apennin, die wir zu passiren hatten, und die unter dem Namen Monte Traversa weit berühmter ist, als sie verdient. Ich habe in mehrern Reisebeschreibungen gräuliche Dinge davon gelesen, wie zur Zeit der Stürme Maulthiere mit Mann und Maus sind zurückgeworfen, und in die Abgründe geschleudert worden. Alles dieses ist Wind der Fuhrleute und noch blinderer Reisenden, die Augen haben und doch nicht selbst sehen mögen. Denn dieser Monte Traversa ist sehr flach und geht gar mit keinen Abgründen und Schlünden, sondern ganz sanft hinunter, und die Stürme von beiden Meeren, dem ligurischen und adriatischen, können auch so fürchterlich nicht seyn, da dieses Gebirg mit so vielen Brüdern nach allen Seiten umgeben ist, die eben so hoch, oder doch nicht viel kleiner sind. Auch wegen der Aussicht hat es eben keine Vorzüge, und die von gestern war bey einer kleinern Höhe viel ausgebreiteter und größer. Nicht weit nach diesem Uebergang über den Rücken des Apennin, sieht man links in einiger Entfernung einen Rauch, der als eine Merkwürdigkeit bekannt ist, unter dem Namen des Feuers bey Pietra Mala (ein Dorf). Diese Flamme, oder Flammen brechen an einem Berge auf einer Stelle von 25 bis 30 Fuß im Umfange blauleuchtend und hüpfend hervor, wie man von der Teufelsflamme bey vergrabenen Schätzen fabelt. Der Veturino sagte auf meine Frage, es brenne dort von ewigen Zeiten her. Bey Tage sieht man

meist nur Rauch, bey Nacht soll es oft weit leuchten wie ein Meteor. Dieser Vulkan ohne Krater und Spalten wäre der Untersuchung doch wohl werth. Wir sahen aus der Ferne nur den Rauch dieses Holzfeuers, (fuoco di legno) wie es der Fuhrmann nannte.

Wie wir nun wieder bergab fuhren, that sich uns eine ganz andre Gegend auf. Ueberall ist diese südliche Seite des Apennin viel milder und romantischer, als die nördliche, und öffnet sich zugleich mit schönen Thälern. Auch weit besser angebaut ist sie, und die Häuser in einem nettern Zustande. Ob aber die Gegend allein dies mache, oder die bessere Regierung nicht auch einen Antheil daran habe, das läßt sich wohl eher fragen, als entscheiden. Man sieht keine Dörfer, oder doch selten, sondern immer nur einzelne Wohnungen, wo sich in den Bergen ein Feldchen, eine Wiese und ein Gärtchen findet, für eine Familie geräumig und reich genug. Kirchen und Klöster liegen auch meist wie jenseits auf hohen Bergspitzen, und geben einen schönen Anblick. Die Kastanien- und Eichenwälder fangen hier gleich an, und begleiten den Reisenden durch liebliche Thäler bergauf und bergab, bis er die Gegend hinter Monte Carello hat. Von hier an wird alles milder. Man fährt hoch und hat zu beiden Seiten eine anmuthige Aussicht über Thäler, die mit lustigen Wohnungen und Thurmspitzen wie besäet sind. Es geht wie durch einen schönen Garten. Reben voll der herrlichsten Trauben schlingen sich um ihre Bäume, oder stehen auch zum Theil nach teutscher Art an Stäben. Die Kastanienbäume werden seltner und stehen nur noch an den rauhern und felsigtern Plätzen, und Oel- und Feigenbäume kommen dafür, die letzten mit reifen Früchten, die ersten mit ihrer Trauerfarbe unter dem frischen Grün der letzten noch mit unreifen Beeren bedeckt. Jetzt findet man am Wege und seitweges schon anmuthige Villen, wo die hohen und dunklen Cypressen wie Schildhalter stehen. Selten sieht man

einen Park dieser Bäume. Gewöhnlich steht nur Eine, höchstens zwey Reihen vor dem Hause, oder auch rund herum. Sie stehen wie Riesen unter den andern Frucht- und Obstbäumen. Nun erst hatte ich das rechte Italien, und sah das schönste Land zum ersten Mal in seinem eigentlichen Gewande und unter den schönsten Bergen. Durch die Gärten, Weinberge und Villen laufen Gebüsche, Wiesen und Felder hin. Ich dachte an Plinius Landhaus am Fuße des Apennin, wie er in einem seiner Briefe es so reitzend schildert, noch mehr, als ein Jäger losbrannte, und bald noch ein andrer, der den Hasen erlegte, den jener verfehlt hatte. So wechselte ein Thal nach dem andern mit dem Durchschnitt einer schroffen Anhöhe ab, und wir hielten endlich in einem Wirthshause still, das in einem Bergthale unter Feigen und Nußbäumen am Bache lag. Es gab ein gutes Mahl und guten rothen Florentiner Wein. Der Weg von hier windet sich immer eng durch Bergthäler mit kleinen Feldern und Häuschen, bis endlich Reyner vom Bock schrie: voilà Florence! Alles ward munter. Ich sprang aus dem Wagen und sah eines der schönsten Thäler Italiens, das Arnothal und tief im Grunde die hohe Kuppel des Doms und den Thurm des alten Pallastes von Florenz. Wir rollten nun noch eine Meile bergab und fuhren mit der Dämmerung in die Stadt ein. Ich nahm im Gasthofe della Gran Bretagna mein Quartier, und miethete mir die nächsten Tage ein helles Stübchen am Arno, nahe bey der gran piazza.

Gegenden um Florenz.

Ich werde in der Beschreibung der Umliegenheiten von Florenz etwas weitläuftiger seyn, theils weil diese das schönste Bild von dem Zustande Toscanas geben, theils auch, weil man bey einer allgemeinen Aufrechnung gewöhnlich so viel Kleines übersieht, was den Karakter eines

Landes

Landes und Volkes aufschließt, so wie man in kleinen unwillkührlichen Zügen und Lichtseiten, die hervorspringen, das tiefere Dunkel eines Einzelnen schaut.

Wanderungen in den Nordost von Florenz.

Ich hatte den 19ten Oktober bestimmt, Pratolino, das man mir seiner schönen Lage wegen rühmte, zu besuchen, und wandelte längst der Bologner Straße immer durch Fluren und Weinberge etwa ein anderthalb Meilen fort. Die letzte halbe Meile geht man auf schroffem Pfade, immer nur einzelne Bäume vor den Augen, bis sich unter kahlen Bergen ein sanftes Thal aufthut, worin Pratolino in seinen dunkeln Bäumen erscheint. Bald fand ich den Castaldo des Großherzogs, der, so wie wir in den Pallast traten, mich mit den Worten empfing: alles ist geplündert und nach dem Pallast Pitti gebracht. Ich fand diese Klage nur zu wahr. Die großen Säle stehen leer und öde, und Tauben und Schwalben fliegen durch die zerbrochenen Fenster. Die Wände sind eingerissen, die Decken abgeblättert, die Fußböden hie und da versunken. Alles verkündigt den schnellen Verfall dieses schönen Gebäudes, wo nicht mit besserem Geschmack für die große Natur ein Retter erscheint. In dem ersten unteren großen Saale steht man noch schöne Brustbilder der alten Mediceer, wie in den Gemächern ihre Ehrentage und Gelage zum Theil gemahlt sind. Diese und andre Gemählde liegen in Staub und Moder herum, und werden schon von Nässe und Würmern zerfressen. Wo man reich ist, wirft man so vieles hin, was man anderswo als ein Heiligthum bewahren würde. Es wäre wahrlich ein erlaubter Diebstahl, einige schönere Gemählde aus dieser Verwesung zu stehlen.

Die Ville ist von Franz dem Ersten gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut. Die Meister sind die beiden Buontalenti, Bernard und Franz, Vater und Sohn. Vor dem Pallaste ist ein schöner Hof im halben Monde. Zu den Seiten sind Wohnungen und Ställe, jetzt für Bauers- und Handwerksleute und für den Verwalter. Grade vor dem Pallaste am Hofe liegt der Park, der sonst durch seine Bildhauerei, Wasserkünste und Grotten die Zierde des Landes war. Vorne führt ein schöner grüner Platz an einen Teich, (virajo, piscina) der rund umher mit großen Steinen eingemauert ist. An seiner nördlichen Seite thront auf ödem Gestein, das in einer Weltverwüstung zusammengeworfen scheint, ein ungeheuer sitzender Riese, der aufgerichtet über 50 Fuß hoch wäre, ein Emblem des Apennin. Sein Bart, sein Haupt und Gebein ist mit Bröckel- und Tufstein künstlich genug beworfen, und eben so hat er einen steinernen Pelz um, der seiner Figur wohl steht; aber auch dieses bröckelt immer mehr ab, und Gras und Moos ersetzt dies Kleid. Unter sich hat er einen Drachen, der aus seinem Maule einen Strom Wassers in den Teich speit, welcher von Fischen wimmelt. Ein andrer geflügelter Drache ist hinter seinem Rücken, auch ein wasserspeiendes Ungeheuer, das seinem Meister Ehre macht. Unten sind Grotten, mit Muscheln und Gestein künstlich und zierlich besprengt, es rieseln kleine Wasserröhren und Sprützen, und in seinem Bauche selbst ist ein niedliches Zimmerchen, für eine Nereide, mit Perlmutter, Muscheln, Tufstein und kleinen Wasserspielen geschmückt. Aber auch dieses einzige Denkmal wird bald zusammen fallen, woran Johann von Bologna so lange gearbeitet hat. Die übrigen Kleinigkeiten, die noch da sind, verdienen keine Erwähnung. Die Gänge selbst sind mit Gras und Gesträuch verwachsen, und die Bäume zeigen in ihrer Wildheit noch die Scheere des Gärtners, der sonst zierliche Wände aus ihnen zu bilden wußte. Es laufen

mehrere von diesem Teiche und zu beiden Seiten aus, und wechseln mit einzelnen grünen Plätzen, jetzt in ihrer wilden Naturschönheit noch lieblicher, als je vorher. Sie haben hier und dies ganze Thal hinunter, auch südlich im Garten hinter dem Schlosse, einen so hohen Wuchs, wie man sie in der ganzen Gegend nicht leicht findet. Ich habe um Florenz keinen Ort gefunden, der eine erhabnere Natur und Wildheit und Milde so vereint zeigte. Mächtige Eichen, Cipressen, Tannen und Pinien schmücken dieses reizende Rund vor dem Schlosse, und unter ihnen steigen Leccien, (eine Art Eichen, ilex) Mortellen und Lorbeern mit ewigem Laube empor. Die Gänge sind meist mit Lorbeerbüschen, Myrthen, Lentaggio (eine Art niedrigen, sehr biegsamen Lorbeers) und andern Sträuchen eingefaßt, und noch jetzt blühen auf allen Rasen Blumen, die das Gebirge und kalte Quellenwasser lieben. Hinter dem Gartenplatz kömmt der Park, der mit Fichten und Eichen nördlich ans Gebirge hinanläuft. Der Garten hinter der Ville ist im gestutztern Geschmack, und trägt Reben und Blumenbeeten, und hinter seinen Mauern rieselt ein Bach in vielen Armen durch Eichen, weiterhin im Osten steigen Rebenhügel mit Oel- und Feigenbäumen lustig empor.

Ich verließ diesen lieben Ort, und kletterte den Monte Senario hinan, eine einzelne Bergspitze im Norden in dunkeln Tannen, welche sich romantisch unter ihren Gesellen erhebt. Dieser Berg ist berühmt durch seine Einsiedler aus der alten Zeit, und es ist nichts begreiflicher, als wie Menschen, die durch Schwärmerei, oder Ungeduld und Kummer des tollen Lebens satt geworden sind, sich hieher flüchten und allein mit den Geistern des Himmels und der Erde hier leben konnten. Auch mich wandelt oft ein Gefühl der Sehnsucht an, wenn ich solche Gegenden sehe, ein Gefühl, das uns sagt, wie vieles wir durch die Gesellschaft einbüßen, das sie uns kaum durch ihre besten Güter ersetzen kann; wie Himmel, Erde und Meer, Sonne

und Mond mit ihren Sternen, wie die Bäume, die Blumen und die Kräuter doch dem Menschen erscheinen mögen, der von Jugend auf mit ungeknicktem und unverdrehtem Menschensinn unter ihnen gewandelt ist, o das ahnen wir kaum in seltnen Augenblicken! Sollten alle Eremiten nur den Todtenkopf angeschaut und das Crucifix umhalst haben? ich zweifle. Jetzt steht hier unter den Fichten ein Kloster der Eremiten, die sich Diener der heiligen Jungfrau nennen. Die Stifter waren sieben edle Florentiner, die im 13ten Jahrhundert hier lange in Höhlen lebten. Später aber gab ein Florentiner, Benizi, der jetzt unter den ersten Heiligen prangt, dem Werke erst seinen Glanz. Er baute sich eine Laube aus Tannen, unter welchen er lange einsam, Winter und Sommer, auf diesem hohen Gipfel lebte. Ich saß unter ihren hohen Wipfeln und träumte von heiliger Anbetung des Erhabensten, was ein Mensch träumen kann, kroch in die sieben Grotten der Einsiedler, die man in der Einfassung des Klosters sieht, und besprach mich mit einigen Eremiten, besah noch das finstere Kloster von la Trappe Buonsolazzo, und wanderte dann immer bergab wieder in milderen Fluren von Florenz. Doch einen süßen Spruch, den ich an der Wand einer Grotte fand und der mich damals innig bewegte, will ich zum Andenken dieser Wanderung hieher setzen und eine schlechte Verteutschung beifügen. Er hieß:

Questo soggiorno dolce de Santi
Non conosce lamenti o pianti.
Con Iddio ramingo e solo
L' augellin animo prende il volo.
Vedi spuntar e muorire fiore,
Quivi così si vive e muore.

Dieser süßen Heimath der Frommen
Leid und Weinen darf nahe nicht kommen.
Der Geist, mit Gott schwebend und ganz alleine,
Auffliegt, wie Vögel zum Himmelsscheine.
Sahest du Blumen ausbrechen, verblühen,
So steht das Leben hier, so wird es fliehen.

Näher der Stadt und dem prächtigen Thore von San Gallo, besuchte ich noch mit heiliger Ehrfurcht die Ville Careggi, die Kosmus der Alte, der größte der Mediceer, im 15ten Jahrhundert erbaute. Diese ist merkwürdig, weil sie der platonischen Akademie, die sich unter seinem Enkel Lorenz in Florenz zusammen fand, zum Versammlungsort diente. Sie bestand aus den berühmtesten Männern der Zeit, die der pflegende Geist der Mediceer in ihre Vaterstadt sammelte, aus Lorenz von Medici, Marsilio Ficino, Angelo Poliziano, Hermolao Barbaro, Pico di Mirandula, lo Scala und andern.

Den nächsten Morgen, den 20sten Oktober wanderte ich wieder aus der Porta Pinti, um die nordöstliche Gegend, die zwischen dem Arno und dem Wege von Bologna liegt, zu entdecken. Ich hielt mich unten nicht lange auf, sondern eilte zur Höhe, um freiere Luft und Aussicht zu gewinnen. Bald war ich in dem schönen Cipressengang der Villa Guadagni, wo die Ebne in Hügeln aufzusteigen beginnt. Gleich daneben kömmt man an ein Dominikanerkloster, und steigt von da zu der lieblichen Villa Girolamo, die sonst ein Kloster war. In der Kirche liegt ein wackrer alter Künstler in Erz und Marmor begraben, Franz Ferrucci von Fiesole. Man sieht sein Bildniß, von ihm selbst in Porphyr gemeißelt. Von der Terrasse dieser sonnigen Ville hat man im Duft der Orangen eine der schönsten Ansichten der Stadt, die etwa drey viertel Meilen entfernt liegt.

Hoch über Girolamo in öden Gebirgen, wo nur Oelbäume, Feigen, Ginggiolen und Sorben stehen mit wenig magern Reben, liegt die Kirche und der Pallast des Bischoffs von Fiesole, und zugleich ein hübsches Seminarium, stattlicher von Ansehen, als die beiden vorigen. Wenige andre Häuser stehen in der Runde umher, und man kann es jetzt nur noch ein Dorf nennen. Ehedem war es eine Stadt, und zwar eine solche, die die Florentiner so in Zorn

setzen konnte, daß sie sie im Anfange des eilften Jahrhunderts von Grund aus zerstörten. Von ihrem vorigen Daseyn sieht man nichts mehr als einiges alte Gemäuer. Zwischen hier und Florenz ward im Anfange des fünften Jahrhunderts die fürchterliche Schlacht zwischen dem Gothenfürsten Radagais und Stilico geschlagen. Ueber Fiesole zogen sich noch viele Tausende von Barbaren über den Apennin zurück, und gingen wieder über die Alpen nach Teutschland und Gallien.

Westlich über Fiesole war eine Art Feste auf einem abgeschnittenen Berge, wo sich jetzt Franciskaner angebaut haben. Dieses schöne Kloster war das weiteste Ziel meiner heutigen Pilgrimschaft. Der Weg läuft von Fiesole steil, aber wohlgebahnt hinauf. Hier warf ich mich oben auf der grünen Terrasse hin, und genoß eine himmlische Aussicht. Ich übersah nicht allein die Ebne unter mir und die Stadt, sondern den ganzen Lauf des Arno und sein Thal, so weit es von Osten nach Westen fortläuft und von Bergen umschlossen wird. Hier hatte ich zum ersten Mal die ganze Gegend von Florenz unter mir, und konnte jeden Ort der Lieblichkeit wieder finden. Im Norden sah ich Pratolino und den Monte Senario, und fern den grauen Apennin. Hinter dem Kloster nach Nordwesten läuft der Berg öde und steil hinab mit Cipressen, Eichen und Lorbeerbüschen, zu deren Füßen Oelgärten laufen. Auf der grünen Terrasse sieht man den Vater des Ordens an einer Seite des Klosters mit dem Kreuz, und nicht weit davon berichtet eine Inschrift der Nachwelt, daß Joseph und Leopold 1775 auch von hier hinab schauten, und sich in den Bergen und Thälern von Fiesole wohl gefielen. Unten bemerkte ich noch bei'm Weggehen an einem kleinen eisernen, an der Wand hängenden Kreuze eine Inschrift, die mir eine kleine Aufklärung gab. Ich hatte die Leute bey so einem Kreuze sich oft tief bücken und es herzhaft küssen gesehen, nun sah ich, daß die Herren es nicht um-

sonst thun. Ich las: „wenn man dieses Kreuz an jedem beliebigen Tage, oder Stunde küsset, so erhält man völligen Ablaß für ein Jahr." —

Von hier ging ich wieder durch Fiesole und immer östlich, bis ich auf dem kahlen Rücken der höchsten Berge dieser Seite stand. Ein frischer Wind wehte um mich, und mit ihm schien aller Staub der Erde zu verfliegen, so leicht und heiter fühlte ich mich hier. Hier ist überall eine ganz andre Natur, als im Süden und Westen von Florenz, auch wenn man tiefer steigt. Sobald die Ebne aufhört, steigen die Hügel nur mit tiefen Einschnitten zu Bergen, von denen brausende Wasser über Steinklumpen rauschen. Jenseits sind sie mehr gerundet, und sehen von oben bis unten nur wie ein schöner Garten aus. Im Gebirg hier und in seinen Klüften sind die einzigen Bäume Weißpappeln (arberi, alberi) und Eichengesträuch, seltner Tannen und Cipressen und einzelne Lorbeer- und Kastanienbüsche. Unter diesen steht Myrthe, Rosmarin, Haide, Tamarisken, (μυρικη myrice) Rimbrentoli und manche Blumen des Herbstes; an den Bächen Binsen, Ginestra, (eine Art Ginst oder Hasengeil, das aber weicher und binsenähnlicher ist) und Bachbungen. Tiefer unten beginnen Oelberge und Reben. Ich fand eine Menge Steinbrüche und Arbeiter darin. Sie saßen eben bey dem Mittagsmahle in großen Marmorsälen, die sie ausgehauen hatten mit natürlichen Pfeilern, damit der Berg ihnen nicht über den Kopf komme und alles zusammen stürze. Einige dieser Marmorsäle träufelten rauschendes Wasser herab, und wären die schönsten Grotten für Einsiedler, wenn diese heilige Liebhaberei nicht so ganz aus der Mode gekommen wäre. Von hier stieg ich über niedrigere Berge zu den Ruinen eines alten Schlosses hinab, wo ich meinen Füßen eine kleine Ruhe gönnte. So wanderte ich durch die lachendsten Villen dieses östlichen Thals an den Arno, den ich eine Meile verfolgte, bis das Thal sich schloß. Unter-

wegs traf ich einen Wahnsinnigen in einem Dorfe, der wunderschön die Flöte spielte, die schon eine halbe Stunde vorher zu mir zu dem Berge hinaufgeklungen war. Kaum trat ich näher zu ihm, so hörte er auf und warf sich neben einem Sacellum der heiligen Jungfrau hin, und fing laut zu predigen an, so daß sich Kinder und Neugierige um ihn sammelten. Es war das verrückteste Zeug, was ich in meinem Leben gehört habe, aber der Mensch sah nicht ganz verrückt aus, und als er die Flöte wieder ergriff, schien eine Art himmlischer Entzückung aus allen seinen Zügen zu leuchten. Mir fiel es ein, ob ein Wahnsinn nicht oft eine Wohllust des Daseyns ist, die diese tief fühlenden Menschen weit über ihre Hörer und Seher erhebt. Seine Worte waren offenbar die eines Tollen und gewiß meist nicht wahr. Er schwatzte, daß er im Gefängniß liege und eine ungeheure Summe zahlen solle, die er nicht aufbringen könne, doch werde Elias nächstens im Donnerwetter kommen, und sich mit einem Sack voll Gold zu seiner Flöte hinabneigen, und dann wolle er diese Flöte nur an heiligen Festtagen, und in den Kirchen spielen. Er schalt die Fürsten alle blinde Maulwürfe, und meinte, er müsse sich an den dort oben wenden, um sein Recht zu haben. Seine Flöte hallte mir noch lange nach, auch als ich sie nicht mehr hörte, und so ging ich träumend am Arno hin, und wandte mich endlich, als ich das Ende des Thals hatte, um an seinen Ufern wieder zur Stadt zurück zu gehen. Dieses Thal läuft ungefähr fünf viertel Meilen östlich von der Stadt und erweitert sich, wie es der Stadt näher tritt. Der Anfang ist unbeschreiblich schön durch die herrlichen Villen, die jenseits auf den Hügeln liegen, welche nahe an den Strom treten. Der Strom selbst ist mit Weißpappeln begränzt, und meistens mit Wall und Mauern eingeschlossen, um die niedrigen Pflanzungen vor Ueberschwemmungen zu sichern. Auf diesem Wall geht es lustig zur Stadt, und der Gedanke dringt sich einem von

selbst auf, daß es nicht leicht einen bevölkertern Fleck der Erde geben kann, als die Gegend um Florenz, noch einen schönern, wenn die Menge der Villen und Klöster nicht einige sanskülottische Gedanken eingäben. Wie viele müssen nicht arbeiten, damit eben so viele vielleicht faullenzen und beten? etwas anders sollte es wohl seyn, auch wenn wir die levellers herzlich verabscheuen.

Das Volk ist arbeitsam und thätig und alle Hände, die sich nur noch rühren können, sind in Bewegung. Jetzt werden die Bäume gerupft und die Reben und Zweige ausgeschneitelt, zum Futter für das Vieh und das Gröbere zur Feurung. Andre hacken und graben und säen für das künftige Jahr, schneiden die Rohrstangen an Bächen und in Gärten, wo man Rohrpflanzungen hält. Andre fahren auf den Straßen mit einem dürren Eselein, oder auch Buben mit Körben am Arm, worin sie sammeln, was die Pferde und Mäuler fallen lassen. Noch andre endlich sitzen an den stillern Plätzen am Vogelheerde mit einer Menge Anlocker und Schreier; denn die Weinberge und Gärten wimmeln von Krametsvögeln, Drosseln, Ortolanen, Finken und Zeisigen, die eingelockt und dann gerupft und ungerupft in der Stadt umgetragen werden. Ja sogar am Strom sah ich einen Mann, der große Haufen Rohr und Reisig, so der Strom bei'm neulichen starken Regen ans Land geworfen hatte, zusammen gebracht hatte, und zu einer Art Kohlen brannte, die er nachher um einige Paoli verkauft. Weberstühle für die Weiber findet man in vielen ländlichen Häusern neben den andern Geräthen des ländlichen Fleißes, und große Laken Leinwand zum Theil um die Espen gewunden und so bleichend. Der Tauben sind eine ungeheure Zahl und alle Weinberge voll davon. Sie haben bey vielen Bauerwohnungen und selbst bey einigen Villen Thürme von zwey, drey Stock, wo sie nisten. In den Feldern findet man noch Saggina, eine Art brauner Hirse, und Feldbohnen und Wicken gesäet, die

entweder als Futterkraut abgemähet, oder als Dünger mit der Wintersaat untergepflügt werden. Aehnlich fand ich es schon in Staiermark und Krain.

Die schöne Ebne unter diesen nördlichen Bergen, zwischen dem Strom und der Stadt, heißt la pianura di San Salvi, von einem der berühmtesten Klöster darin, der Nonnen von San Salvi. Dieses soll schöne Gemählde haben. Ich fand aber wegen der heiligen Jungfrauen Schwierigkeiten eingelassen zu werden. Die Einfassungen der einzelnen Besitzungen sind entweder hohe Mauern aus Ziegeln und Feldsteinen, oder kleinere aus auf einander gesetzten Feldsteinen, worauf gewöhnlich noch eine lebendige Hecke prangt; oder es sind bloße Hecken aus Hagedorn, Cipressen, Hartbaum, Liguster, Myrthen, Brombeeren, Epheu und anderm zusammen geflochtenen Dorn- und Rankengesträuch, denen man oft noch einen Graben zum Schutz gegeben hat; oder es sind endlich bloße Staketen aus Rohrhalmen mit kleinen hölzernen Stäben, die hier respektirt werden.

Wanderungen in den Südost von Florenz.

Ich will nun immer so vom Norden rund um die Stadt fortgehen, und meine einzelnen Tagfahrten beschreiben, bis ich wieder im Nordwesten zu der Porta San Gallo komme, von wo ich meinen ersten Ausflug gemacht habe.

Nachdem ich meine Morgenandacht im Pallast Pitti und Garten Boboli gemacht hatte, wanderte ich durch die Porta San Niccolo und schlenderte das schöne jenseitige Arnothal durch, bald näher am Strom, bald an und über den Weg nach Arezzo. Von Florenz läuft es etwa sechs Miglien, so wird es von Bergen umschlossen, und seine größte Breite mag drei viertel Meilen seyn. Es ist ein

anmuthiges Thal und noch fruchtbarer und bebauter als die gestern durchwanderte Ebne von San Salvi. Auch hier wimmelt es von Villen und Klöstern, doch was soll ich Namen herrechnen? Etwa 5 Miglien von Florenz liegt die Kirche der Maria dell' Impruneta, die ich des Spaßes wegen besuchte. Sie hat ein berühmtes Marienbild, zu dem in allen Nöthen und Freuden gewallfahrtet wird, und von dem die Legende viele Mirakel erzählt. Man wollte der heiligen Jungfrau, die in einer Pest sich so hülfreich und gnädig erzeigte, eine Kirche bauen, aber ihr misfiel der Platz, wo man den Bau angefangen hatte, und sie stürzte jede Nacht zusammen, was man des Tages aufgeführt hatte. Warum sie dies nicht auch des Tages that, erzählt die Legende nicht; sie muß sich doch wohl vor den Leuten dieser wirklich leidigen Prellerei geschämt haben. Man beschloß endlich, ein Ochsenurtheil entscheiden zu lassen, jochte zwey Stiere zusammen, hinter welchen man Steine lud. Wo sie still standen, da fing man an zu graben und den Grund zu legen. Und o Wunder! eine polydorische Klagestimme tönte aus der Erde, wo ein Arbeiter zu unsanft mit der Hacke Grund suchte. Alles lief hinzu und man fand nichts geringers, als die Jungfrau mit dem Kindlein im Arm, die seither so großes für Stadt und Land gethan hat. Man findet die Geschichte in dem Tabernakel der Madonna in einem Basrelief aus Marmor, woraus ein Pater sie mir mit vieler Redseligkeit verdollmetschte. Die Kirche hat sich wohl dabey befunden, und ist durch Opfer und Weihgeschenke reich geworden. Ich bestieg von hieraus die Berge, welche die südöstliche Gegend von Poggio Imperiale bis zur Karthause von dieser absondern. Diesseits ist der Berg oben mit Eichen und Kastanien und kleinen Sträuchen besetzt, weil er der Sonne abwärts liegt, jenseits hat man sogleich Oel und Reben. Ich wanderte seinen Rücken hinab immer näher der Stadt zu durch Oel- und Rebengärten, wo ich naschte, was die

Winzer etwa hatten hängen lassen. Es war ein rechter Naschtag, warm und lieblich und die Luft so klar, daß auch kein kleinster Laut verloren ging.

Diese schönen Berge und alle ihre Nachbaren hinter Villa Imperiale und der Karthause im Südost, tragen den besten und lieblichsten Florentiner Wein, der aus weißen Trauben gepreßt wird, und unter dem Namen Verdee auch Bergo bekannt ist. Nahe der Stadt hinter dem Garten Boboli und dem Fort, werden diese Berge immer steiler und ein wahrer Oelberg. Hier liegen ein Paar berühmte Kirchen, die des Klosters San Francesco al Monte und des San Miniato. Man muß beide besteigen, um einmal eine Stadt im eigentlichen Sinn unter den Füßen zu haben. Besonders schön aber ist die Lage und die ganze Aussicht der Kirche San Miniato, die mit ihren hohen Mauern auf dem schroffen Berge eine Art von Festung bildet, und mit Epheu und dichtem Eichen- und Lorbeergesträuch verwachsen ist, aus denen sie mit ihrer bunten Vorderseite freundlich auf die Stadt hinabsieht. Der heilige Miniato muß ein wunderfrommer Mann gewesen seyn, wenigstens ist die Anekdote von seinem Ende möglichst stark. Er wohnte mit einigen frommen Gefährten hier auf diesem Hügel. Decius ließ viel an ihm probiren, um seinen Glauben zu verlocken, da aber dies nichts half, so ward ihm der Kopf abgeschlagen. Dies geschah diesseits des Arno. Miniato kam dabey nicht aus der Fassung, sondern setzte sich den Kopf auf den Rumpf, und spazierte über den Arno den Berg hinan, wo er gebührend und am gebührenden Orte seinen Kopf wieder ablegte, und mit ihm zugleich das irdische Leben. Dies und die Wunder, die seine Gebeine noch später thaten, verdiente wohl eine Kirche. Sie sind nach Monte Uliveto transportirt, dessen Bewohner in dieser Kirche den Dienst haben. Ich besah noch das Kloster von San Francesco, und stieg dann den Weg hinunter, der eine via crucis ist, den ich nun freilich bequemer

machte, als die ihn mit gebührenden Reverenzen gegen die Kreuze, die hier stehen, hinanklimmen. So kam ich grade auf die Pforte San Miniato, die aber, wie die von San Giorgio, immer geschlossen ist, vermuthlich, um hier keinen Einnehmer halten zu müssen. So muß man nun den langen Weg um die Mauern bis zur Porta San Niccolo machen. Dies ist äußerst unbequem, und macht für manche, die hier hinter der Stadt Gärten und Felder haben, oder wohnen, einen Umweg von einer viertel Meile. Eines dieser Thore, die die Mitte der jenseitigen Arnostadt halten, sollte billig für Fußgänger offen seyn. Nun giebt es nur die beiden Endthore San Pietro Gattolino und San Niccolo, die über eine viertel Meile von einander entfernt sind.

Meine zweite Tagfahrt ging schon weiter von Osten in den Süden, und gehört zu den schönsten Tagen meines Aufenthalts in Florenz. Es war der 22ste Oktober, als ich um 8 Uhr durch die Porta romana, oder San Pietro Gattolino meinen fröhlichen Marsch antrat, und mich zuerst auf die reitzende Villa imperiale wandte, wo bald der König von Sardinien einziehen sollte. Man steigt durch eine feine Allee von Cipressen und Leccen sanft bergan, die etwa eine halbe viertel Meile, von der Porta Romana an gerechnet, lang seyn mag. Am Eingang und Ende sind Statuen. Sehr schön stehen hier sogleich voran unter ihrem Himmel, leidlich aus Marmor gebildet, in einem vertieften Runde die vier Statuen, Homer, Virgil, Dante und Petrarca. Ferner kann man unter kolossalischen Bildern den Arno und die Arbia sehen, und vor dem Pallaste den Atlas mit der Himmelskugel, und Zeus mit dem Donnerkeil. Es ist eine nette Villa auch von Buontalento. Die Gärten sind hübsch mit mancherley Natur- und Kunstzierden, die Zimmer elegant und wohl erhalten, und mit einigen guten Gemählden unter vielen mittelmäßigen verziert. Man war eben am Süderende mit einem prächtigen neuen Bau beschäftigt,

der diese Ville um die Hälfte größer macht. Von allen Bildnissen und Schildereien gefiel mir vor allen die reitzende Maria von Tizian und die beiden Köpfe des Petrarch und der Laura, die in so eine Ville, nur nicht in so eine bunte Gesellschaft gehören. Von hier ist eine herrliche Aussicht im Osten auf die besten Weinberge um Florenz, und in Süden auf die Karthause und ihre Umgebungen. Bald stieg ich von hier die Hügel hinan, wo die Verdes wachsen.

Die ganze Gegend scheint nur ein Garten, und ist mit Reben, Oelbäumen und andern Früchten besäet. Die prächtigsten Villen liegen umher und wechseln mit Klöstern und Kirchen. Schwerlich giebt es um Florenz eine lustigere und lachendere Gegend, als diese gegen Osten; so wechseln Hügel und Thäler, Berge und Ebnen, Gärten und Wiesen und Felder in mannigfaltiger Anmuth. Unten in den Thälern laufen schnelle Bäche, mit Espen und Erlen umpflanzt, und mit hohem Rohr verhüllt. Ich traf so einen rieselnden Bach. Pferde und Kühe graseten auf feinen Wiesen, die Knaben, die sie hüteten, sangen lustige Lieder. Ich warf mich nicht weit von ihnen unter Pappeln hin, dachte an Theokrits Kalabrien und Sicilien. Von hier ging es nachher bergan, und immer durch Reben und Baumpflanzungen, über Schlüchte und unwegsame Pfade auf die südlicher liegende Karthause zu, die ich einige Stunden nach Mittag erreichte.

Diese Karthause liegt südlich von Villa Imperiale, etwa drei viertel Meilen von der Stadt, auf einem einzelnen Hügel, der rund umher abgeschnitten ist und hohe Berge hinter sich hat. Nordwestlich braust ein Giesbach in tiefen Ufern um ihn herum. Lorbeern und Oelbäume, mit höheren Eichen und einzelnen Cipressen gemischt, kränzen seinen Fuß und laufen in Terrassen bis an die Mauern des Klosters, das im weiten Umfange da liegt. Diese Büsche werden oben zu lustigen Gärten, die eben so gut ein-

Lucullus, als ein Karthäuser bewohnen könnte. Ein gut gepflasterter Weg führt steil im Süden in das Kloster. Wie ich ihn hinan klomm, saßen mehrere weißkuttige Dickbäuche oben auf den Mauern und guckten in die schöne Welt, die ihnen freilich gesperrt ist. Sie zeigten mir mit vieler Gefälligkeit ihre Kirche und Kloster, so weit sie konnten. Es hat manche gute Gemählde aus der Leidensgeschichte von Pontormo und Sanzi di Tito, und eine Menge Reliquien. Zu diesen ist nun noch eine hinzugekommen, womit sich die guten Karthäuser gar viel wissen. Dies ist der heilige Vater von Rom, der hier seit einiger Zeit sein Quartier gehabt hat. Ich habe ihn nur von Ferne gesehen, wie er officiirte und einer Menge Volks, die hinzugelaufen war, den Segen ertheilte. Ob mir etwas davon zugekommen ist, weiß ich nicht, weil ich ihn nicht gläubig empfing. Es ist eine stattliche Figur voll Freundlichkeit und Ernst, mit einem feinen Bauche und feurigen Mosesgesichte. Der sicherste Beweis dafür ist, daß mich auch gar kein Gefühl des Mitleids mit gefallener Größe anwandelte, dessen man sich sonst doch nicht leicht erwehren kann. Er ist mehr groß, als mittlern Wuchses, und hat noch jetzt eine so brave Miene, daß ich es wohl glauben will, daß er ein schöner Jüngling gewesen ist; da er noch als Greis das Wort verdiente: tant' è bello, quant' è santo.

Von der Karthause wandte ich mich mehr südlich, und die Freuden des schönen Tages stiegen mit den Bergen. Die schöne Gegend war mir bisher meist ein verschlossenes Buch gewesen, aber von diesen Bergen, die ich nun erstieg, sah ich sie in all ihrer Lieblichkeit unter mir ausgebreitet, sah im Süden und Westen ferne Tannenberge dämmern, sah den Lauf des Arno in den Westen hinein bis Poggio a Cajano. Ich kletterte unter Oelbäumen und Eichen von hier zu einer niedlichen Einsiedelei, die der Karthause grade gegenüber lag, ein Geflecht aus Eichen

und Cipressen zu einer dichten Laubwohnung mit zwey Ausgängen, Bänke und Sessel aus Steinen und Holz drinnen, Körbe und Geräth des Vogelstellers aufgehangen. Mir gefiel dieses Kriechloch menschlicher Größe sehr, und ich segnete den Großen, der den Einfall hatte, auf ödem Gebirg so ein Plätzchen der Ruhe und Freude zu bereiten. Durch Gebüsch stieg ich ins Thal, kam an einen Bach und fand an der Brücke einen Leichenzug heranziehen, der schon aus der Ferne mit eintönigem Gebrumme mir entgegen summte. Voran gingen vier Männer mit Fackeln, dann folgte ein Ding wie ein heiliges Panier mit Kreuzen und einem Todtenkopf, auf schwarzem Grunde weiß gemahlt; das Gefolge, eine lange Reihe, marschirte nun, die Priester in weißem und bunten Meßgewandte, die Bauern und Folger alle in dunkel- und hellblauen weiten Ueberhemdern, die mit einem Gürtel an den Leib geheftet tief zur Erde hinabhingen. An den Seiten und in der Mitte gingen noch mehrere Fackelträger. Wann Stille war, so sprachen, scherzten und lachten Geistliche und Laien, aber sobald die erste Stimme den Gesang intonirte, ward das Intoniren und Tosen allgemein. Ich eilte, um diesen aus dem Wege zu kommen, und ging durch den schauerlichen Grund fort, wo mich nur Eichen und Buchen und hängende Felsen umgaben, und einzelne Wiesen zum Bache sich senkten. Endlich erreichte ich wieder die Höhe, und machte vor der sinkenden Sonne noch ein Paar Besuche an zwey freundlichen Stellen dicht vor der Stadt.

Der erste war das Kloster Monte Uliveto gleich vor der Porta à San Frediano linker Hand, wo man einen graden Fußsteig und mehrere steinerne Stuffen hinansteigt. Die Kirche ist recht hübsch und das Kloster einfältig und ungeschmückt, und die Väter haben ihre Gärtchen, ihre Vogelbauer und Taubenschläge, weil der Mensch doch etwas haben muß, was er lieben, oder womit er spielen könne. Aber das Schönste was sie haben, ist ein runder

Hügel

Hügel südlich über dem Kloster, mit Cipressen eingefaßt und mit einigen Bänken besetzt. Man steigt mehrere Stuffen hinauf, und sieht dann über das Kloster selbst weg. Man hat eine schöne Aussicht auf die Stadt, eine weit schönere aber in das südwestliche Arnothal bis an die Berge hinter der Karthause und Poggio a Casano.

Von hier geht man durch einige Thäler südöstlich, und kömmt nach der Villa Bellosguardo, die der Porta romana näher und weit höher liegt, als Monte Oliveto. Diese reitzende Ville hat von ihrer Lage den Namen, aber der Hinabblick auf die Stadt ist sicher der schönste, den man in der Nähe von Florenz hat. Man sieht sie hier meist der Länge nach, von dem Arno in zwey ungleiche Hälften getheilt. Das Gewimmel der Brücken, der Glanz der Palläste des Arno, die Kirchen mit ihren Thürmen und Kuppeln, alles tritt so lebendig hervor. Boboli, Villa Imperiale, die Karthause und weit über der Stadt der Monte Senario, Pratolino mit seinem Hain, San Francesco und Fiesole, und die Ebnen San Salvi und Ripoli kommen wieder. Und dies alles ist die Sache von ein Paar Stunden, da es der Stadt so nahe liegt.

Ich habe mehrere Villen der Großen gesehen. Sie sind in eben dem Geschmack, den die des Fürsten haben, und manche der Großen thun es ihm an Eleganz und Kunst fast gleich. Der Reisende thut wohl, wenn er einige besucht und die übripen von Ferne bewundert. Ich habe die Villa Collazzi, die der Corsini und Castel Pulci der Riccardi gesehen und habe genug. Immer sind sie, wie ihre Schwestern, eine Zierde dieses einzigen Thales; aber der Fremde thut wohl, aus dem ganzen Strom zu trinken, und nur einige der lieblichsten Quellen zu kosten. Die meisten haben niedliche Gärten, Hecken und Gänge von Lorbeern und Alleen von Cipressen; aber die melancholischen und schwärmerischen Lauben des Nordens, deine Alleen, Wörlitz und Sanssouci, sucht man umsonst. Man sieht

sie nur in Pratolino und wenigen andern Plätzen. Das Uebrige spricht nur Licht und Freude und Heiterkeit, und hat noch am Ende des Oktobers den leichten und anmuthigen Karakter der Jugend und des Frühlings.

Der Anbau dieser Berge ist äußerst mühsam, und man kann mit dem Pfluge wenig ausrichten, sondern Hacke und Spaten müssen das Beste thun. So erfordert dieser Wein- und Oelbau unbeschreibliche Geduld und Arbeit. Ich finde hier noch ganz den alten Virgil wieder. Auf den höhern Bergen stehen Oel- und Feigenbäume, Sorben, Giuggiolen, mit Reben gemischt. Doch ist der Weinbau mehr an den Mittelbergen, wo seine treuen Stützen, die Ahorne und Ulmen erst wachsen. Diese sind in Reihen gepflanzt, die gewöhnlich Zwischenräume von 10 bis 12 Ellen und mehr haben, worin man Getreide säet, und Kohl, Rüben, Artischocken und andre Gewächse zieht. Eben so ist es tiefer in den Thälern, wo die Zwischenräume noch weiter sind, und noch mehr zum Kornbau benutzt werden. Hier unten müssen dann die Stiere das Beste thun, doch bleibt Hacke, Spaten und Schaufel noch nothwendig, weil der Weinstock ein mürbes Land verlangt, und der Boden sehr lettig und schwer ist. Sie halten gewöhnlich tief ein mit ihren Pflügen. Alles ist jetzt in Bewegung, um die herbstlichen Arbeiten zu vollenden. Man hacket und pflüget die Felder und Gärten, säet die Wintersaat aus. Die Weinlese ist vollendet, man sieht nur noch Feigen, Kastanien und Oelbeeren auf den Bäumen. Einige ziehen, wo Pfähle den Wein stützten, diese aus, und lassen die Ranken zur Erde fallen, nachdem sie sie wohl von den Blättern und zarten Zweigen entblößt haben; andre sitzen mit Kiepen und Körben auf den Bäumen, und schneiden und rupfen ihre zarten Zweige und ihr letztes Laub und das ihrer Reben ab. Ueberhaupt muß alles was Baum heißt, Eiche, Esche, Erle und Ulme auf diese Art als Wiese dienen. Selbst das habe ich hier an einigen Stellen gesehen, daß

man die Reben, wie jenseit Triest, häufig mit Staub besprengt. Man sehe Virgils Georgika II. 418. Aber bey der Weinlese habe ich immer auf meiner ganzen Reise kein Jubeln gefunden. Jeder sammelt mit seinen Leuten still ein, wie ihm der Tag schön dünkt, und man spitzt vergebens die Ohren, das Jauchzen und die muthwilligen Lieder des Bacchus zu hören.

Der Bauer hat gewöhnlich ein Paar schöne Ochsen, die das Stück 50 bis 60 Thaler kosten; die größern und reichern haben noch wohl Pferde und Maulesel, welche die kleinen Karriolen und Wägen zur Stadt ziehen, und auf steinigten Wegen den Pferden weit vorzuziehen sind. Auch der Pöbel der Zugthiere, die Esel, sind in Menge hier. Die Ochsen haben meist die ungrische Silberfarbe, aber einen breitern Bau bey kleineren Hörnern. Büffel sieht man wenige. Sie ziehen viel mehr, halten auch weit länger aus, als die Auerochsen, haben aber ein weit schlechteres Fleisch, und darum sind sie wohl in den meisten Ländern von diesen verdrängt worden. Die Wohnung des Bauers ist meist zierlich, mit Ziegeln gedeckt und gemauert, oft mit Fenstern, aber eben so oft blos mit hölzernen Läden, die nur bey schlimmen Wetter und zur Nachtzeit geschlossen werden. Gleich im Eingang ist das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin, der zugleich zur Küche und zum Ofen dient, und wo man bey kaltem Wetter sogleich Feuer anmacht und sich in der Runde herumsetzt. Zur Seite dieses Eingangs sind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthschafts- und Hausgeräth, und manches, was zum Acker- und Weinbau gehört, enthalten, und zu Schlafkammern und Vorrathszimmern dienen. An einem andern Ende sind Ställe für Rinder, Ochsen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer, oder kleiner nach dem Bedürfniß und Vermögen eines jeden. Oben endlich ist noch Raum für Heu, Holz, gedroschenes Korn und andre Sachen. Das wenige Korn, das sie bauen, schlagen sie gleich aus und

setzen das Stroh in Miethen, (pagliajo) oder sie setzen, wie in Ungern fast allenthalben, das Korn in Miethen (bithe) und schlagen es im Herbst erst aus. Die Strohmiethen sind rund um eine Stange (lo stile) gesetzt, und werden oben mit einem Dache aus geflochtenem alten Stroh, oder Rohr sehr nett gedeckt, damit der Regen nicht viel schaden könne.

Die Tracht ist, wie allenthalben in Italien, Hosen, Westen, Jacken, selten sieht man einen Rock, oder Kittel, wohl aber bey schlimmen Wetter eine Art Mantel, oder Regenschirm. Die Farben sind meistens grau und braun, seltner blau; die Strümpfe gewöhnlich weiße baumwollene und zwirnene, wozu sie schwarze und braune Schuhe mit Bändern tragen. Bey ihrer Feldarbeit gehen sie jetzt noch alle baarfuß. Die Bäuerinnen alltäglich sehen wie die unsrigen aus, doch etwas zierlicher, weil sie weißere Strümpfe, bunte Schürzen, und nettere Köpfe ohne Hauben zur Schau tragen. Ihr Haar flechten sie gewöhnlich in mehrere Flechten, die sie hängen lassen, oder in einem Cirkelreifen aufstecken; darauf setzen sie einen Hut, wie den Deckel eines Bienenkorbes, die hohle Weite oben, und die Seitenränder wie Flügel empor stehend. Dieser Strohhut scheint auf dem gedrechselten Köpfchen nur leicht zu schweben, und ist mit einem bunten Bande umwunden, und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert. Eben so tragen die Männer gewöhnlich Strohhüte, weiße und schwarze, die sie sich selbst machen. Die Mädel und Weiber sehen in ihrer bunten Tracht und dem gewaltigen Hut drollig genug aus, wenn sie, drey, vier auf einen Barroccio gepackt, und von Einem Rosse, oder Maul gezogen, an festlichen Tagen zur Stadt kommen. Auch ihr Jüpchen und Rock ist recht zierlich und mit tausend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert. Stiefeln habe ich noch bey keinem Bauern gesehen; sie reiten, fahren und gehen in Schuhen, und tragen allen=

falls die Ackerstiefeln, oder Steigbügelstrümpfe, (calcette a staffa) wie sie sie nennen, aus dickgesponnener Wolle oder Filz. Stiefeln sind überall eine seltne Art und selbst Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land, und halten oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- und Regenschirm, während die andre die Zügel regiert. Wie ich nun die Bauern geschildert habe, so ungefähr ist die Klasse der Handwerker, die auf dem Lande entweder in einzelnen Häusern, oder in Flecken und Dörfern (borghi, popoli) wohnen, die Schuster, Weber, Schneider, Schmiede und andre, die kleine Gewerbe treiben, als Höckerey und Schenke.

Ueberall aber entgeht einem die Bemerkung nicht, die über die Weinländer eine alte ist, daß nur die großen Besitzer reich werden, die untern Arbeiter und Bauern selbst, die keinen langen und großen Verlag machen können, hingegen ärmer sind, als die Kornbauern auf der Ebne. So gut und zierlich auch einzelne Wohnungen und Dörfer sind, so gut auch meistens ihre Kleidung seyn mag, und so sehr sie sich ihrer jetzigen Regierung rühmen, so leuchtet es doch jedem ein, daß sie nicht fett leben, und selten Fleisch, Milch und nahrhaftere Speisen haben, sondern vom Brode und leichten Suppen und von Früchten leben müssen. So wird die Jugend aufgefüttert, und so leben die Jünglinge und Männer fort. Was Wunder denn, daß man meistens freilich wohlgebaute und gebildete, aber nicht starke Körper erblickt. Es ist hier grade ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Städter und Landmann; denn der erste zeichnet sich durch einen markigern und stärkern Bau aus. Die sicherste Probe sind die Soldaten, die doch meist aus den Bauern ausgelesen sind.

Wanderungen in den Südwesten der Stadt, nach Poggio a Cajano den 24sten Oktober.

Ich wanderte früh Morgens aus der Porta a San Frediano die Livorner Straße, indem ich rechts immer den Arno in der Nähe hatte. Es ist fünf viertel Meile lang eine weite Ebne. Ich ging dicht unter Monte Uliveto hin, sah noch einmal links am Wege die schöne Ville der Riccardi Kastel Pulci in seinen Cipressen. Auch einige ganz hübsche Dörfer findet man am Wege. Nach einem Marsch von ungefähr 6 Miglien passirt man den Arno über eine Brücke, und nun muß man wieder bergan wandern von Hügel zu Hügel, die alle mit Dörfern und Villen bedeckt sind, und endlich im Westen in dämmernde Berge sich verlieren, die Fichten auf ihren Schultern tragen. Sie laufen in einem weiten Cirkel um das Arnothal, und stoßen endlich im Norden an den Apennin. Von diesen Hügeln ging es wieder ins Thal, und bald war ich zu Poggio a Cajano, das von diesen Anhöhen etwa drey viertel Meilen entfernt liegt. Es lehnt sich an einen anmüthigen Hügel, der die Ebne schließt und im Süden seine Brüder höher und höher sich erheben sieht, die wegen der trefflichen Weine, die sie tragen, unter dem Namen Poggi di Carmignano berühmt sind. Dieses schöne Schloß ward von Lorenz angefangen, und von Franz dem Ersten vollendet. Vorzüglich schön ist der große Saal, wo man von Andreas del Sarto, Pontormo und andern Scenen aus der römischen Geschichte gemahlt findet, die auf die Thaten der Mediceer anspielen. Diese Ville wird nächst der Cascine im Prado bey Florenz von dem Fürsten am fleißigsten besucht. Durch lustige Gänge steigt man sanft den Hügel nördlich hinab, und kommt in eine niedliche Meierei des Großherzogs, wo treffliche Wiesen und Weiden für das

Vieh sind, das mit ächt hollsteinischen Eutern und Schultern graset. In dieser Fläche, die für den Wein und seine Bäume zu niedrig ist, hat man zuweilen Reis gebaut; doch will er zum Glück für das Land nicht recht fort. Hier ist auch ein Park für Dammhirsche, Fasanen und anderes fürstliches Wild.

Ich wanderte nun die Straße von Pistoja nach Florenz durch die Ebne zurück, die die niedrigste und weiteste um Florenz ist, wo daher mehr Korn, als Wein gebaut wird. Bald hatte ich den Arno rechts wieder näher. Der Regen nöthigte mich, in eine Bauerhütte einzugehen, wo ich Treuherzigkeit und Liebe fand. Nach alter Sitte ward ich mit einem Bocale Wein bewillkommt, und saß dann ein Stündchen mit den lieben Leuten schwatzend um das knisternde Feuer des Kamins, wohin sie aus dem Weinberge der Regen getrieben hatte. Ein Greis saß zunächst mit grauem Haupte an der Flamme, und ein freundliches braunes Weib machte Strohflechten. Ich ließ mir manches von ihrer Wirthschaft erzählen, und wanderte dann träumend zu den großherzoglichen Cascinen am Arno, als der Regen aufhörte. Hier gab es, wie in den Promenaden des Prado eine Menge Menschen zu Fuß und zu Wagen, ich fand ein Paar Franzosen aus Mailand, mit denen ich durch die Porta al Prado mit dem Abend die Stadt erreichte.

Letzte Wanderung in den Westen der Stadt im December.

Es ging wieder zuerst dem Prado zu. Diese reitzenden Spatziergänge und Spatzierfahrten sind um so angenehmer, je näher sie der Stadt, und je mehr sie der Zeit und dem Vergnügen eines jeden erreichbar sind. Man geht längs dem Arno entweder durch die Porticiuola den näch-

ſten Weg, oder einige 100 Schritte weiter durch die Porta del Prado, ſo kommt man in ſchöne Gänge von Ulmen und andern Bäumen, und iſt ſogleich dem Strome nah. An dieſem Strom laufen Gänge, Fußſteige, Fahrwege kaum eine viertel Meile mit mehrern Abwechslungen fort. Seitwärts ſchließen Hecken und Gelſen ſchöne grüne Weideplätze ein, und rechts machen Weinberge und Bäume und Felder die Gränze. Man iſt an ſchönen Tagen ſelbſt um den Bruma ſicher, Geſellſchaft fröhlicher Menſchen zu finden. In den Feldern und Weinbergen hat man ein Bild des thätigen und geſchäftigen Lebens, und rechts ziehen den Strom an arbeitende Männer von Livorno her Waaren, oder aus nähern Bezirken die Früchte des Landes; andere fliegen mit dem Strom fort ſchneller dem Blick vorbey. Dieſe Gänge und Steige zunächſt an der Stadt, heißen il Prado. Wo ſie ihren Namen verlieren, fängt mit dichtern Gängen und Büſchen die ſogenannte großherzogliche Meierei (le Caſcine) an, kaum eine viertel Meile von der Stadt. Es iſt ein ſchöner Park, drey bis ſechs hundert Schritt breit und eine halbe Meile lang, hie und da von Wieſen und Flächen durchſchnitten, und nicht ohne einzelne kleine Gärtchen und Felder. Schöne Gänge laufen die Länge und Breite durch, und bis auf gewiſſe Weiten giebt es Wege für die Fahrenden. Die Zwiſchenräume ſchließt dunkles Gebüſch ein. Dorn und Wachholder, Haſeln und Lorbeer, Myrthen, ſpaniſche Violen, Eichen und Eſchen ſtehen hier in wilder Eintracht beiſammen, und in ihrem Dickicht wimmelt es von Faſanen, Krametsvögeln, Droſſeln, Rebhühnern und anderm Gevögel, die hier mit Freund Lampe zutraulich auf den Wieſen und Wegen herum hüpfen, und durch ihr Zirpen, Flöten und Locken ſelbſt dem traurigen Winter einen Frühlingsanſtrich geben. Die Gänge ſind meiſt mit Ulmen umpflanzt, aber in der Mitte etwa ſteht eine Menge Eichen, alle von oben bis unten und um die Wipfel und Zweige mit Epheu

umkränzt. Außen aber sind Espen, Eschen, Ahorne, Letschen und Pinien in schöner Unordnung unter einander, und der ganze Hintertheil am Strom und Bache zeigt fast nichts, als die phaetontischen Zitterpappeln. Der Strom und der jenseitige Bach geben dem Auge Reitz, und den Bäumen und Wiesen Grün und Leben.

Die Kunst hat hier wenig verdorben. Im mittlern Raum sieht man einen Pegasus über einer Quelle, weiter vorn einen Narcissus über einem Brunnen, der kein Narcissus ist, und außerdem noch einige kleine Häuschen und eine düstre Grotte, oder eine Art Eiskeller aus grauem Stein unter hohen Pinien. Nicht weit von diesem ist die Meierei, oder die Cascine, eine leichte ländliche Ville, die die fürstliche Familie oft besucht. Die Leeren zwischen den Säulen schmücken niedliche Basreliefs, die sich auf die Viehzucht und Holländerei beziehen, und unten hat in mehrern Zimmern der Meier sein Wesen. Links ist Viehstall und Heuboden, rechts sind noch einige Wirthschaftsgebäude. Ein schöner Rasen grünt vor der Ville mit Bäumen und Lorbeer- und Myrthenhecken. In der Mitte steht die Statue des Ackerbaues mit einer mächtigen Gabel, von mehrern Marmorbüsten umgeben, die schön mit Epheu und Lorbeer umgrünt sind, wie die steinernen Bänke, die in der Runde stehen, von denen man eine offene Aussicht auf den Strom hat. Man kann hier immer, auch jetzt noch, Butter und Milch haben, und noch jetzt im Anfange des Decembers weiden die Kühe im Freien an guten Tagen. Für die Eßlustigen sind unten eigne Zimmer mit zierlichen Tischen und Sitzen; doch ist es sehr theuer, grade weil es Mode der großen Welt ist, hier oft zu tafeln.

Von hier wanderte ich nordwestlich auf Petraja zu, eine Ville des Großherzogs, am Rande der Ebne schon sehr auf der Höhe. Sie ist sehr verfallen, und nur die Gegend und ihre Verwilderung machen sie schön. Eine herrliche Promenade ist an der östlichen Seite der Villa,

wo ein lustiger Bach durch sein felsigtes Becken tanzt, von Eichen und Cipressen bekränzt. Welch ein Sommeraufenthalt muß dies seyn! Von hier kam ich nach Castello, ein altes Stammgut der Mediceer, mit herrlichen Cipressen und Kastanienalleen. Sie ist viel besser erhalten, als Petraja. Die Zimmer sind mit Gemählden, Zeichnungen und holländischen Stücken geziert. Alles hat ein heiteres jugendliches Leben. Ich habe mich an keinem Orte so ganz italiänisch gefühlt, als hier. Schöne Gärten laufen vom Norden gegen den Süden zum Schlosse hinab. Die erste Terrasse ist mit Orangen, Limonen, Blumenbeeten und Kräutern fremder Welttheile in Töpfen besetzt und mit Myrthenhecken eingefaßt. Ich vergaß hier des nördlichen Himmels und selbst der nördlichen Ehrlichkeit, und ließ von den goldnen Aepfeln Hesperiens, und von den Blumen einiges in meine Tasche gleiten. In der Mitte dieser Terrasse steigt ein hübscher Brunnen mit drey Marmorbekken über einander empor, um welche sich kleine Nixen mit Buben und Grotesken winden. Auf der höchsten hält ein schöner Herkules den in Todesnöthen sich windenden Antäus umschlungen, ein Werk des Bildhauers Ammanati. Noch stehen in der Runde Statuen aus Marmor und kleinere in den Nischen der Mauern, und unter den Abtheilungen der Bäume und Blumen. Von diesem Brunnenzirkel eilt man in die Grotte, die ihm grade gegenüber höher nördlich sich öffnet. Sie ist mit Muscheln, Tuf- und Tropfstein, mit Moos und Versteinerungen zauberisch beworfen, und bildet unter einem lichten Bogengange einen Saal mit drey großen Marmorbecken, die durch Röhren aus dem Berge mit Wasser gefüllt werden. Ueber diesen sind mit herrlicher Kunst Thiere in Lebensgröße, jedes mit seinen Farben, jedes in seiner charakteristischen Stellung und Beschäftigung, aus Stein gehauen. Da steht der Hirsch bey dem Wolf, die Kuh bey dem Löwen, das Rhinoceros und Einhorn der Fabelwelt bey dem Pferde und

Eselein. An den Wänden oben sitzen Vögel umher. Von dieser Terrasse geht man linker Hand bey dem Treibhause eine Marmortreppe etwa 40 Fuß hinauf, und kömmt in einen dunkeln Park von Eichen, Letschen, Pinien und Cipressen mit Hecken von Lorbeer und Lentaggio. Ueberrascht tritt man plötzlich an einen silberhellen Teich mit einer kleinen Insel, mit Epheu und Lorbeer, und Brombeerstauden und grünen Kräutern umwebt, aus denen sich in Riesengestalt ein zitternder Alter erhebt, aus dessen Haupt das Wasser in ein Becken fällt, auch eine Arbeit Ammanatis. Hier möchte ich wohnen im Schatten dieser Bäume, dachte ich, und ging in den zweiten Garten gegen Osten, der Blumen und Obstbäume, und oben Weinberge und Fruchtbäume hat. Daran stößt noch ein kleiner dunkler Park mit Fasanen. Ich stieg von hier unter Weinbergen und Oelbäumen immer bergan zu dem schönen Karmelitenkloster Santa Lucia alla Castellina, kurz Castellino genannt, und genoß eine Stunde von seiner hohen Terrasse einer entzückenden Aussicht über die weite Ebne und die Stadt, sprach mit einigen Karmeliten, die hier wohnen, einige freundliche Worte und stieg wieder hinab, um eine Merkwürdigkeit noch zu besehen, deren Arbeiten ich in der Stadt schon bewundert habe. Diese ist

Doccia, eine Ville der Ginori unter Castello. Hier ist vor etwa 40 Jahren eine Fabrik aller möglichen feinen Töpferwaaren, und zugleich des Porzellans angelegt. Das Werk ward indessen von dem ersten Stifter mit mehr Eifer angegriffen, als es seitdem fortgesetzt ist, doch arbeiten noch immer an die 50 Menschen darin. Das Porzellan ist freilich nicht so fein, als das von Sevres und Meissen, aber doch immer vorzüglich. Diese Fabrik hat den Vortheil, die schönen etrurischen Gefäße so in der Nähe zu haben, und wirklich sind die Formen und die Zeichnung ihrer Arbeiten vorzüglich schön. Auch rühmt man die Festigkeit und Dauer der Masse, blos die Durchsichtigkeit könnte

etwas feiner seyn. In der Stadt sind mehrere große Niederlagen der Fabrik, wo man ihre Produkte eben so vollständig und zierlicher sehen kann, als am Orte selbst.

Mit dem dämmernden Abend, der glänzend auf dem Schnee des Apennin lag, ging ich durch die Ebne dem Thore San Gallo zu, von wo aus ich meine Wanderungen auf das Land begonnen hatte.

Etwas vom Feldbau in Toskana.

Manches ist schon beiläufig eingeflossen, was zu dieser Rubrik gehört, und ich will es hier also nicht weitläuftig wiederholen. Wenn ich vom Feldbau Toskanas rede, so meine ich den, welchen ich zwischen Florenz, Pisa und Pistoja gesehen habe. Bey allem, was dies Spezielles haben kann, gilt es doch in vielen Punkten auch vom übrigen Italien, wo es bevölkert ist, wie z. B. von der Lombardei und Piemont: In der Romagna kann man es freilich so gartenmäßig nicht erwarten, noch im Ferrarischen. Manches auch ist ewig wie der italische Himmel und muß sich natürlich so wiederfinden, oder doch ungefähr so, wie es die Alten uns beschreiben. Ich gebe übrigens vorzüglich dasjenige, was mir als einem Nordländer am meisten aufgefallen ist, weil ich meine, daß grade das ächt italisch seyn müsse.

Kurz will ich erst die gewöhnlichen Arbeiten der verschiedenen Jahrszeiten durchgehen, wodurch man gleich einen Ueberblick des Ganzen bekommen wird, dann die mancherlei Kornarten und ihre Zeit und die Bearbeitung ihrer Felder, ferner einzelne Theile der Baumzucht; und endlich werden einige allgemeine Bemerkungen folgen, die dann schon weit verständlicher seyn werden.

Im August bekommen die Brachfelder die dritte Furche und werden gedüngt. Man säet Feldbohnen, Sommerger-

ſten und Klee fürs Vieh, das im Spät-Herbſt gemäht wird; das Einſammeln des Reiſigs und des Laubes zum Futter und zur Streu beginnt. Dieſe Arbeiten gehen zum Theil im September fort. Man düngt noch das Saatfeld, und ſäet an manchen Orten ſchon Winterflachs, Wolfsbohnen, Roggen und Weitzen. Man lüftet die Trauben von den Blättern, beſtäubt ſie auch wohl an einigen Orten. Man ärndtet Reis, Hirſe, Heidekorn und Schwinkbohnen. Wer zweimal Schaafſchur hält, hat jetzt die letzte. Es beginnt nun die Weinleſe im Oktober, und das Abſtoßen der Bienen. Man ſäet Weitzen, Roggen, Winterroggen, Spelt, Winterhafer, Winterfeldbohnen (fave vernine) und Wicken. Im November nach beendigter Winterſaat reißt man die erſte Furche in das Brachland, welches das künftige Jahr Weitzen, oder Roggen tragen ſoll. Jetzt iſt das Beſchneiteln der Reben und das Ausſchneiden und Rupfen von Reiſig und Blättern an ſeiner Stelle. Man ſammelt nun bis in den December hinein die Oelbeeren.

Mit dem December düngt man für die Frühlingsſaat, ſäet Märzbohnen, Wintergerſten, Wicken, graue Erbſen, (ceci roſſi) pflanzt und beſchneidet Bäume und Sprößlinge aller Art. Im Januar geht die Saat der Futtererbſen, grauen Erbſen, Wicken, Feldbohnen, Kohle aller Art fort, wenn es nicht zu kalt iſt. Im Februar ſäet man Hafer, Märzbohnen (fave marzuole), Linſen, weiße Erbſen, Gartenerbſen (piſcelli), Flachs, beugt, bindet (und beſchneidet an einigen Orten ſogar noch) die Reben an. Jetzt wie im März, ſetzt man junge Bäume, wilde und zahme. Auch im März ſäet man noch Gerſte, Wicken, Märzbohnen und Flachs, und das Anbinden der Weinſtöcke geht fort. Die Brache bekömmt die zweite Furche. Im April wird das weichlichere Korn geſäet, eine zarte Art weißer Erbſen, Mais, Hanf, Hirſe, Saggina, Heidekorn.

Der Mai hilft dem Gesäeten nach, gätet Unkraut, hackt und gräbt, Korn, Reben und Bäume. Mit ihm fängt der Sommer an, und schließt mit dem Julius. Man behackt und häuft die Erbsen, den Mais, Hanf, die Hirse rc., die im April gesäet sind. Das Flachs wird aufgezogen im Junius, der Weitzen, Roggen und die Wicken werden geschnitten und in Miethen gesetzt. Man besäet das ledige Land, so wie das Flachsland sogleich mit Hirsen, Feldbohnen und Saggina, grün für das Vieh zu mähen. Im Julius ist das Ende der Aerndte des im Herbst und Winter gesäeten Korns. Man bearbeitet sogleich das Wicken- und Roggenland für die künftige Jahresärndte, und säet in so ein Stück Landes Sagginelle für das Vieh zusammen mit Rüben, Rettig. — Man behackt und behäuft die Hirse, das Heidekorn, die Erbsen, Schwingbohnen rc. vor der Dresche, die nun und die folgenden Monate in der Zwischenzeit geschieht.

Alles dieses versteht sich natürlich nur von den einzelnen Monaten, wenn keine außerordentlichen Jahre eintreten.

Der Weitzen wird im September und Oktober, spätestens im November gesäet, indem die Saatfurche die vierte ist, die er erhält. Seine Aerndte fällt in den Junius und den Anfang des Julius. Es giebt noch einen Märzweitzen, (grano marzuolo) der gegen das Ende des Februars und im Anfange des Märzes gesäet, und mit dem vorigen zugleich reif wird. Noch giebt es mancherlei Arten Weitzen, die man bey uns nicht kennt. Z. B. den grano di Smirne, und den grano saracino, der im Junius gesäet wird.

Der Roggen (la segale) hat mit dem Weitzen Saat- und Aerndtezeit gemein. Aus ihm und dem Weitzen säet man ein Gemisch, wie man es im südlichen Teutschlande, z. B. in Baiern häufig findet. Dieses heißt grano segalato, oder Weitzenroggen.

Die Gerste wird in der Mitte des Septembers und im Oktober gesäet, wie der Weitzen, wird aufgeschaufelt und gehäuft, wie jener, und zuerst von allem Getraide gegen Ende des Mais und Anfang des Junius reif. Diese Art Wintergerste heißt orzo. Eine andre schlechtere Gattung, die man Sommergerste nennen könnte, ist die orzuola. Diese mergelt das Feld mehr aus, als die erste, und und giebt schlechter Mehl, wird mehr zum Futtern gebraucht. Die Saatzeit ist der Frühling.

Der Spelt, (la spelda) ist ein Mittel zwischen Weitzen und Gersten, und wird gleich nach dem Weitzen gesäet, und nimmt mit leichterm und losern Boden vorlieb, als jener. Wird aber nicht viel gesäet.

Vom Hafer giebt es, wie von der Gerste zwey Arten. Der Winterhafer (vena d'inverno) wird in das Feld gesäet, das die vorige Saat Weitzen trug, welches gleich nach der Weitzensaat im Sommer gewandt und geegget wird, und dann im Herbst die Saatfurche erhält. Er wird zugleich mit dem Weitzen gesäet, wächst weit stärker und trägt mehr, als der Frühlingshafer, dessen Saatzeit in die letzten Tage des Februars und in den April fällt.

Erbsen. Davon giebt es eine unzählige Menge, die ein Ausländer nicht leicht unterscheiden lernt. Die grauen als die härtern werden im Anfang des Winters gesäet. Andere gelbe und weiße im April und Mai. Die feinen Erbsen, oder Gartenerbsen, hat man fast das ganze Jahr (piselli, petits pois) durch, säet die ersten vor dem Winter, die zweiten im Januar und Februar, die dritten im Mai und Junius, so daß sie nur die Herbstmonate fehlen.

Wicken, (veccie) säet man sowohl allein, als mit Weitzen und anderm Korn gemischt. Ihre Saatzeit ist der November und December. Man säet sie auch mit der Sommergerste (orzuola) zusammen im Frühling, um beide

als Futterkraut zu mähen, säet sie und die Bohnen zum Unterpflügen oder als Viehfutter in die Brache, die Weitzen tragen soll.

Mais, türkischer Weitzen, granturco, formentone, wird vorzüglich in fetten und niedrigen Feldern gebaut, weil er was unter den Füßen haben muß. Er wird gegen das Ende des Aprils und den Anfang des Mais, nicht gesäet, sondern in ziemlichen Zwischenräumen gelegt und fleißig behäuft.

Die Wolfsbohnen (lupini) werden im Herbst gesäet, mit dem andern Winterkorn; auch streuet man sie oft gleich nach der Aerndte ein, um das Feld zu lockern und zur Saat zu düngen, wenn sie grün untergepflügt werden.

Die großen Bohnen, (fave) die man auch Feldbohnen nennen kann, werden gegen Ende Oktobers und im Anfang Novembers gesäet, wenn man sie grün verkaufen will, wo sie gran bacelli heißen. Die andern säet man im Januar und Februar, nicht so gern im März und April, weil ihnen es dann leicht zu dürre wird. Auch sie werden gehäuft und gehackt. Man pflügt sie auch grün unter, wie die Wolfsbohnen.

Die fagiuoli, oder die mancherlei kleinen weißen Bohnen, die an der Erde kriechen, oder Stangen haben müssen, um hinaufzuranken, werden in Italien in Gärten und Feldern gar viel gezogen. Man legt sie im April, Mai und Junius, um den ganzen Sommer durch grüne haben zu können.

Die Hirse (miglio) wird im Anfang Mais und Ende Aprils gesäet, und viel gehäuft und behackt. Eben so verfährt man mit dem Heidekorn. Eine Art Hirse ist die Saggina, mit rothen Körnern, die hoch wie Rohr aufwächst und braune hängende Traubenbüschel hat, woran die Körner hängen. Sie wächst zu 8 bis 10 Fuß auf. Sie hat mit dem Miglio dieselbe Saat- und Aerndtezeit und gedeiht

deihet an feuchten Orten. Ihre Körner sind roher, und werden zum Futter für Hühner und Tauben gebraucht, auch wohl unter das Brod gemischt. Man säet diese Saggina auch im Sommer in Brachland, um sie grün als ein treffliches Pferdefutter abzumähen, sie heißt dann Sagginella.

Linsen werden im März in nassen Feldern gesäet, und mit den Erbsen reif. Man findet sie nicht viel.

Der Hanf wird im April und bis zum 20sten Mai gesäet. Man beschaufelt und behäuft ihn, wie manches andre Korn. Vom Flachs giebt es hier wieder zwey Arten. Den Winterflachs säet man im September und Anfang Novembers. Er verliert aber in harten Wintern sehr, wächst sonst stärker, giebt aber hanfartigere Fäden. Der andre Flachs wird zuweilen gegen das Ende des Februars gewöhnlich vom Ende des März bis zur Mitte Aprils gesäet.

Auf die Baumzucht wird in Italien eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. Das Land ist weit angebauter und bevölkerter, als die meisten nördlichen Länder, kann auch wegen seiner Wärme und schnellen Vegetation auf fruchtbaren Feldern die Menschen weit leichter ernähren, als jene. Was Wunder, daß nur öde Gebirge Wälder tragen, alle übrigen Fluren aber, wo Despotismus das Land nicht verödet hat, immer nur einzelne Baumpflanzungen haben? Doch hat die Menge der Menschen mancherlei Holz nöthig, wenn gleich die leichten Winter den Holzmangel nicht so fühlbar machen. Man muß die Wirthschaft mit den Bäumen sehen, um die Sorgfalt zu bewundern, wie alles zum Nutzen und zum Gebrauche angewandt wird. So eine Ulme, oder eine Pappel, oder welche Gattung Holzes es sey, muß auf mehrere Arten ihre Stelle bezahlen. Manche kleinere Zweige, und alle seine Blätter giebt der Baum zum Futter, und zur Streu für Rinder und Schaafe, größere werden ausgeschneitelt, in kleine

Bündel gebunden, und dem Städter zur Feurung zugeführt; noch muß er die Reben stützen, und von Zeit zu Zeit wird auch einer abgehauen, das nöthige Haus- und Feldgeräth zu verfertigen. Dafür aber wird selbst so ein fruchtloser Baum auch wieder zärtlich gepflegt und geliebt und geehrt, als stecke noch eine Dryas hinter seiner Rinde. Wenn dies bey gewöhnlichen Holzen geschieht, wie vielmehr muß dieses der Fall seyn bey denen, die durch ihre Früchte nützen?

An diesen Fruchtbäumen ist kein Land reicher, als Italien, und sie ersetzen in Gebirggegenden gar sehr den Mangel an Getreide, und ohne sie würde die ärmere Klasse nicht gleichsam so von der Luft leben können, als es einem Fremden oft scheint. Da die Rebe und der Oelbaum den vorzüglichsten Reichthum dieser Gegenden ausmachen, so werden sie auch am sorgfältigsten verpflegt. Das ist Jahr aus Jahr ein ein ewiges Graben und Hacken, und Binden und Lösen und Entblättern und Beschneiteln. Doch will die Rebe tausendmal mehr Arbeit, als der Oelbaum. Man pflanzt die letztern noch fort, wie zu Virgils Zeit, obgleich nicht grade durch zerspaltene Kloben. Siehe Virgil. Georg. II. 30. Man schneidet Zweige eines Arms dick in mehrere spannenlange Stücken, doch nur solche, die ein Auge zum Ausschlagen haben, beschmiert die beiden wunden Stumpf-Enden mit Baumharz und gräbt sie in die Erde, und siehe sie treiben junge Reiser, die man in Pflanzschulen weiter groß zieht. Oder man gräbt auch die Wurzeln blos und schneidet knorplichte Auswüchse, die man Eier nennt, (novoli dell' olivo) und die sich häufig an den Wurzeln finden, ab, legt sie in die Erde, sie treiben ein Stämmchen, und aus diesem wird ein Oelbaum. Endlich trennt man auch die kleinsten Schößlinge vom Baum und zieht aus Kernen. Diese aber werden geimpft. Eine Methode ist noch, daß man einen alternden Oelbaum bis auf die Stumpfen seiner Hauptäste absägt, und auf diese lusti-

ge Zweiglein eines jungen und kräftigen Baums pfropft. So verjüngt sich der Alte und trägt nach wenigen Jahren wieder Früchte.

Man macht am dürren Gebirg um die Bäume eine Grube, etwa drey Schuh um den Stamm, damit die Wurzeln das Regenwasser erhalten. Man säubert sie im Winter, auch die schlechtesten, von ihren dürren und üppigen Zweigen, die man sorgsam für den Heerd sammelt. Daß Moos und andres Unheil nicht gelitten werde, versteht sich von selbst. Man kann die Bäume nach ihrem höhern, oder niedern Standpunkt betrachten, wie sie in einer bergigten Gegend stehen. Im rauhen Gebirg stehen die Tannen, Eichen, Letschen und wilden Kastanien. Dann sind die nächsten die zahmen Kastanien und Wallnüsse, denen schon die Oelbäume und einige Kirschen- Pfirsiche und Feigenbäume zunächst stehen. Noch gehören hieher die Sorben, Kornelkirschen, Mispeln und Giuggiolen. — Die Giuggiolen sind schöne krause Bäume, größer als die Kornelkirschen, fast wie unsre Pflaumenbäume, mit dünnen, myrthenähnlichen und bleichen Blättern, die dicht und kraus neben einander stehen. Die Zweige sind durchweg mit Stacheln, wie unsre jungen Akazien, besetzt, und man findet daher auch Gesträuch dieses Baums auf Mauern und in Hecken. Seine Frucht hat ganz die Gestalt und Größe einer mittelmäßigen Eichel, und auch die braune Farbe, wann sie reif ist, doch eine dünne Haut, wie die feinsten Aepfel. Sie ist angenehm säuerlich, doch mehr mehligt, als saftig, und hat einen Stein, der mehr als das Drittheil der Größe ausmacht. Sind diese Giuggiolen etwa, was man sonst auch Erdbeerbaum nennt? Die Sorben sind krause Bäume, die zur Größe der höchsten Obstbäume aufwachsen. Sie haben Rinde und Blätter, wie der Vogelbeerbaum (Quitze) bey uns, so ähnlich, daß man sie dafür halten würde, wenn man sie nicht näher kennen lernte. Sie tragen eine runde röthliche Frucht,

einem kleinen Apfel ähnlich, von der Größe einer Wallnuß. Sie reift nur, wenn sie abgepflückt und eine Zeitlang auf Stroh gelegt wird, wie die Mispeln. Ihr Geschmack ist säuerlich und kühlend, doch behält er immer was Herbes. — Nun fangen die Feigen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen und auch wohl einzelne verlorne Obstbäume an; doch stehen diese und die Pflaumen lieber unten im Grunde. Orangen und Citronen werden nur im Sommer ausgesetzt, und müssen den Winter noch ihre Treibhäuser haben. Mandeln gehören hier auch noch nicht zu den häufigen Bäumen.

Bey diesem Mangel an großen Wäldern bedient man sich zur Einhägung der Felder, statt der Steinmauern, die nur die Reichen haben können, und statt der Staketen, oder Schranken aus zerschnittenen Stämmen, eines kleinen Grabens mit einer lebendigen Hecke, oder die Hecke muß auch ohne Graben das Eigenthum vertheidigen. Noch braucht man zu Gehägen häufig das Rohr, das hier weit stärker wächst, als bey uns und zu 12 Fuß Höhe an den niedrigern Stellen der Gärten gezogen, und nachher zum Stützen des Weinstocks und andrer Rankengewächse und mit kleinen Stäben zur Verfertigung künstlicher Zäune angewendet wird.

Man kann über die Bearbeitung der Felder durchaus keine allgemeine Regeln geben. Sie richtet sich nach der Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit der Felder, nach der größern, oder geringern Bevölkerung und nach der Beschaffenheit des Anbaues, ob es nemlich ein reiner Ackerbau, oder Ackerbau mit Wein- und Oelbau vermischt ist. Im Allgemeinen steht es indessen fest, daß der Ackerbau in Italien mehr einem Gartenbau gleicht, als irgendwo. Wo es so hergeht, da ernährt ein kleiner Fleck Landes viele Menschen, und diese vielen Menschen können wieder jede Scholle Erde zum Tragen zwingen. Wo indessen die Natur sich weigert, da läßt der Mensch schon von selbst

ab, und läßt höchstens seinen Ochsen einige Tage auf Gewinn und Verlust thun, was er selbst nicht mit dem Aufwand ganzer Monate vielleicht vergeblich wagen würde. Wo man Reben in Reihen zieht, da reißt der Stier höchstens die gröbere Herbst- und Frühlingsfurche, auch wohl die Saatfurche, zwischenher aber geht der Spaten, die Hacke und die Schaufel fleißig zu Felde, um es um die Wurzeln der Reben zu lockern. In solchen Feldern findet man fast nie Brache oder Ruheland, sondern die Erde, die so fleißig umgerührt wird, muß auch fleißig tragen.

Zwischen diesen Reben wird nun der Acker fast unaufhörlich umgerührt. Wo aber ebnere und kahlere Fluren sind, da erhält die Brache, oder das Land, was für die edlere Wintersatt in Ruhe liegt, gewöhnlich vier Furchen, die erste im Herbst, November und December, die zweite nach den Winter, (iterazione) die dritte im Sommer, und endlich die Saatfurche. Bey dem Getreide, das man im Winter und Frühling säet, ist es nach Verhältniß und nach dem Bedürfniß, das jede Kornart von lockerm, oder festen Boden hat.

Die gewöhnliche Zeit des Düngens fällt vom November bis März, und man ist vielleicht nirgends geitziger mit dem Dreck, als in Toskana. Davon habe ich oben schon ein Beispiel erzählt. Der Dreckkärner und Sammler sind auf allen Straßen in der Stadt und auf dem Lande, und man schlägt sich oft um Exkremente, wovor man anderswo mit Abscheu flieht. Ich habe schon oben einer Art des Düngens erwähnt, wo man nemlich im Spätsommer mehrere Hülsenfrüchte aussäet, um sie nachher mit dem Saatacker unterzupflügen, wann sie hoch aufgeschossen sind, und durch ihre Verfaulung dem jungen Saamen sogleich Nahrung zu geben. Dazu dienen vorzüglich die Feldbohnen, die Saggina und einige Erbsenarten. Dieses Unterpflügen nennt man mit dem eigentlichen Ausdruck il soverscio. Es geschieht im Herbst vorzüglich bey den

Feldern, die im Februar und März besäet werden sollen. Auch hat man noch die alte Virgilische Methode, häufig die Stoppeln zu verbrennen, die man sehr lang stehen läßt. Dies geschieht vorzüglich auf schwerem Boden, und sie meinen, daß dieses Verbrennen die Erde lockere, und die Asche der Stoppeln dünge. Siehe Virgil. Georgic. I: 84.

Ich habe vorher bey mehrern Kornarten, z. B. bei'm Weitzen, der Gerste, der Hirse, der Bohnen und Wicken erwähnt, daß sie aufgeschaufelt und gehäuft werden. Dieses kann natürlich nur da Statt finden, wo der Acker so fleißige Arbeit lohnt und wo Menschenarme genug sind, so zum Kleinen hinabzusteigen. Daher sahen die Felder um Pisa und in seinen Dörfern schon weit mehr unsern Teutschen ähnlich, die nie zweimal tragen werden, ohne die größte Ausmergelung, wie die italischen es bey der warmen Sonne und frühen Aerndte können. In den Ebnen, die Florenz nahe liegen, ist es aber was gewöhnliches, selbst wo keine Reihen Weinstöcke die Felder in kleine Stücken theilen. Nur Bergabhängen, die höchstens mageres Heidekorn und kümmerlichen Roggen und Spelt versprechen, thut man so viel Ehre und Mühe nicht an. Um sich indessen dieses Häufen und Hacken zu erklären, muß ich noch einiges näher beschreiben. Die Rücken Feldes zwischen zwey Furchen sind ganz, wie man sie in einigen Gegenden Frankens und Baierns sieht, d. h. äußerst schmal von anderthalb bis zwey Fuß Breite. In diese säet man nun das Korn dünn ein. So wie dieses aufkeimt, schaufelt man die Erde aus den Furchen, worin der beste Saft des Düngers, Laub und andres sich gesammelt hat, aus, und wirft einige Zoll hoch drüber, und läßt das junge Korn sich wieder mit seinen Spitzen herauswühlen. So wird es mehr oder weniger wiederholt, so daß der Rücken immer höher wird, wie die Furchen sich vertiefen. Oft geht man auch zu und gräbt, wenn die Saat noch

jung ist, alles um, doch nicht tief, und schaufelt, wenn es so unter und über einander geworfen ist, neue Erde darauf, und wenn gleich manches Pflänzchen dabey verloren geht, so treiben die überbleibenden doch erstaunlich und stangen in tausend Aesten ab. Man begreift nun, was es ist, ein Feld wie einen Garten bearbeiten. Das Unkraut wird hiebey nun natürlich ganz zunichte gemacht. Um sich nicht zu verwirren, wenn man von diesen Dingen im Italiänischen liest, will ich die drey Instrumente beschreiben und benennen, welche hiebey vorzüglich gebraucht werden. Statt unsers kleineren Spatens haben sie meistens einen weit schwerern und breitern mit größerem Handstiel, und unten nahe am Eisen mit einem Queerholz zum Aufsetzen des Fußes, dieser heißt la vanga und das Graben vangare. Zum Schaufeln und Abstechen der Oberfläche dient die zappa, eine Art flacher mit Eisen beschlagener Schaufel, womit man die Furchen reinigt, und die Kornrücken mit Erde anfüllt und behäuft. Diese zappa dient auch zum Abstechen des Unkrauts und des Rasens, mehr aber braucht man dazu einen kleineren Abstoßer und Häufer, ein schmales 4 bis 6 Zoll langes scharfes Eisen, an einem kleinen Stiel befestigt. Mit ihm lockert und behäuft man die junge Saat, und sticht das Unkraut ab. Er heißt il sarchio, oder sarchiello, und die Arbeit sarchiare.

Noch ein Wörtchen vom Pflug. Er ist, wie schon der Sänger von Mantua ihn beschreibt, ein Mittelding von Haken und Pflug, so daß er auf leichtem Boden mehr vom Pfluge, auf schwerem mehr vom Haken annimmt. Ihn weitläuftig zu beschreiben mögte sehr überflüssig seyn. Ich kann jedem mit gutem Gewissen Voß Uebersetzung der Georgica empfehlen, die fast ganz noch jetzt zutrifft. Die Legbreter, oder das Streichbret heißt auch jetzt noch orecchio. Streichbreter (binae aures) Virgils sieht man mehr auf leichtem Lande, oder bei'm Auffurchen tiefer Furchen. Sonst sind sie nicht nöthig, da der Pflug hakenartig wüh-

len soll. Nur bey Einem habe ich Zweifel, bey dem dupl i dorso, wobey beide, Heyne und Voß, sich so quälen. Diese Stelle, die mir noch seit meinen Schuljahren im Kopfe saß, fiel mir bei'm Anblick des ersten italiänischen Pfluges wieder ein. Die beiden Schaarbäume (dentalia) laufen gewöhnlich nicht zum Schuh der Pflugschaar (vomer) aus, sondern ein Schuh aus Einem Holze ist fast immer an ihnen befestigt, und dieser Schuh der Pflugschaar ist in der Mitte hoch und läuft an beiden Seiten ab, wie ein umgestülptes Schiff, und so ist die Pflugschaar darauf vorn befestigt. Daher, denke ich, heißt es duplici dorso. Das Messer, Seck, il coltro, vor der Pflugschaar eingesteckt, sieht man nur in steinigten und sehr harten Feldern, es ist auch bey dem hakenartigen Pfluge nicht so nöthig, als wo der Pflug die Scholle nicht bricht, sondern mit Einem Legbret nur nach Einer Seite umlegt.

Scheunen, wie in nördlichen Ländern, wo das Korn eingefahren wird, kennt man in Italien fast nicht. Erlaubt die Zeit nicht, sogleich auszudröschen, so setzt man Miethen und steckt die Stoppel-Enden auswärts und die Garben einwärts. Diese Miethen, oder Kornhaufen heißen barche (auch wohl biche) und ihr Setzen abbarcare. Man macht über die Spitze des Zuckerhutes, in dessen Form sie gesetzt werden, ein Dach aus Rohr und altem Stroh, und nimmt allmählig ab, wie man dröschen will, und setzt aus dem Stroh wieder Strohmiethen, (pagliaji). Eben so macht man es hie und da mit dem Heu, obgleich es gewöhnlich unter Schoppen gebracht wird. Von der Tenne, die bald bedeckt, bald unbedeckt ist, habe ich oben schon geredet. Im Toskanischen läßt man nicht die Pferde und Ochsen dröschen, wie im südlichen Italien, (triturazione) sondern schlägt (batter) und dröscht mit kleinen Flegeln (flaggellazione).

Wenn das Feld so sehr als ein Garten behandelt wird, so müssen natürlich die Gartengewächse und Früchte

aller Art eben so gepflegt und gewartet werden. Von den Bäumen habe ich schon ein Wort gesagt, und von den grünen Erbsen, Rüben und Rettigen, die für Menschen und Vieh im Felde gezogen werden. Eben so fleißig baut der Landmann, der seinen kleinen Fleck möglichst benutzen muß, die übrigen Garten- und Feldgewächse, alle Arten Grün- und Wurzel- und Zwiebelpflanzen, Salat, Indivien, Sellerie, Kresse, (wovon selbst diesen harten Winter alle Marktplätze noch grünen) Mören, Artischocken, Melonen, Gurken, Kürbisse, Kapern und die Unendlichkeit von Kohlarten, die man auf den Feldern und in den Gärten sieht. Nur die Kartoffeln können hier noch nicht zu Ehren kommen, und werden nur um Livorno von den Ausländern begehrt, ein Beweis, daß der Arme noch andre Dinge anzubeißen hat, die ihm die Eingriffe in den theuren Weitzensack ersparen. Saffran wird ziemlich, Taback wenig gebaut. Was nur zu essen ist, das muß in Italien heran bis auf die Heuschrecke und Schnecke und jene kleinen Singvögel, die Zeisige und Meisen, die kaum zu sehen sind, wenn man sie gebraten vor sich hat. Zum Glück ist kein Monat im Jahr, wo nicht etwas für den Magen wüchse. O glückliches Hesperien, machtest du dich doch zu einem Volke!

Endlich nun noch von den Thieren, die mehr, oder weniger zum Feldbau gehören, ein Paar Worte, weil ich vielleicht nicht wieder eine so schickliche Gelegenheit finden mögte, davon zu reden. Da steht natürlich derjenige obenan, der um die Toskaner sich durch seine Arbeiten am verdientesten macht, der Stier (bue, giuvenco). Ich habe schon oben gesagt, daß diese fast ganz ungrischen Schlages, nur stärker sind, und sehr theuer bezahlt werden. Sie haben auch nicht allein das Feld zu pflügen, sondern müssen auch häufig den Aerndte- und Dungwagen zu Felde ziehen, so wie sie Holz und Produkte zur Stadt fahren. Schon Virgil räth, sie menschlich und sorgfältig zu behan-

deln, und diese Gesetze gelten noch. Gewöhnlich pflügt man im Frühling und Herbst von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit dem Ausfallen der Mittagsstunde. Die reicheren Ackerbesitzer haben auch Wechselochsen, die sich ablösen, so daß jeder seinen halben Tag zu arbeiten hat. Im Sommer meidet man gern die heißen Stunden, und und pflügt von Sonnenaufgang etwa bis 9 Uhr, und von 4 Uhr Nachmittags an bis Abend. Bey der schweren Arbeit erhalten sie zum Grün Schrot, Roggen, Hafer und anderes Getreide. In der Winterruhe müssen sie mit Rüben, Rettigen, Kleien, Spreu und Kaff, mit Stroh, Heu, Klee und Reisig und Blättern von Eichen, Ulmen, Pappeln vorlieb nehmen. Von den Kühen gilt in den meisten Gegenden die Stallfütterung, und nur auf unfruchtbarem Sandlande, auf Bergen und in Sumpfgründen werden sie im Freien gehütet. Auch sie nimmt man weit mehr in Acht, und bewahrt sie vor Schmuz und Reifen und Erkältung, pflegt sie nach der Geburt weit sorgsamer, als bey uns im nördlichen Teutschland.

Die Pferde Toskanas sind nicht vorzüglich wegen der Stärke oder Schönheit ihres Wuchses, noch der Schnelligkeit ihrer Füße. Ein Hügelland, wie Toskana meistens ist, begünstigt die Pferdezucht nicht. Die Race ist von mehr kleinem, als großem Körper, von guten Knochen, und wenigstens ist sie hart und dauerhaft. Besser sind ihre Substituten die Mäuler und Esel, die wegen der leichtern Erhaltung viele Pferde unnöthig machen. Die toskanischen Esel sind berühmt wegen ihrer Größe und Dauerhaftigkeit, und daher werden hier auch eine Gattung vorzüglicher Maulthiere gezogen, die in gebirgigten Gegenden weit bessere Dienste thun, und um die Hälfte wohlfeiler zu halten sind, als Pferde. Diese Mäuler sind zum Theil von schönem großen Körperbau und herrlichen Knochen, und sie werden theuer bezahlt. Alle diese Thiere, vorzüglich aber die Mäuler und Esel, schmückt der Toskaner mit

bunten Netzen, Bändern, Büschen und Glöcklein außerordentlich auf, und seine Thiere sind immer geputzter, als er selbst, wann er zur Stadt reiset.

Schaafheerden giebt es sehr ansehnliche in Toskana, und der milde Himmel und die kräuterreichen und fetten Hügel, müßten sie noch mehr in Aufnahme kommen lassen. Doch klagt alles, daß die Schaafzucht mit dem Verfall der florentiner Wollmanufakturen auch immer mehr vernachlässigt, und der alte Stamm dieser nützlichen Thiere von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgeartet sey. Einzelne haben zwar durch spanische und barbarische Race zu verbessern angefangen; aber leider bleibt so etwas allenthalben nur Experiment, sobald es nicht Wille und Bedürfniß des ganzen Landes ist. Das allgemeine Interesse, was zugleich jeder einzelne zunächst fühlt, kann da nur allgemein wirken. Gewöhnlich wird nur einmal, im Frühling, von andern aber im Frühling und im Herbst, also zweimal geschoren. Täuschen kann es den Fremden, als wenn die Schaafe hier zweimal lammten, daß man fast Jahr aus Jahr ein in Florenz Lämmer sieht. Das Interesse des Landmanns weiß das nemlich bey seinen Schaafen durch Absonderung, oder Zulassung der Böcke schon einzurichten. Zu einigen Schaafen läßt er die Böcke schon im Julius und August, damit er im Januar Lämmer verkaufen kann. Indessen ist die gewöhnliche Zeit, sie belegen zu lassen, der November, so daß die Geburten in die schöne Jahrszeit fallen. Auch Ziegen giebt es in Menge, vorzüglich am Apennin. Bey diesen gilt noch das Alte, daß sie oft, wie schon Theokrit und Virgil wußten, zwey Zickel werfen. Auffallend ist es, daß man an schlimmen Winter- und Regentagen die Ziegen und Schaafe nicht aus dem Stall gehen läßt. Bey uns müssen sie den ganzen Winter hinaus, sobald nur der Schnee nicht zu tief liegt. Indessen was giebt das auch für Wolle?

Gänse werden nicht viele gehalten. Sie sind klein und von zähem Fleische, wie in südlichern Klimaten fast immer. Man rupft sie fleißig, und ißt sie jung mit den ersten Spielen, wie in Südteutschland. Dafür ist das andre Geflügel wohl nirgends in solcher Menge, als hier, ich meine die Puter, Hühner und Tauben. Diese Vögel hat jeder kleinste Bauer zahlreich auf seinem Hofe, füttert sie mit schlechtem Korn, Hirse und dem Abfall der Wein- und Oelbeeren, weiß sie auch kunstreich für den Liebhaber zu stopfen, so daß diese Braten immer in Menge zu haben sind. Das milde Klima läßt überdem das Brüten nur etwa die kurze Zeit des Mauserns aufhören. Die Millionen Tauben leben im Winter fast allein von den ausgefallenen Weinbeeren und anderm Gesäme im Freien, oder werden mit den ausgepreßten gefüttert.

Von andern Vögeln hat man hier überdies eine zahllose Menge im Winter und Herbst bis zum Frühlinge zu füttern. Es sind meistens die aus dem Norden Ausgewanderten, die hier in den Wäldern und Weinbergen drey bis vier Monate leben. Ich bin oft erstaunt über die langen Stangen, woran die Bauern einige Dutzende der köstlichen Waldschnepfen, Rebhühner, Krametsvögel, Drosseln und ein unendliches Heer andren Gevögels zur Stadt tragen, die sie leicht in Netzen oder Schlingen und auf Leimruthen zu fangen verstehen.

Florenz.

Ich habe in dieser lieben Stadt beinahe fünf Monate gelebt, einige kleine Ausflüge nach Siena, Livorno, Mailand und Turin abgerechnet, welche in diese Zeit fallen. Da ich alle Klassen ziemlich durchgelaufen bin, da Florenz die einzige Stadt im Winter von 1798 und 99 war, wo Ruhe und italischer Sinn noch in ihrer Reinheit herrsch-

ten, und alles noch von fremden Händen nicht von seinem Platze geschüttelt, oder gar weggenommen war, so halte ich es der Mühe werth, mich über das Leben und die Vergnügungen dieser Zeit, und über das Leben und die Sitten der Bewohner dieser Stadt etwas weiter auszubreiten. Von den Werken der Kunst, die sonst schon diese Stadt zu einer der ersten machten, als Rom und Napoli noch nicht ausgeleert waren, sollte ich vielleicht ganz schweigen, wenn es nicht so süß wäre, von dem zu reden, was uns viele Lust gemacht hat. Dagegen werde ich bey dem Todten und Positiven, was man im Volkmann und Jagemann und bey andern ausführlich lesen kann, mich ganz stumm verhalten, und wann mir mal so was menschliches widerfahren sollte, so lege es jeder nicht auf die Achsel, welche noch keinen Buckel hat, sondern lieber auf den alten Höcker menschlicher Gebrechlichkeit.

Gallerie.

Die alten Dichter huben mit Zeus dem Ersten aller Dinge an, so beginne auch ich billig mit der großherzoglichen Gallerie, dem schönsten Juweel in dieser schönen Stadt, um denen, die meine Geschwätzigkeit von Bäumen und Korn und Eseln und Karren müde gemacht hat, wieder was Erweckendes zu geben.

Durch treffliche Künste im Kriege und Frieden ward die Familie der Mediceer groß, bis sie durch schlechtere Florenz um seine Freiheit betrog, und das genievolle toskanische Volk eben so sehr herunterbrachte, als sie dasselbe zum Theil mit erhoben hatte. Kosmus, der Vater des Vaterlandes, war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts einer der schönsten Namen Italiens, und zugleich der Beförderer der Künste und Freund des Donatello und Michellozzi. Mehr noch, als er, obgleich in einem nicht so großen Geist, that Lorenz der Großherzige. Die Fürsten

von Toskana gingen anfangs in diesen Geist für die Kunst ein, aber mit der Freiheit war auch das schönste Zeitalter Italiens dahin. Viel that Ferdinand der Zweyte, der 1670 starb, und sein Bruder, der Kardinal Leopold, für die Kunst, und von diesen beiden schreiben sich viele der schönsten Antiken und neuern Gemählde her, z. B. der Hermaphrodit, die Venus von Tizian rc. Leopold von Oestreich endlich ließ aus dem Pallast Medicis in Rom die Gruppe der Niobe und andre köstliche Sachen bringen, und erklärte die ganze reiche Sammlung, die hier aufbewahrt wird, für Eigenthum des toskanischen Volks. Wird das sie schützen? Die genaueste Beschreibung vieler Merkwürdigkeiten dieser Gallerie findet man in dem kostbaren Museum Florentinum, wovon schon eilf Bände in Folio heraus sind. Hieher gehört auch Goris Museum Etruscum. Der Prälat Angelo Fabbroni über die Gruppe der Niobe, und mehrere Aufsätze des Custos der Gallerie, Adam Fabbroni. Vom Direktor Pelli hat man einen Saggio Istorico mit manchen interessanten Erläuterungen über die Gallerie. Von ihm ist noch ein köstliches Manuscript hier im Archiv über die Medaillen, geschnittenen Steine und Kameen in 17 Bänden in Folio. Auch der Antiquar Lanzi in seiner Istoria della Pittura gehört hieher.

Schon die Treppe ist des Heiligthums nicht unwürdig, wozu sie führt. Man hat zu beiden Seiten griechische und lateinische Inschriften auf Marmorblöcken. Dann sieht man einen Bacchus und ein allerliebstes Kind aus Marmor, mit einem Kranz umwunden. Der Eingang, oder das Vorderzimmer, ist gleichsam in zwei getheilt. Im vordern sieht man zum Theil aus Porphyr die Büsten der mediceischen Fürsten und Lorenz und Johann von Medicis, il gran capitano. Im zweiten ist ein vortreffliches Pferd aus weißem Marmor, dessen kühner Flug einem Siegesrosse gleich sieht. Hiezu ist ein Pendant, der berühmte Eber, wovon so viele Kopien gemacht sind, und wovon

man von Pietro Tacca die schöne bronzene in der loggia des Mercata nuovo in Florenz findet. Er hat bey dem Brande 1762, der einige Stücke der Gallerie beschädigte, sehr gelitten. Zwei schöne Wolfshunde sitzend. Außer mehrern Marmorn ein Trajan und ein schöner August in Rednerstellung.

Die Korridore.

I. Gemählde.

Erster Korridor.

Einige alte Stücke florentinischer Meister im Entstehen der Kunst, die einem Geschichtschreiber derselben zu Belegen dienen könnten. Man sehe Lastri Etruria pittrice. Doch sind dies nur wenige Exempel gegen das, was man von Giotto, Cimabue ꝛc. in Kirchen und Klöstern sieht. Unter diesen zeichnet sich hier aus von Ghirlandajo die Anbetung der Magier, worin viel Ausdruck und Karakter, und jene kühne Zeichnung herrscht, welche den Schüler Michel Angelos bezeichnet. — Die Anbetung der Hirten von Roselli. — Judith, im Begriff, dem Holofernes den Kopf abzuhauen, von der Mahlerin Lomi von Pisa mit großem Ausdruck. Das war wohl ein Weib, bey der man wünschen konnte: Weib gebiehr mir keine Kinder! — Venus, welche Amor kämmt, und das Beilager der Neuvermählten von Giovanni di San Giovanni. Das erste ist eine sonderbare Idee, aber im Weibe sowohl, als im Buben, ist der Karakter schelmischer Lust sehr kräftig ausgedrückt, obgleich die Idee des Lausekammes und der Lausejagd, die sich einem unwillkührlich aufdringt, nicht zur Liebesgöttin steht. Auch das zweite ist vorzüglich, besonders die Hauptfiguren. Die süße Sehnsucht des wartenden Jünglings, und Schaam mit einigen leisen Zügen der Lüsternheit im Gesichte der Jungfrau, die sich von den Müttern gleichsam

mehr tragen, als führen läßt, sind schön ausgedrückt. — Abrahams Opferung von Livio Mehus. Der Kopf des Vaters ist vortrefflich, seine Augen sprühen Flammen des Eifers und der Verzückung. Mich dünkt, man könne diesen Kopf in einer andern Scene auch auf den Rumpf eines Verrückten setzen, ohne zu fehlen.

Zweiter Korridor.

Michel Angelo da Caravaggio. Christus und die Pharisäer im Tempel disputirend, eines seiner berühmtesten und vollendetsten Werke, obgleich auch hier die Schatten sehr hart sind. Es ist eine herrliche Sammlung alter Köpfe, von denen jeder seinen Karakter trägt, und aus dem Leben gestohlen zu seyn scheint. Der Christuskopf sollte nur ein wenig mehr unter den andern hervorstrahlen. — Mehrere brave von Lucas Giordano, von Vanni, von Siena, Martinelli und teutschen und italiänischen Mahlern.

II. Skulpturen und Statüen.

Erster Korridor.

Herkules, der den Nessus tödtet, eine kleinere Gruppe, als die des Johann von Bologna jenseits vor dem Ponte vecchio, mit der sie sich auch nicht messen darf. — Ein junger Athlet, eine kraftvolle Figur. Als Zeichen seines Siegs hält er ein kleines Becken, oder Gefäß. Es ist ein herrlicher Körper, und das Geflecht der Sehnen und Muskeln trefflich. Man könnte ihn ein anatomisches Studium nennen. — Venus mit dem Beinamen von Belvedere, von Ferrata hergestellt, in der Stellung der mediceischen. Er hat ihr aber, so sehr man sie auch preiset, das Unaussprechliche mit den neuen Armen nicht geben können, weswegen jene ewig allein bleiben wird. — Apoll mit einer Schlange an der Seite. Diese Statue ist außerordentlich

beschädigt

beschädigt und vieles daran ergänzt; doch sind die Umrisse des Rumpfes und die Schenkel größtentheils antik, und diese erregen um so mehr eine Klage, daß das Uebrige nicht mehr da ist.

Zweiter kleiner Korridor.

In diesem gegen Süden am Arno, welcher die beiden langen verbindet, sind blos Marmore, einige kleine Gemählde und Porträts, die oben hängen, ausgenommen. Ein kleiner Amor, eine ausserordentlich schöne Antike in Rücksicht der Stellung und des Ausdrucks. Er schaut empor, der kleine Spitzbube, als spotte er der Donnerkeile Zeus, und aller frohe Muthwille, alle liebenswürdige Bosheit ist in dem Lächeln seines Gesichts ausgedrückt. — Bacchus, auf einem jungen Faun gestützt. Eine treffliche Gruppe, die eine große Idee von der alten Kunst giebt. Die Leiber sind schön, aber man vergißt sie über den Köpfen voll Grazie und Anmuth. Es ist die ewige Freude gleichsam personificirt, wie sie zuweilen in heiligen Stunden rein und unverschleiert sich ihren Lieblingen offenbart, es ist nicht die leidenschaftliche, sondern die feste und stille, die eben, weil sie dies ist, keinen Wandel und Wechsel kennt. — Eine schöne Bacchantin, mit einem Luchs zu ihren Füßen, in einer leicht hinschwebenden Stellung. — Ein Weib mit einem Schwan, oder einer Gans im Schooße. Der Busen scheint vor süßer Lust sich schwellend zu heben, alle Züge des Gesichts athmen das Vergnügen, und die süße Vernichtung der höchsten Wohllust. Gewöhnlich hat man eine Leda daraus gemacht, und aus dem Vogel einen Schwan. Fabbroni meint, es sey eine Venus Lamia, der auch ein Schwan zukömmt. — Minerva. Der Kopf ist auserordentlich schön, und giebt eine anschauliche Vorstellung der tapfern Tugend, welche diese Göttin vorstellt, und die man sich immer mit einer guten Beimischung von Trotz und Kühnheit denken muß. Sie blickt, als lä-

gen die Götter und alle Dinge unter ihren Füßen. — Venus Anadyomene, eine holde kleine Statue voll Schaam und süßer Huld, wie sie den Wellen des Meers entsteigt. Sie gehört zu den viel gepriesenen Antiken. Sie verdient mehr den Namen Venere celeste, unter welchem man eine andre halb bekleidete Venus zeigt. — Ganymedes mit dem Adler, eine der schönsten und reitzendsten Statuen der Korridore, das Bild der Schönheit, zwischen dem Jünglings- und Knabenalter mit der Leichtigkeit, die noch keine Sorge kennt. — Bacchus mit einem Luchs würde ein schöner Bacchus seyn, wenn man den vorigen mit dem Faun sobald vergessen könnte. — Ein schöner Torso, als Studium für junge Künstler ausgestellt, sich daran zu bilden, und für den Liebhaber, um langsam daraus zu lernen, worin das Schöne der alten Kunst und der durch die Gymnastik mehr ausgedrückten menschlichen Form bestand.

Zweiter großer Korridor.

Gegen einander überhängend zwey geschundene Marsyasse. Der eine hat einen starken, aber einen widerlichen Ausdruck des Schmerzes, und man geht von diesen verzerrten Zügen gern zu etwas besserm. — Eine Nymphe auf einem Meerpferde, ein außerordentlich schönes und leichtes Stück. — Ein Jupiter, den Phidias letzter Schüler besser gefaßt haben würde. — Zwey Apolle, der größte dieser beiden ist vortrefflich, er bringt den holden Gott der Schönheit und Jugend dem Ideale sehr nahe. Die anders farbige und überzierliche Leyer, die man ihm gegeben hat, kleidet ihn schlecht. — Zwei Statuen von Aeskulap. — Bacchus von Michel Angelo. Dieser ist sehr berühmt und hat nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner verdient, ohne sich zu schämen, unter den besten Ueberbleibseln der alten Kunst aufgestellt zu werden. Es ist nicht der Gott, der nur Freude und Wollust athmet, wie der ihm gegenüber stehende, sondern er hat etwas Großes und

Majestätisches, wie man sich ihn denken muß, wenn er mit seinem Löwen- und Tigergespann als Sieger der Indier daher fährt. Er trägt den Geist seines Meisters an der Stirn, Kraft und Erhabenheit. — Ihm gegenüber steht ein andrer in kleinerm Maße von Sansovino, voll großer Lieblichkeit und Zartheit der Form und des Ausdrucks, ein solcher, der wohl mit einer Nymphe sich im Weinlaub verstecken gehen kann; auch er ist ein Meisterstück der Neuern. — Laocoon von Baccio Bandinelli, eine Kopie des belvederischen, jetzt pariser Laocoons, und zwar eine äußerst berühmte Kopie. Ich hoffe das Original zu sehen und kann dann vergleichen. Bey einem Feuer, das 1762 die Gallerie ergriff, hat er sehr gelitten. — Von Donatello sieht man hier noch zwey gepriesene Stücke, seinen David mit Goliaths Haupt zu seinen Füßen und Johannes den Täufer, durch Beten und Fasten abgezehrt. Der David erinnert an den schönen St. Georg von eben diesem Meister, den man in einer der Nischen der Kirche Or San Michele sieht, eine rechte Heldengestalt, aus dessen Gesichte Muth und Kühnheit auf seine gute Sache blicken. Aber berühmter bei weitem ist Johannes der Täufer, und eines der vorzüglichsten Werke dieses großen Künstlers, den man besonders wegen der anatomischen Richtigkeit bewundert, weil so ein Körper nicht das anmuthige Bild der Schönheit geben kann. Man geht endlich bey diesen Meistern mit dem Gefühl davon, sie würden Phidias und Skopas gewesen seyn, hätten sie die freundliche Welt und die jugendlichen Götter jener Glücklichen gehabt.

Zwischen diesen Statuen der Korridore, von welchen ich die Vorzüglichsten genannt habe, sind vom Eingang bis zum Ende hinaus die Büsten der römischen Kaiser und ihrer Familien zu sehen, eine außerordentliche reiche Sammlung beinahe an die 120. Man hält sie alle für ächt, obgleich sich das vielleicht schwer ausmachen läßt, wenn es gleich bey den meisten durch Vergleichung mit andern Kö-

pfen und mit Münzen auszumitteln ist. Die Sammlung ist zugleich als ein lehrreicher Kommentar für die Kunstgeschichte der ersten Kaiserjahrhunderte anzusehen, und für den Fortgang und Rückgang der Kunst. Die Reihe der Kaiser ist vollständig bis auf Gallienus. Auch einen schönen Konstantin, der sonst selten ist, hat man hier, doch ist auch er durch den Brand beschädigt. Trefflich sind die Köpfe der Livia und Julia, des Agrippa und Tiberius gearbeitet; den Otho hält selbst Winkelmann für einen der schönsten Köpfe, auch Vitellius und Vespasian sind gepriesen. Die Familie Mark Aurels nimmt den kleinen südlichen Flügel ein. O Faustina, Wieland hat nicht zu viel für dich gethan! Du konntest mit dem Gesichte nicht gemein seyn. Auch dem Freund der Geschichte geben sie gleichsam einen lebendigen Kommentar, obgleich die Kunst, aus den Gesichtern auf die Menschen zu schließen, immer eine sehr mißliche bleiben wird, überdies ist nichts in der Welt leichter, als nach den Thaten und Leiden ein langes und breites über ein Menschenantlitz zu räsonniren. Wie viele vergnügte Stunden habe ich unter diesen Köpfen gelebt, und unter der Menge der großen und merkwürdigen Menschen der neuern Welt, die gemahlt über ihnen hängen. In seiner eignen Zeit lebt man doch nicht so rein und frey; das Interesse, die Verflechtung des Lebens und Empfindens zieht uns vom rechten Wege ab, oder Leidenschaften und Partheisucht halten unsre Augen unter der Binde, daß wir selten einer reinen und ungefälschten Ansicht derselben genießen.

Außer den Büsten schmücken die Korridore noch eine hübsche Anzahl von Sarkophagen mit Inschriften, und theils mit trefflichen Basreliefs, (vorzüglich schön ist auf dem Zweiten die Geschichte Hippolytus dargestellt) Altäre ꝛc., woraus man einigen Statuen Fußgestelle gemacht hat.

Oben um die ganze Reihe der drey Korridore findet man zu beiden Seiten rund herum eine herrliche Sammlung großer und berühmter Männer, viele Florentiner, die durch Künste und Wissenschaften, durch Waffen und Herrschaft groß waren, andre herrliche Männer Italiens und Europens, durch welche die Welt weiter gekommen ist. Auch die Frauen sind nicht vergessen, und man sieht manche berühmte Haube. Den Beschluß macht die lothringische Herzogsfamilie bis auf Kaiser Franz den Ersten.

Auch die Decken dieser Flügel muß man nicht übersehen. Sie sind mit allegorischen Darstellungen geschmückt, wobey der großen Männer, woran Toskana einst vor allen Städten Italiens reich war, in Ehren gedacht ist. Es ist gleichsam ein gemahlter Ehrentempel von Florenz. Jede Kunst und Wissenschaft hat ihre Lichter und Lichtanzünder. Da sieht man die Cimabue, Giotto, Davinci, Masaccio, Donatello, Ghiberti, Michel Angelo, Bandinelli, Dante, Petrarca, Vespucci, Galilei, Ficino, Macchiavelli und andre Namen, die das Vaterland verherrlichten.

Münz- und Medaillensammlung.

Die Anordnung dieser Sammlung ward von dem Jesuiten Ekhel in Wien, Direktor der kaiserlichen Münzsammlung, angegeben, und von Cocchi und seinem Nachfolger, dem Direktor Pelli, ausgeführt. Man hat die Münzen nach chronologischer und geographischer Ordnung in Schränken aufgestellt. Billig hat man mit Toskana angefangen und einen großen Reichthum zusammen gebracht, nicht blos für Florenz, sondern auch für die andern Städte, vorzüglich für Pisa. Man sieht viele Münzen aus Silber und Gold von beiden Sicilien, dem Kirchenstaat, Venedig, Genua, Mailand, Parma rc. Aber auch die übrigen Länder Europens sind nicht leer ausgegangen.

Die Sammlung der neuern Medaillen ist gleichfalls eine der zahlreichsten. Hier sieht man viele Schnurrigkeiten und Rarit ten des Mittelalters: Siegel, Prachtmünzen 2c.

In zwölf kleinen Schränken mit Auszügen bewahrt man die alten Münzen auf. Man hat sie geographisch geordnet nach den Plätzen, wo sie geschlagen sind, ohne auf ihre Große, oder ihren Stoff Rücksicht zu nehmen. Man hat sie in zwei Klassen getheilt. Die erste begreift die Republiken, Kolonien und Monarchien der alten Welt, z. B. Rom, Athen, Macedonien, Syrien, Aegypten; die zweite enthält die Konsular- und Familienmünzen des alten Rom, wie auch die Münzen der Kaiser von August bis Johann Paläologus. Die erste Klasse hat 4201, die zweite 1519 vor August und 8454 Münzen seit August, welche letztere allein 5 Schränke füllen.

Goldner Medaillen sind 1117, silberner 3778. Die ganze Summe rechnet man mit Sicherheit auf 15000. Auch falsche und nachgemachte Münzen hat man hier zur Belehrung aufbewahrt. Sie sind zum Theil so trefflich gearbeitet, daß sie die ersten Kenner getäuscht haben.

Ich gehe von hier zum hintersten Kabinet des östlichen Korridors, und werde immer so die Reihe der Zimmer verfolgen, bis ich mit dem Saal des Hermaphroditen aufhöre, welcher der erste am Eingange oder Vestibulum ist. Man hat diese Säle häufig nach einem Meisterstücke, das sich darin findet, benannt. Der erste Saal, vor dessen Thüre die Statuen und Gruppen von Michel Angelo, Sansovino, Johann von Bologna und Donatello sehr zweckmäßig stehen, enthält.

Die neuern Bronzen.

Das Vaterland der Donatelli, Verrocchi, Cellini und Ghiberti kann daran nicht arm seyn. Man kann diese köstliche Sammlung gleichsam als eine Kunstgeschichte der

florentinischen Bildnerei ansehen. Man hat hier treffliche Kopien in Bronze, doch fast alle im verjüngten Maasstabe, gesammelt von den ersten neuern und ältern Statuen, die man in Italien und anderswo findet, den Laocoon, Apoll, Meleager, Herkules, die beiden Satyre, die Flore, den Jüngling, der sich den Dorn auszieht, den Gladiator, den farnesischen Stier, den Silen, Mark Aurel und den Bacchus und Hermaphrodit von Borghese. Die Ringer, den Schleifer, den Faun und die Venus von Medicis sieht man hier in schönen Kopien aus Marmor. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Nachahmungen von Antiken, z. B. Idole, Vasen, Basreliefs. Vortrefflich ist der kleine Amor von Donatello, den einige selbst für eine Antike genommen haben. Von dem trefflichen Benvenuto Cellini besitzt man viel Schönes, man schätzt vorzüglich die Büste Kosmus des Ersten von ihm. Von der Opferung Abrahams sieht man außer andern heiligen Stücken zwey Ausführungen, in welchen sich Donatello und Ghiberti zeigten, um den Auftrag zu den schönen bronzenen Thurm des Battisterio zu erhalten, welche Ghiberti ausgeführt hat. Das Schönste indessen von allen Arbeiten der Neuern, die hier gezeigt werden, möchte ich den Merkur von Johann von Bologna nennen, der lange die Villa Medicis in Rom zierte. Er hat das Leichte, das Schwebende und Vorwärtsstrebende, das man in der behenden Kraft dieses Gottes sich denket. Mit einem Fuße schwebt er auf dem Kopf eines Zephyrs, den er nicht mehr zu berühren scheint, als jener die Blumen. Der Ausdruck des leichten und spielenden Lebens dieses Gottes ist so bezaubernd, daß man immer wieder zu ihm zurück muß.

Noch ist hier ein berühmter Geschundener (scorciato) in Bronze, eine anatomische Statue, die man aber nicht unter den Mustern des Schönen aufstellen sollte. Man hat allenthalben gekünstelt und gearbeitet, um für die Anatomie was rechtes zu leisten. Auch die Alten haben ana-

komische Figuren in Bronze und Marmor vorgestellt, Frantavilla machte in Italien solche, die man aus einander nehmen konnte, aus Holz und Pergament; Zumbo und Lelli machten sie aus Wachs, welche nachher Susini in Florenz vervollkommnete; doch davon mehr an einem andern Orte.

Etruscische Sarkophagen und Inschriften. Museum Etruscum.

Leider weiß man von den Alterthümern der Etrusker wenig. Waren die Römer gierig nach dem Ruhm alle Völker unter die Füße getreten zu haben, so waren sie es nicht weniger, die Herrlichkeiten der Besiegten zu unterdrücken, und ihre Kunst und Wissen auch sich zuzueignen. Doch ist es ihnen nur in so weit geglückt, die Geschichte jener Völker in Dunkelheit zu erhalten. Betrügen haben sie die Nachwelt nicht gekonnt. Man hat nun angefangen, in Toskana Vieles zu sammeln, was schon die Ehre des etruscischen Volks machte, als die Griechen noch zum Theil und die Römer noch durchaus Barbaren waren, und von Arezzo, Volaterra, Montepulciano und andern Orten zusammen gebracht, wo es theils noch unter der Erde, theils in den Händen von Privatleuten war. Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst zeigt, daß die Etrurier der Künste selbst vor den Griechen pflegten, und als Volsinii (jetzt Bolsena) 265 Jahr vor Christi Geburt eingenommen ward, transportirte man 2000 Statuen nach Rom.

Die Etrusker verbrannten gewöhnlich ihre Todten, und legten die Asche in kleinen Särgen oder Urnen in die Erde, welche oft nur die Namen der Verstorbenen enthielten. Diese Särge und Urnen ꝛc. und die etruscischen und lateinischen Inschriften, oder die aus beiden Sprachen gemischten hat man hier aufgestellt. Das meiste ist aus Töpferthon (terra cotta, terre cuite), einige Sarkophage sind sogar bemahlt. Die schönsten Sachen hat man zu

Volaterra gefunden. Manche dieser Urnen, die man zu Chiusi ausgrub, sind mit Bildnerarbeit, und stellen die Geschichte der Söhne des Oedipus vor; andre herrlich in Alabaster gearbeitete Basreliefs enthalten Scenen vor Troja. Man sehe hierüber Gori Museum Etruscum Flor. 1737. 3 Vol. Fol. und Hancarville etruscische, griechische und römische Alterthümer mit illuminirten Kupfern, herausgegeben aus Hamiltons Kabinet zu Napoli, und Lanzi saggio sopra la lingua etrusca und seine Istoria della pittura.

Von diesem Saal, der eigentlich noch vor den neuern Bronzen hergeht und der erste von allen ist, springe ich nun sogleich zum vierten über, der die

Sammlung von etrurischen Gefäßen

enthält, weil diese eigentlich nur ein zweiter Theil des Museum Etruscum sind. Man wandelt mit einer Art von heiligem Grauen unter diesen Resten der alten Kunst, die zugleich den letzten Ehren der armen Sterblichen bestimmt waren, und mit ihren Aschen meistens auch ihr Gedächtniß von der Erde nahmen. Man erstaunt über die Fortschritte, welche die Kunst in jenen jugendlichen Zeiten der Geschichte schon gemacht haben muß, wenn man die Leichtigkeit, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben und Glasur sieht. Zu Volaterra, Chiusi und Arezzo hat man eine große Menge davon gefunden. D'Hankarville meint, unter den römischen und etrurischen Sachen sey auch einiges aus Griechenland Eingeführtes. Es sind einige mit griechischen, andre mit etruscischen Aufschriften. Ferner sieht man eine Menge von Antiken einer andern Gattung in terra cotta, Lampen, Idole, Thierbilderchen, die, wie Caylus meint, von den Armen als Repräsentanten der Opfer gebracht wurden, die sie nicht darbringen konnten. Außerdem hat man die Bilder der Laren, und eine Menge Füße, Beine, Köpfe, Herzen, die vielleicht bey den Alten eine Art von ex voto seyn mogten. Man hat

zu dieser Sammlung manches Neuere hinzugefügt, das im etrurischen Geschmack gearbeitet ist, Arbeiten aus Fabriken in terra cotta von Urbino, von Cagli und Castel Durante nach Zeichnungen Rafaels, Correggio's und der Carracci; Manches aus der Fabrik der Familie Vassari zu Arezzo, welcher Wedgewood nachahmte.

Alte Bronzen.

Sie sind im dritten Saal in 14 Schränken aufgestellt, und man hält sie für die schönste Sammlung dieser Art nach der, welche nun von Portici nach Palermo geflüchtet ist.

I. Eine herrliche Büste der Minerva, ein Kopf Merkurs und Saturns, mehrere kleine Götterabbildungen, Jupiter, Neptun, Pluto, Minerva, Diana, Ops &c.

II. Eine treffliche Sammlung griechischer, etrurischer und römischer Waffen, ein vorzüglich gearbeiteter Hermaphrodit, eine schöne Amazone und ein geheimer Mars; endlich Venus mit ihren Attributen, Nymphen, Amorn, Genien.

III. Viele Scenen aus der Geschichte des Bacchus und Herkules. Man hat zu den Bacchusbildern Faunen, Satyre, Silenen und die Ariadne hinzugefügt.

IV. Hier findet man viele ägyptische Sachen und Idole, unter andern ein Serapis, den die Heroen der Kunst hoch halten. Viele Genien und Götter des zweiten und letzten Ranges.

V. Einer der merkwürdigsten Schränke, der die etruscischen Gottheiten, den Janus, Vulturnus, Pilumnus, die Vakuna &c. enthält. Diese reiche Sammlung zeigt noch die Anfänge der Kunst, in Metallen zu gießen.

VI. In diesem Schranke findet man außer vielen Porträts erlauchter Menschen eine Menge Fragmente alter

Statuen, die jungen Künstlern zum Studium dienen können, so schön ist an manchen die Arbeit.

VI. Enthält Thiere mancherlei Art, einen Pegasus, einen Hippogriph, eine Chimäre, einen Stier mit Menschenangesicht und andre, welche zu Gelübden, Symbolen und Fahnenzeichen dienten. Siehe Lipsius de militia romana cap. de signis militar.

VIII. IX. X. Mancherlei Haus- Religions- und Opfergeräth, Altäre, Dreifüße, Leuchter und Lampen mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit der Arbeit und des Geschmacks, verschiedene metallene Spiegel, Helme, Zäume, Sporen, goldne Schnallen, Halsbänder, Ringe und Ohrgehänge.

XI. Alte Inschriften auf Bronzen verschiedener Gattung und manche Schnurrigkeiten.

XII. XIII. Altes Hausgeräthe und Silberzeug.

XIV. Instrumente, Schlösser, Schlüssel, Klinken, Haken und vieles christliche Zeug, wo man schon Apostel und Heilige vorgestellt sieht und die Barbarei des Geschmacks.

Außer diesen kleinern und zartern Dingen, die man eingeschlossen hat, steht noch vieles umher, was diesen Saal zu einer Einleitung in die Kunst und das häusliche Leben der alten Welt macht. Unter diesen Sachen findet man einen sehr schönen Torso; eine Minerva von außerordentlicher Schönheit, die, wenn sie etrurisch ist, einen hohen Grad der Kunst verräth; man glaubt, sie sey nicht vollendet worden, oder habe durch Feuer gelitten.

Saal der Niobe.

Diesen ließ Peter Leopold mit allen Schmuck der Kunst und des Geschmacks verzieren, wie es der hohen Bewohner würdig war, welche hier einziehen sollten. Sie waren 1775 noch zu Rom in der Villa Medicis, von wo Leopold sie nach Florenz bringen ließ. Vielleicht

müssen sie in diesen Zeiten der Auswanderungen auch mit fort.

Hier steht also nun die berühmte Gruppe der Niobe, deren blutiges Schicksal Ovid und Apollodor besangen, und die grössten Künstler des Alterthums, ein Skopas und Praxiteles in Marmor und Erz bildeten, und worin, wie wir sie nun aufgestellt sehen, jeder den großen Stil und erhabnen Karakter der meisten Figuren bewundern muß, wenn gleich der tiefer eindringende Kenner und Tadler manche Härten in den Stellungen und Gewändern findet, und daher diejenigen verdammt, welche wohl gar auf Praxiteles und Skopas, oder ihre ersten Schüler rathen. Man weiß aber, daß schon bey den Alten von den berühmtesten Statuen Kopien gemacht wurden. Könnte das nicht auch der Niobe und ihren Kindern begegnet seyn? und könnten also diese Statuen, aus welchen man nun Eine Gruppe geordnet hat, und welche offenbar nicht gleich vollkommen sind, nicht aus den Händen verschiedener Meister gegangen seyn? Winkelmann fand in dieser Gruppe einen hohen Geist. „Die Töchter der Niobe, sagt er, gegen welche Diana ihre Pfeile richtet, sind in der sprachlosen Angst, der Vernichtung der Sinne, der Zerstörung des Gefühls vorgestellt, wo der unvermeidlich kommende Tod die Seele selbst gedankenlos macht. — Niobe und ihre Töchter werden immer die Muster des wahren Schönen seyn, man muß sie als unstreitige Denkmäler des hohen Stils ansehen.“ Winkelmann Gesch. der Kunst Th. 2. S. 201. 241. Auch Guido Reni war seiner Meinung und studierte sie ohne Aufhören.

Man kann vielleicht kein besseres Bild von dem Ausdruck dieser Gruppe geben, als wenn man sagt, daß so ein Schweigen des Schmerzes, so ein Erstarren des Gefühls darauf ruht, daß sie alle Elemente zu binden und jeden Laut, jeden Ton der Empfindung unmöglich zu machen scheinen; ein Verstummen, wie das der Erde vor dem

Donner, der noch still in seinen düstern Wolken schlummert. Aber keine Lerche fliegt in der Luft, keine Kehle klingt mehr, das Thier sucht das Dickigt und die Höhle, der Mensch sein Haus; die Blume schließt ihre Krone.

Schön vor allen den einzelnen Bildern, die in einer Gallerie so gestellt sind, daß jedes Gesicht, wo möglich, auf die Mutter sieht, ist die Figur der Niobe. Die Kleinste der Töchter drängt sich bebend in den Schooß der Mutter, in deren Augen sie mit angstvollem Gesichte Trost sucht; die Mutter breitet ihr Gewand aus, als wolle sie die Tochter schützen. Aber ihr Gesicht ist bey den andern Kindern, die verwundet fliehen und fallen, aber sein tiefer Schmerz bleibt menschlich und unverzerrt und rührt daher unaussprechlich. Die Kinder sind in mancherlei Stellungen, einige fliehen, andre sinken erblassend, andre schauen auf die Mutter, die nicht helfen kann, andre auf die grausame Rächerin in den Wolken. Den einen sterbenden Sohn und eine Tochter in fliehender Angst vor dem Bogen Dianens, nach welchem sie empor schaut, mögte ich die schönsten nennen.

Da man nicht alle Statuen, die die Familie der Niobe ausmachten, wieder fand, so ersetzte man wohl einige durch Analogen. Die Anordnung bleibt nun doch immer etwas Willkührliches, und jeder Künstler findet natürlich nach dem Gesichtspunkte, woraus er das Ganze ansieht, manches zu tadeln und abzuändern. Manches, was fehlte, ist auch von neuern Händen ergänzt, und das muß jeder billige Richter auch mit in Anschlag bringen.

Die Wände dieses schönen Saales sind noch mit einigen trefflichen Gemählden geziert, dahin gehören ein Paar Stücke von Rubens in seiner kecken Manier, die Schlacht von Ypres und der Einzug Heinrichs des Vierten in Paris, einige Porträts von vorzüglicher Schönheit, unter andern Karl der Fünfte von Vandyk und von Kranach ein schönes Stück, Adam und Eva.

Sammlung von Zeichnungen und Stichen.

Diese Sammlung, die der Kardinal Leopold anfing, ist seitdem immer vermehrt, und hat für den Künstler und den Liebhaber und Kenner natürlich ein unsägliches Interesse. Man hat sie mit großen Kosten zusammen gebracht durch Ankauf, Schenkung und Aufsuchung aus allen Ländern. Von 225 Bänden sind 80 je von einem großen Meister. Sie fangen von Cimabue an, und gehen bis auf Battoni und Mengs. Diese Sammlung hat der Direktor der Gallerie unter seinem Schlüssel, und man muß sich bey ihm melden, um sie zu sehen zu bekommen. Auch die Kupferstiche sind vorzüglich unter Leopold und dem jetzigen Großherzog angewachsen.

Saal des Barroccio.

Dieser stößt an den Saal der Niobe, und hat seinen Namen von einem großen Stücke dieses Meisters, welches 1787 von Arezzo hieher gebracht und wegen der Einfalt der Anordnung und der Zeichnung hoch berühmt ist. Es ist ein sehr figurenreiches Gemählde auf Holz, eine Madonna, die ihren Sohn bittet, Reichen, welche sich der Verlassenen und Wittwen hülfreich annehmen, den Segen zu geben. — Eine große Skizze auf Holz von Fra Bartolomeo della Porta, eine Madouna mit den Schutzheiligen von Florenz und dem Porträt des Künstlers. Man schätzt die Anlage, welche der Tod den Künstler nicht ausmahlen ließ. — Eben so verhält es sich mit einer Anlage von Pietro da Cortona, den drei Marien am Grabe. — Von Albano das Kind Jesus, von mehrern Engeln umgeben, welche die Instrumente und Zeichen seines Leidens halten, ein Werk voll Anmuth und Freundlichkeit, die diesem Mahler in einem vorzüglichen Grade angehören, der durch seine Engel und Amore berühmt ist. — Von Guido ein Petrus

eine Halbfigur und Roger und Fiordispine. — Die Madonna, welche ihr Kind säugt, ein treffliches Stück von dem Meister der Kunst Lenardo da Vinci, voll süßer Liebe und Natürlichkeit. Dieses hat Leopold angekauft.

Vestibulum der Inschriften.

Dieses Vestibulum, ein offener Durchgang in der Mitte dieses Korridors, stößt zunächst an den Saal des Baroccio und enthält viel Schätzbares, das man nicht als ausgemerzt ansehen kann, weil es in keinem verschlossenen Zimmer steht. Man sieht hier eine schätzbare Sammlung von Inschriften, die man in zwölf Klassen eingetheilt, und in die Mauer dieses Vestibulum eingefügt hat. Die Zwischenräume der Klassen hat man mit schönen Fragmenten des Alterthums geziert. In der Mitte des Saals steht ein Torso aus Basalt, den Winkelmann sehr rühmt; ein Altar von Granit, ein ägyptisches Kunstwerk, worauf ägyptische Idole zum Theil mit Hieroglyphen und ein kleiner Obelisk stehen. Außerdem sind noch andre ägyptische Sachen hier, Sarkophagen, Leichensteine, Urnen, Vasen mit Buchstaben und Karakteren, kleine Statuen und Büsten. Vortrefflich ist der Brutuskopf, nur aus dem Groben gearbeitet von Michel Angelo, aber er hat schon den Karakter des Ernstes und der Kraft, der auch dem Künstler gehörte. Man lieset unten die Verse von Bembo:

„Dum Bruti effigiem sculptor e marmore ducit,
„In mentem sceleris venit et abstinuit."

„Da der Bildner aus Marmor das Bild des Brutus gestaltet,
„Denkt er der blutigen That und ihm versagt die Hand."

Ein Engländer, der Graf Sandwich, dem solche Inschrift schmählich däuchte, änderte diese Verse so:

„Brutum effecisset sculptor, sed mente recursat
„Tanta viri virtus, sistit et abstinuit."

„Brutus hätte der Bildner vollendet, da denkt er im Herzen
„Tugend des Helden, dich, hält und läßt ab von dem Werk."

Man sieht hier die Köpfe der großen Weisen, Dichter und Feldherren Griechenlands auf Hermen, und diese Versammlung würde nicht die letzte seyn, die ich aus dem Reichthum der Gallerie mir ausgreifen möchte, wenn ich dürfte. Anakreon, Solon, Sappho, Aristophanes, Sokrates, Alcibiades, Sophokles, Euripides und andre kann man hier bewundern.

Sammlung der Porträts der Mahler, von ihnen selbst gemahlt.

Diese sind in zwei an einander stoßenden Zimmern befindlich, und meistens nach den Zeitaltern, Schulen und Nationen geordnet. Auch diese Sammlung fing der Kardinal Leopold an, dessen Statue in Marmor man in einer Nische sieht. Diese Porträts sind in dem Museum Florentin. gestochen und zum Theil in Hugfords Sammlung.

Die römische Schule führt Rafael an; nach ihm Giulio Romano, Barroccio, Zucheri, die letzten sind Battoni und Mengs.

In der florentiner Schule ist der vortreffliche alte Masaccio der erste, Leonard da Vinci, Andreas del Sarto.

Gegenüber sind die Venezianer Bellini, Georgione und Tizian, seine größern Schüler; Paul Veronese, Tintoretto, die Bassanen und andre.

Die Lombarden führt Primaticcio an, der Freund Franz des Ersten, an dessen und Heinrichs des Zweiten Hofe er in hohen Ehren lebte, dann folgen die Caracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino da Cento, Albano.

Unter den Fremden sind die herrlichen Köpfe von Rubens, Vandyk, Holbein, Rembrandt. Außer diesen sieht man andre, die sich gemahlt haben, indem sie zeigten, daß man sie nach diesen Proben nicht messen sollte, weil Köpfe ihr Werk nicht waren; sie halten zum Theil Landschaften, kleine Scenen des gewöhnlichen Lebens rc. in der

Hand,

Hand, wie Bourgignon, Mieris, Schalken, van der Werf und andre.

Im zweiten Zimmer sind mehr neuere Mahler und Ausländer, auch einige alte, die man noch nicht lange besessen hat, z. B. Michel Angelo, Sandrart, Angelica Kaufmann, le Brun, der Engländer Moor, der Schwede Roslin. Hier sieht man noch eine Marmorbüste einer Engländerin, die ein feines Weib gewesen seyn muß; man liest in einer griechischen Aufschrift ihren Namen: Αννα Σειμυς Δαμμες ἐποιησεν.

Unter andern Kostbarkeiten ist hier die schöne Urne aus der Villa Medicis, worauf die Opferung Iphigeniens dargestellt ist, und einen achteckigen Tisch aus Edelgesteinen, oder pietre fine zusammengesetzt. Er ist aus der Zeit Ferdinand des Zweiten, und wegen der Edelsteine, Topasen, Granaten 2c. einer der kostbarsten dieser Gattung. So trefflich auch diese Arbeiten, so bewundernswürdig auch das Ineinanderfließende und Schmelzende der Schatten und Farben ist, so bleibt doch immer eine unvermeidliche Härte, wenn man solche Arbeiten mit einem Gemählde vergleicht.

Sammlung der venezianischen Schule.

Die Venezianer füllen die nächsten und letzten beiden Zimmer dieses Flügels.

In beiden Zimmern findet man von Tizian eine schöne Jungfrau, das Kindlein auf den Knieen; noch eine zweite von Engeln umgeben in derselben Stellung. — Die Ehebrecherin, vor dem Erlöser mit herrlichem Ausdruck in den Köpfen, ein sehr figurenreiches Stück. — Die Niederlage von Ghiradadda, das wegen seiner Komposition berühmt ist. — Die Geburt des Herrn und die anbetenden Schäfer, ein ganz treffliches Stück, von dem man nicht los werden kann. — Einige Porträts, und eine

schöne Judith mit dem Kopf des Holofernes, eine halbe Figur.

Von den Bassanen eine Menge Gemählde. Das berühmteste und größte ist das, wo Jakob Bassano sich mit seiner Familie nebst Tizian seinem Meister und seiner Frau gemahlt hat. Er hat hier alles aufgeboten, seiner Familie unter den Unsterblichen einen Platz zu verschaffen. Es ist kein Aufflug, kein Ideal, aber die reinste Natürlichkeit und ein Kolorit, wie es seines Lehrers würdig wäre.

Von Giorgione, dem größten Meister im Kolorit, das Urtheil Salomos und viele andre Stücke.

Von Paul Veronese Christus, der den Lazarus erweckt, ein figurenreiches Gemählde, wo alles lebt und sich bewegt, und es einem bey keiner Figur einfällt, Veronese habe an Betrachter seiner Werke dabey gedacht. — Die Hochzeit von Kana und Ester und Ahasverus, zwei herrliche Stücke in Rücksicht der Vertheilung der Gruppen.

Außerdem sieht man noch manches von Tintoretto, Carletto, Cagliari, Palma.

Man geht nun zum zweiten Flügel fort, und findet zuerst das Zimmer, wo die

Sammlung von geschnittenen Steinen, Kameen, Gefäßen aus edlen Steinen ꝛc.

aufbewahrt wird. Dieses ist einer der größten Schätze, die sich irgendwo auf der Welt finden. Lorenz der Großmüthige that das Meiste für diese Sammlung, Kosmus der Erste und andre Mediceer haben manches hinzugefügt und durch die großen Genieen, die ihre Zeit verherrlichten, arbeiten lassen. Es ist ein Saal in Form einer Tribune, mit Säulen von orientalischem Alabaster geschmückt, wo dieser Reichthum in sechs Schränken aufbewahrt wird. Man zählt mehr als 4000 Anaglyphen, und unter den Kameen bewundert man vorzüglich die Familie des August

und was seiner Zeit am nächsten ist, z. B. den Tiber und seine Gemahlin, die wegen der Größe merkwürdig sind, vor allen aber steht Vespasian oben an, den man nur den König der Kameen nennt. Noch preist man die Kamee, die man für einen Julianus hält, der mit seiner Frau ein Opfer bringt, den Ganymed, den Curtius und die große Kamee, die Lanzi für eine Vesta und allein mehr, als manches andre Kabinet werth hält. — Man sieht hier überdies eine große Menge von Köpfen, von Gefäßen, von Statuen, vorzüglich eine Schale aus einem Granat von außerordentlicher Größe, Gefäße aus Onyx, Sardonix, Agat, Jaspis. Manche davon sind neu und von florentiner Künstlern im Wetteifer mit den Alten gearbeitet. — Manches in Bergkrystall gearbeitet, wie z. B. ein Kopf des Nero, verschiedene Kaiser in Kalcedon, ein schöner Tiberius in einem blauen Türkis, ein Mars in Saphir, eine Minerva in Sardonix, ein Alexander in Chrysolith, eine Furie in Hyacinth. — Manche sind zu beiden Seiten gegraben, z. B. der Sonnenwagen im Thierkreise an einer, an der andern der des Mondes, eine Büste Apolls im Anaglyph an der einen Seite, an der andern Mars in einer Kamee.

Viele dieser geschnittenen Steine hat man in mancherlei Massen abgießen und drucken lassen. Die vorzüglichsten kennt man aus dem Museum Florentin. und aus dem Thesaurus Gemmar. antiqu. aeneis tabulis 200. Florent. 1730. von Gori und Passeri in drei Bänden in Folio ausgegeben. — Die florentinischen Künstler haben manches Beschädigte wieder hergestellt, manches auch neu geschaffen. Einen vorzüglichen Antheil hieran hatte Benvenuto Cellini. Man sieht die Porträts von Lorenz von Medicis und Savonarola, (die man Johann delle Corniole zuschreibt,) von Päbsten und Fürsten. Eine schöne Arbeit ist die Familie Kosmus des Ersten von Rossi und sein Triumph

nach der Eroberung von Siena, von Dominiko Romano in einen Kalcedon geschnitten.

Sammlung französischer Gemählde.

Man sieht hier eine Venus, die aus dem Bade steigt, und einen nackten verwundeten Jüngling, beide keine vorzügliche Statuen in Marmor.

Die französischen Sachen wollen nach den vorigen nicht recht schmecken. Poussin, ihr größter Meister, ist fast leer ausgegangen, und hat nur einige kleine Stücke hier. Außerdem ist von Le Brun, Dufresnoy, Mignon, Champagne, Nanteuil, und Bourgignon manches.

Flamländer und Holländer.

Von Rubens Venus und Adonis; Amor spielt an ihren Knieen, die Grazien enthüllen sie, der Neid hält Adonis bey seinem Gewande zurück; kleine Kinder spielen mit seinen Hunden, oder halten sie an der Kuppel. Die Venus ist schön, obgleich eine sehr irdische, leider sind die Grazien es auch, weil etwas zu viel flämische Schwere sie zur Erde ziehen muß. — Die drey Grazien ein schönes Gemählde, wo er sie etwas weniger voll und üppig gemacht hat. — Dieselben noch einmal mit einem allerliebsten Amor, der die eine der Grazien mit Blumen bekränzt — manches Kleine.

Von Denner, Albert Dürer, Kranach, Holbein. Rembrandt sieht man treffliche kleine Stücke und Porträts, unter andern Luther von Kranach und Holbein, und seine Katharina von Bora von Kranach.

Landschaften von dem Rafael der Landschaften Claude Gelée, Ruysdal, van der Werf, Poelenburg, van der Neer.

Von Teniers, Mieris, von Ostade, Terburg, Schalken, vieles in der bekannten kleinen holländischen Manier. —

Perspektive von Stenwick und Peter Neefs. — Thier- und Frucht- und Blumenstücke von van Kessel, den beiden Heem, den beyden Ruysch. — Manches von Douw, Brauwer, dem jüngern Breughel und dem Höllenbreughel, (der hier auch eine Hölle nach Dante und noch eine andre geräumigere gemahlt hat) Agrikola, van Brill ꝛc.

Italiäner.

In diesem Zimmer sind vorzüglich viele kleine Knie- und Handstücke, Porträts und Miniaturgemählde unter einigen großen zu sehen. Von diesen kleinen Sachen, die zum Theil allerliebst und ohne Namen sind, schreibt man denn manches, wovon man keine genauere Urkunde hat, gern den großen Namen Rafael, Correggio, Tizian, Carracci und andern zu. Ich will von der Menge nur einige der vorzüglichern ausheben.

Von Salvator Rosa, zwei Gemählde auf Holz, die noch nicht kolorirt sind, und einige Landschaften in seiner Manier. — Von Albano in seiner schalkhaften und freundlichen Art Venus unter den Liebesgöttern, ein liebliches Bildchen; ein Tanz der Amorn, die Entführung der Europa ꝛc. Mich dünkt, er hat alle Grazie von Guido und Correggio, aber es ist eine leichtfertigere Laune in seinen Werken, die mehr sinnliche Lust haben, als jene hineinzulegen pflegen. — Von Zuccheri zwei Gemählde, das goldne und silberne Zeitalter, Venus und Adonis, ein schönes Gemählde, Jupiter, der jeder Gottheit ein besondres Geschenk giebt. — Eine schön stehende Magdalena, und ein Haupt des Täufers, die man Correggio beilegt. — Von Guercino eine schöne Landschaft mit fröhlichem Leben, Männer und Weiber die singen. — Von Parmigiano (Mazzuoli) die heilige Jungfrau und eine zweite, die ihr Kindlein säugt, eine Stille und Grazie in den Weibern und jene süße Unbewußtheit, die das vollkommene Weib haben soll.

Man findet in diesem Saal einen kleinen Amor aus Marmor, der sehr schön ist; ein Schmetterling schläft ihm zur Seite.

Die Tribune.

Für das, was sie enthält, kann man ohne Bedenken alles andre in Florenz hingeben. Hier hat man die Blüthe des Schönen und Großen in Einen Kranz gewunden, und auch die äußere Verzierung dieses prächtigen Achtecks, seine Decke mit Perlenmutter, sein Boden mit dem schönsten Marmor belegt, alles sagt einem, daß man in das Heiligthum der Kunst eintrit. Das erste und schönste Kunstwerk in Florenz und eines der schönsten von den wenigen Ueberbleibseln der alten Kunst ist die

Mediceische Venus. Es ist so viel darüber gesagt, geschrieben und tolles und kluges räsonnirt worden von Winkelmann bis zu dem Spleenischen Smollet, der nichts an ihr zu bewundern fand, als ihren Hintern, daß jeder sich fast schämen muß, jenen Haufen noch zu vermehren. Wer von der größten Schönheit und Tugend zu viel spricht, den hält jeder billig für einen Narren. Von Göttern darf man vollends nur empfinden und denken, nicht reden, wenn man unter ihnen ist. O Venus von Medicis, welche schöne Tage waren das, als ich allein mich von dem Aufseher einschließen ließ, um deine Gottheit anzubeten. Du bist noch nicht die duftende Blume, die glänzt und lockt, du bist die Knospe, die noch nichts von Farben weiß, und still und bewußtlos in ihrem süßen Daseyn versunken schlummert. Du bist das Bild der Jungfräulichkeit und Verschämtheit, die noch in stillen Ahndungen und Gefühlen lebt; doch wer nennt das heiligste Leben im Innern? der dich bildete, hatte es. Wenn deine Schwester zu Gnidus wilde Begierden in einem Jüngling entflammte, so löschest du jeden Trieb aus, besänftigest und

erfreuest, wie Lunens wandelndes Bild. Deine Verschämtheit ist nicht Schwäche und Schleier der verdorbenen Sitten, sie ist das heilige Bild der Schönheit, die in stiller Vergessenheit ihrer selbst sich allein ausdrücken kann. Ausdruck der Keuschheit, der Bescheidenheit, der Verschämtheit und was man noch mehr weiß, ist abscheulich. Wer sagen konnte, du rücktest mit dem rechten Schenkel etwas vor, um etwas zu bedecken, wer dieses Bewußtseyn in dir denken konnte, zu dem sprach nur der todte Buchstabe des Gesetzes und nicht sein lebendiger Geist.

Die Venus hat eine Höhe von ungefähr vier Fuß; sie scheint ganz in dem Alter, wo die Knospe aufzubrechen bereit ist, und selbst ihr schöner Busen ist noch nicht ganz ausgewachsen, sanft neigt sie sich vorwärts und eine Hand fällt weiblich über das, was sie nicht verbergen will. Hier könnte Hogarth sein System von Wellenlinien studieren. Es ist eine Zartheit und Weichheit, ein so schwellendes Leben, daß man immer versucht wird, sie mit den Fingern zu berühren. Winkelmann und Mengs behaupten, daß ihre Hände neu sind. Sie hat einen Delphin zur Seite, weswegen man sie auch Venus maritima nennt. Man fand sie in Tivoli in der Villa Adrians mit mehrern andern Meisterwerken der alten Kunst. Sie war in so viele Stükken zerschlagen, daß man sie kaum zusammen finden konnte; doch sind sie so geschickt zusammen gesetzt, daß man gar nichts davon gewahr wird. Sie stand lange in der Villa Medicis in Rom, bis Kosmus der Dritte sie 1680 mit dem Schleifer nach Florenz bringen ließ.

Die Gesellen dieser reitzenden Göttin sind:

Der Schleifer, oder Spion (l'arrotino). Diese schöne Statue ward im vorigen Jahrhundert in Rom gefunden. Man hat vieles aus ihr gemacht. Die Stellung war eine schwere Aufgabe für den Künstler. Ein Mann bückt sich, um ein Messer auf einem Stein zu schleifen, indem er den Kopf erhebt, als wolle er was behorchen; es ist ein ge-

waltiges Leben im Gesichte. Weil der Stein keinem Schleifstein ähnlich sieht, so haben einige den Accius Nävius daraus gemacht, andre den Sklaven des Brutus, der ihm die Verschwörung seiner Söhne entdeckte; oder einen dergleichen Horcher; ja einige haben so gar einen Scythen daraus gemacht, der sein Messer auf Marsyas Haut schleift.

Die Ringer (la lotta) sind eine berühmte Gruppe, welche Manche allem, was in Florenz ist, bey weitem vorziehen. Man fand diese Gruppe zugleich mit der Niobe, und Winkelmann meint, daß sie zur Gruppe der Familie der Niobe gehörte. Man bewundert die anatomische Richtigkeit bey den in einander zerfließenden ringenden Gliedern, die zugleich die Leichtigkeit haben, die kaum eine Mühe des Künstlers ahnden läßt, da sie eben die größte ist. Der Ausdruck der Gesichter und Stellungen ist herrlich. Der Sieger fühlt schon die Wonne der Palme, der Besiegte hingegen, von den stärkern Armen seines Gegners zu Boden gedrückt, zeigt in seinem finstern Blick und den vor Wuth und Angst bebenden Zügen seines Gesichts die Verzweiflung.

Der tanzende Faun bewegt seine Glieder leicht und behend, und athmet Freude und Leichtigkeit. Er hat in den Händen Kastagnetten und tanzt mit einem Fuß auf einem scabillum, einem tönenden blasebalgähnlichen Instrumente, das auf Theatern und bey wilden Tänzen häufig gebraucht ward, um viel Lärm zu machen. Kopf und Arme hat Michel Angelo so ergänzt, als es dieses Meisterwerk verdiente.

Der sich stützende Apoll, eine liebliche, jugendliche Bildung. Er ziert seit 1780 die Gallerie. Mengs (Theil 2. S. 45.) sagt, daß der Apoll von Belvedere, jetzt vom Louvre, die Idee des Erhabenen giebt, der florentiner aber und die mediceische Venus die des Schönen und Anmuthigen.

Auch die Gemählde der Tribune sind so eine Auswahl des Schönsten, daß man sie der Antiken völlig würdig nennen kann.

Michel Angelo. Die Jungfrau auf den Knien reicht ihr Knäblein dem Joseph; in der Ferne sind nackte Personen, die aus dem Bade steigen. Dieses Gemählde ist nach Vasaris Behauptung in seinen Biographien der Mahler das schönste Staffeleigemählde, das man von Michel Angelo hat. — Drei Rafael. Man kann hier die verschiedenen Manieren dieses Künstlers sehen. Zwei Stücke stellen die Jungfrau und Christus vor, der mit Johannes spielt. Das eine hat noch die Einfalt der Stellungen und Gesichter, das Trockne seines Meisters Perugino; das zweite ist lebendiger, freier und anmuthiger; Rafael hat seinen Glauben an den Meister verloren, der sich nicht schämte, seinen Schüler nachahmen zu wollen; hier ist schon ein Strich seiner Madonna della sedia. — Das dritte ist ein berühmtes Gemählde, sein Johannes in der Wüsten, sitzend und von vorn vorgestellt. Hier kann man des Künstlers vollendeten und stillen Geist sehen, er ist aus der letzten Manier des Künstlers.

Zwei Correggien. Eine Jungfrau, welche das vor ihr liegende Kind Jesus anbetet. Auch dieses floß aus dem Pinsel der Grazien, um welche dieser Künstler mit Rafael buhlt. Die Jungfrau ist einer der schönsten Madonnenköpfe, den man sehen kann. Doch hält Mengs (Theil 2. S. 169.) es nicht für eines der schönsten Werke Correggios und findet an der Komposition und Drapperie manches auszusetzen. — Die Jungfrau in Aegypten, weiß gekleidet, das Kind Jesus in ihren Armen, der heilige Joseph zur Seite, der einen Palmzweig bricht.

Tizian. Zwei Venus, von denen die eine die berühmte ist. Man hat sie, gleichsam eine Nebenbuhlerin der mediceischen, dieser gegenüber gehängt, aber man hat übel gethan; sie leiden keine Vergleichung. Tizians Venus ist

die süße personificirte Lust, die schon der Frucht gekostet hatte, wovon jene noch keine Ahndung zu haben scheint. Diese Venus ist eines der berühmtesten Werke aus Tizians zweiter Manier. Man meint, es sey das Bildniß seiner Geliebten; andre sagen, es sey die Geliebte eines Herzogs von Urbino, oder eines Medicis. Sie liegt mit ihrem reitzenden nackten Körper wohllüstig hingegossen, mit dem ewigen Lächeln der Liebesgöttin um Stirn und Mund und mit jener süßen Schelmerei im Auge, der kein Sterblicher, noch Unsterblicher widerstand. Mit der Rechten hält sie eine Blume, und dieses sanfte Erheben der Hand giebt dem schönen Körper, an dem alles bis auf die Farbe zu leben scheint, eine leicht aufschwellende Bewegung. Man tadelt an diesem schönen Gemählde zwei Weiber, die im Hintergrunde geschäftig sind, welche man in Rücksicht der Perspektive zu klein hält. — Die zweite Venus ist die, welche man auch wohl Tizians Frau nennt, eine stillere und sänftere, der es auch an Natürlichkeit und Grazie nicht fehlt.

Andreas del Sarto. Die heilige Jungfrau auf einem Fußgestell, Sankt Franz und Johannes der Evangelist vor ihr stehend, ein Gemählde, das man wegen des frischen Kolorits, und der Wahrheit unter die vorzüglichsten dieses Meisters setzt. Seine Manier ist anmuthig, leicht und wahr, und sein frisches Kolorit zeichnet ihn vorzüglich aus. Man hat ihn dem Fra Bartolomeo an die Seite gestellt; aber der hat die doppelte Kraft und Geist und gehört zu den erhabenen Mahlern.

Daniel Volterrano. Der Mord der unschuldigen Kindlein. Es enthält mehr als 70 Figuren in verschiedenen Gruppen und man kann es als eine Zeichnungsschule ansehen. Die Kenner wollen viel von dem Karakter seines Meisters Michel Angelo darin sehen.

Il Parmigiano, man sieht ein Porträt und eine heilige Familie von ihm. Man rühmt auch ihn als dem

Correggio in der Grazie sich nähernd. Es giebt auch hier eine Klippe, seine Jungfrau wird offenbar etwas gewöhnlich, weil sie überfreundlich und hold seyn will.

Rubens. Ein schönes Porträt und ein Gemählde, wo man Herkules in seiner berühmten Wahl sieht zwischen Venus und Minerva. Die Köpfe sind vortrefflich, alles hat jene Ruhe und Haltung, die man bey diesem Mahler, der immer nur auf den gewaltigen Affekt hinarbeitete, sonst selten findet.

Annibal Carracci. Eine schöne Bacchantin, eines seiner vollendetsten und berühmtesten Werke. Man sieht sie von hinten; ein Satyr reicht ihr einen Korb mit Blumen. Alles ist Grazie und Leben, und der Kopf im Porfil ausserordentlich schön. Vorzüglich aber bewundert man die Strenge und Leichtigkeit der Zeichnung, die sich hier beisammen finden.

Noch sieht man einige schöne Sachen von Veronese, Lanfranco, Guercino, Guido, Barroccio, Albert Dürer, van Dyk, Leonardo da Vinci, Spagnoletto ꝛc.

Toskanische Künstler.

Ihre Werke sind in zwei Sälen aufgestellt. Man sieht unter andern im ersten:

Fra Bartolomeo. Mehrere allerliebste Sachen im Kleinen, vorzüglich schön ist seine Geburt und Beschneidung des Herrn.

Die Allori. Man nannte sie auch mit einem Beinamen Bronzini. Der beste Zeichner war Angelo, aber Alessandro bey allem Losen und Schlaffen, was er oft in seiner Zeichnung und Zusammensetzung hat, strebt mehr nach dem Ideal. Man kann Köpfe von ihm in Florenz sehen, die einzig sind und neben Rafael und Correggio stehen können. Christoph starb zu jung, er wäre sonst wohl der erste von ihnen geworden. Man sieht von diesem Christoph

eine herrliche Marie Magdalene, eine Kopie der Dresdner, die sonst in Modena war, eine Judith mit dem Kopf des Holofernes und mehrere andre. Von Angelo sind 5, von Alessandro 13 Gemählde hier.

Leonardo da Vinci. Ein Medusenkopf mit Schlangen, herrlich gemahlt, doch nicht vollendet — ein Porträt von Rafael, das mir das schönste scheint, was ich von ihm gesehen habe.

Carlo Dolce. Er führt seinen Namen mit Recht. Man sieht seinen Arbeiten gleich seinen Karakter an. Hier sind einige freundliche Köpfe von ihm in Halbfiguren.

Ghirlandajo. Die Darstellung im Tempel ein figurenreiches Stück. Dieser Mahler gehört zu den vorzüglichsten in Florenz. Freilich hat er wenig Grazie, aber dafür einen starken, kräftigen und gesunden Pinsel voll Nüchternheit und Wahrheit. Man sieht es ihm an, daß er sich nach Michel Angelo bildete.

Im zweiten Saal trifft man von

Fra Bartolomeo zwei Gemählde, die ihm Ehre machen, den Hiob und Jesaias; der zweite ist ein Mensch voll Kraft und Macht, und eifert seinem Sankt Markus im Pallast Pitti nach. Vasari und Mengs setzen ihn unter die größten Mahler. Rafael kam nach Florenz, ihn zu studieren, und er lernte wieder von Rafael.

Carlo Dolce. Eine schöne Magdalene, Halbfigur, voll unbeschreiblicher Süßigkeit und Hingebung.

Bilvelti. Joseph, der sich aus den Armen des Weibes des Potiphar reißt. Im ersten Zimmer war derselbe Gegenstand von Bronzino gemahlt. Dieses Gemählde gehört wegen des trefflichen Ausdrucks zu den schönsten in diesen Zimmern.

Mariotto Albertinelli von Florenz, Fra Bartolomeos bester Schüler. Die Heimsuchung der Elisabeth, ein Gemählde voll großer Schönheit. Die Köpfe sind wunderschön. Es hing sonst mit in der Tribune.

Außer diesen sind noch eine Menge Gemählde von Vasari, Philipp Lippi, Pontormo, Ghirlandajo, San Giovanni, Andreas del Sarto, Cigoli und andern

Eine Merkwürdigkeit des ersten Saals ist noch die berühmte Bianca Capello, vom Bronzino gemahlt. Man sieht das reitzende und gewaltige Weib aus allen Zügen.

Saal des Hermaphroditen.

Billig schließt man, wie man begann, mit dem Anblick des schönsten. Dieser Saal, der so vieles von Antiken enthält, hat von dem ersten Kunstwerk den Namen erhalten, dem schönen Hermaphrodit. Die alten liebten dergleichen Vorstellungen. Schon die lebendigen Ungeheuer sammelte das verdorbene Rom, das, mit dem gewöhnlichen Schönsten nicht zufrieden, zu seinen Lüsten Hermaphroditen, Riesen und Zwerge haben mußte. Diese Antike ist außerordentlich schön und sanft fließen die Linien des männlichen und weiblichen Karakters in einander, welche sich sonst oft so schneidend trennen. Der Hermaphrodit ist aus weißem Marmor gemeisselt, und liegt auf einer Löwenhaut. Gesicht und Brust sind weiblich und jugendlich. Die Statue zu Rom einst in der Villa Borghese, welche denselben Gegenstand vorstellte, fand Winkelmann schöner, als diese Florentiner. — Eine liebliche Gruppe von Amor und Psyche, welche wie die des Kapitols oft abgebildet ist. Man sieht sie auch im Museum Florent. gestochen. — Ein schöner Amor auf seinem Bogen gestützt mit umwölkter Miene. Hatte er vielleicht seine Psyche verloren? — Ein Ganymed, dessen schönen Leib man bewundert. Er war sehr beschädigt und ward von Cellini wieder hergestellt. — Eines der schönsten Stücke dieses Saales ist der Alexander. Die Büste dieses schönen Kopfes war sonst mit seinen Waffen bedeckt, man hat ihn nackt wieder hergestellt. Es ist so eine tiefe und edle Trauer in diesem schönen Ge-

sichte, daß man nichts rührenders und menschlichers kennt. Vielleicht wählte der Künstler den Moment, wo er krank in seinem Zelte lag, und alle seine großen Entwürfe vernichtet dachte, vielleicht jenen, wo er über seinen ermordeten Erretter und Freund Klitus, oder um Hephästion weinte. — Außer diesen Stücken des ersten Ranges sieht man eine Menge Büsten kleiner Statuen und Basreliefs.

Die Loggie degli uffici, der alte Pallast, der Platz des Großherzogs.

Ich will nun einstweilen diesseits des Arno bleiben und kurz beschreiben, was mir einer Bemerkung werth scheint, und dann zur jenseitigen Stadt eilen.

Das herrliche Gebäude, worin die Gallerie befindlich ist, heißt gewöhnlich der Bau der Staatskollegien (fabrico degli Uffici) und ist von Vasari unter Kosmus dem Ersten entworfen. Rechter Hand ist die Münze und die berühmte Magliabecchische Bibliothek, links die Gallerie; in andern Abtheilungen sind Archive und Versammlungszimmer mancher Magistrats- und Stadtkollegien. Mit einem Ende sieht dies schöne Gebäude auf den Arno, mit dem andern auf den großen Platz. Seine schönen Loggien, oder Portiken dienen einer Menge Galanteriehändler, Krämer und Trödler zum Ausstehen mit ihren Waaren, und zur Regen- und Karnevalszeit den Florentinern zum Spazieren und Jubeln. In der Mitte ist ein schöner nach dem Marktplatze und dem alten Pallast hin offener Hof. Gleich an diesen großen Loggien liegt eine kleine, deren offene Seite nach dem Markte hinsieht. Sie heißt

Loggia della gran piazza und ist mit einigen trefflichen Denkmälern florentinischer Kunst geziert. Schändlich ist es, daß dieser schöne Bau gewöhnlich so mit Schmuz und Gestank erfüllt ist, daß man kaum weiß, wohin man seinen Fuß setzen soll. Man sieht hier 1) ein Meisterwerk von Johann von Bologna, den gepriesenen Raub der Sa-

binerinnen, woran das Auge sich nie sättigen kann, man mag das Streben des reitzenden Weibes in den Armen des Jünglings, den Zorn und die Wuth des Vaters, den er unter sich hinabdrückt, oder die glühende Kraft des Jünglings selbst betrachten. Es ist gleichsam die Personificirung der drei letzten Lebensalter. Niedliche Basreliefs um die Vasen stellten Scenen dieses Raubes dar. Das Ganze ist aus Marmor und die Leichtigkeit der schweren und ringenden Stellungen erregt Bewunderung. 2) Ein Perseus mit dem Medusenhaupte in der Hand und über dem Körper stehend, von Cellini. Ein Jüngling schön und freudig, wie Apoll, und stark und kühn blickend wie Mars, so leicht in seiner Kraft, daß er noch auf seinem geflügelten Rosse zu fliegen scheint. Basreliefs aus Bronze, wie das ganze Stück, stellen die Geschichte der Andromeda dar, und auch daran findet man zu studieren. 3) Judith von Donatello in Bronze, mit gezücktem Schwert, der schlafende Holofernes zu ihren Füßen. Das Weib hat einen so furchtbaren Ausdruck, das sie einem bange machen kann. — Im Innern der Loggia stehen noch sechs andre Statuen aus weißem Marmor, die man über den vorigen vergißt.

Der Platz des Großherzogs, der größte und munterste in Florenz, der selbst nicht regelmäßig ist, hat außer dieser schönen Loggia des alten Meisters Orgagna und dem alten Pallast noch verschiedene Merkwürdigkeiten. — Zuerst fällt des Großherzogs Kosmus des Ersten Statue zu Pferde in die Augen; sie ist aus Bronze durch Johann von Bologna im Jahr 1594 gegossen, ein herrliches und kolossalisches Werk. Der Mann, der groß war, sitzt in Herrscherstellung und mit Herrscherblick auf dem schönen Rosse, das unter ihm zu tanzen scheint. Die andre Statue, Ferdinand der Erste, auch zu Pferde, auf dem Platze della Nunziata von demselben Meister reicht nicht an diese. Das eine Ende des

Fußgestelles nimmt die Inschrift ein, die andern drei Seiten haben Basreliefs aus Bronze, welche Thaten und Begebenheiten Kosmus des Ersten vorstellen; am schönsten ist der siegreiche Einzug in Siena. — Gleich rechter Hand von der Statue dicht am alten Pallast ist eine Fontäne, zur Zeit Kosmus des Ersten größtentheils von Ammanati vollendet, doch sind die Nymphen und Tritonen von Johann von Bologna. Auch hier ist der italische Schmuz troz des dabey stehenden Verbots rund umher, und hat selbst das Becken und die Statuen so besudelt, daß man seiner Nase zu Gefallen, das Werk nur von ferne besehen mag. Ein kolossalischer Neptun, der doch mit dem von Johann von Bologna in Bologna nicht zu vergleichen ist, steht 20 Fuß hoch auf einem Wazen von Meerpferden gezogen, die, zwei aus weißem, zwei aus grauem Marmor sehr schön gearbeitet sind. Tritonen stehen zwischen seinen Füßen auf dem Muschelwagen, und manche kleine liebliche Figuren und Attribute des Dreizacks zieren das Becken. Auf der Einfassung sieht man aus Bronze Nymphen, Meergötter und Satyre in muntern und üppigen Stellungen; die Nymphe mit dem Füllhorn ist vorzüglich schön.

Der alte Pallast (il palazzo vecchio) nimmt das eine nördliche Viertheil des ganzen Platzes ein, der ohne sein Eintreten einer der schönsten seyn würde. Dies ist ein altes stattliches Gebäude, von dem Baumeister des Doms Arnolfo erbaut; es giebt nur den Eindruck der Macht und hat nichts Gefälliges. Die meisten Zimmer stehen öde und ihre Herrlichkeiten zerfallen, andre sind zu Archiven und Versammlungsörtern gemacht worden. Unten ist die Hauptwache, die Kommandantenwohnung und Zolleinnahme. Manches, was die obern Säle und Zimmer herrliches und schönes enthielten, ist in die Gallerie und den Pallast Pitti gekommen. In dem großen Fürstensaale, der einer der längsten ist, die ich gesehen habe, sind große Thaten

von

von Florenz und die Siege der Mediceer und ihre Begebenheiten verherrlicht in Gemählden, Büsten, Bildsäulen und Inschriften. Einsam und verlassen stehen nun die alten Mediceer, ihrer Umgebungen zum Theil beraubt; so drängt immer ein Geschlecht das andre. Ein treffliches unvollendetes Stück Arbeit sieht man hier noch von Michel Angelo, dies ist, die Bildsäule der Victoria, die einen Gefangenen unter sich hat, in einem kühnen Geist gemeisselt; sie war für das Grab Julius des Zweiten bestimmt. Zu den Seiten des Saals hat man noch sechs treffliche Gruppen von Bandinellis Schüler, Rossi, welche mehrere von den Arbeiten Herkules in weißem Marmor darstellen.

Am Eingange der Treppe, oder am Thore des Pallastes stehen zwei gewaltige Statuen aus Marmor; zur rechten Hand Herkules mit geschwungener Keule über Kakus, der überwunden sich unter seinen Füßen krümmt. Es ist ein Werk des unsterblichen Bandinelli, und der Heldentrotz und die Götterkraft des Siegers, die Wuth und der Schmerz des Besiegten; die Kraft und der Ausdruck aller Muskeln und Züge machen es zu einem der mächtigen, das die Vorübergehenden oft unwillkührlich still zu stehen zwingt. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Statue, oder ihre Nachbarin die schönere sey, obgleich die meisten für jene stimmen, vielleicht der Autorität des Meisters folgend; ich ziehe diese vor. Jene links ist ein David von Michel Angelo, im Jünglingsalter von ihm gearbeitet, in jenem Ausdruck der Kühnheit und Begeisterung, die ihn stark machte, das Vaterland von den philistäischen Dränger zu befreien, ein schöner männlicher Körper, der auch in der kolossalischen Gestalt die Gewandheit verräth, die man bei'm Schleuderer sich denken muß. Im Vorhofe ist links die Hauptwache, und in der Mitte des Impluvium eine niedliche Fontäne aus Porphyr, welche einen reitzenden Amor, oder Engel trägt — denn unter beiden Namen läuft er. Rechter Hand in einer Nische an dem Durchgange in den

zweiten Hof ist eine schöne Gruppe von Vincenzio Rossi, auch ein Herkules, der Kakus niederschlägt, aber keine Nachahmung seines Meisters, so daß man nicht sündiget, wenn man sie der Arbeit Bandinellis an die Seite setzt.

Oben um den Pallast läuft rings um das Dach ein übergewölbter Gang, von dem man eine weite Aussicht über die Stadt hat. Aber besser thut man, sich hier nicht aufzuhalten, sondern in die äußerste Spitze des schönen Kampanile aufzusteigen, der auf vier mächtigen Säulen aus dem Pallast sich erhebt, und nahe an 300 Fuß Höhe hat. Von ihm übersieht man die Stadt, die ganze schöne Landschaft umher mit dem Arno und dem beschneiten und hie und da mit Fichten bekränzten Rücken des Apennin.

Kirche Or San Michele.

Wenn man dem Posthause vorbei nach dem Platze der Domkirche gehen will, von dem großen Platze trifft man gleich linker Hand die kleine Kirche Or San Michele. Diese ist innen nicht sehenswürdig, aber ihre Nischen außen sind rund um mit schönen Statuen geschmückt. Von diesen ist vorzüglich schön der Sankt Peter von Donatello, aber bey weitem die schönste von allen sein Sankt Georg, den man einen Achill nennen möchte, so kühn blickt er umher, so frei ist sein Schritt, so schlank und stark zugleich der schöne Körper unter der gewölbten Brust. Ein schönes Stück ist noch Thomas der Zweifler, der seine Finger in Christi Seite legt, von Andreas Verrocchio.

Die Domkirche.

Sie ist unstreitig das erste und merkwürdigste Gebäude in Florenz, und erfüllt den Zuschauer mit Erstaunen und Bewunderung, wenn er ihre langen Mauern entlang, oder zu der himmelanstrebenden Runde der Kuppel schaut,

aber größer ist der Eindruck, der den einsam wandelnden Fremdling ergreift, wenn er durch eine ihrer vielen Thüren eintritt, und unter dem dumpfen Klang der Orgeln und den Gesängen der Priester unter ihren hohen und dunkeln Bögen wandelt. Der Geist der großen Meister, welche diese erschufen, ergreift ihn. Die düstern und ungeschmückten Mauern, die Fenster, nach alter frommer Sitte bunt bemahlt und nur ein dämmerndes Licht gebend, die einzelnen Denkmäler und Gemählde alter Zeit, alles erfüllt mit einem Gefühl, das kein andres Ding in Florenz zu geben vermag. Wenn man vollends unter der hohen Kuppel steht, und zu ihren herrlichen Wölbungen aufschaut, da verwirrt sich der Blick und die Sprache versiegt. Die schönen Tribunen umher, das Chor, die keuschen und heiligen Bilder aus Marmor, die in ihrer Stille so beredt sind, alles erhebt uns von dem Boden.

Der Baumeister war Arnolfo, ein Schüler Cimabues, der 1294 oder 96 den Bau begann und 1300 starb. Nach seinem Plan ward das Werk in 154 Jahren vollbracht. Man giebt ihr eine Länge von 260 florentiner Ellen, die ungefähr 500 Fuß machen mögen, eine Breite der Tribunen von 166 Ellen, die der Schiffe 61, und eine Höhe von unten bis zum Kreuze 202 Ellen, also an 400 Fuß. Die Vorderseite war ehedem halb mit Marmor ausgelegt, und mit Statuen und Basreliefs nach Giottos Zeichnung verziert. Allein man nahm dieses alles im Jahr 1580 ab, fing eine neue an, nahm auch sie ab, als sie schon zu einer ziemlichen Höhe gediehen war, und bemahlte das, was blieb, wie es jetzt ist, al fresco. Die Statuen, die auf der alten gothischen Vorderseite waren, wurden zum Theil in die Kirche gestellt, wie die vier Evangelisten von Donatello, zum Theil anders wohin. Ueber den Thüren sieht man schöne Arbeiten in Marmor und Basreliefs, manches von dem alten Künstler, Johann von Pisa, z. B. die Verkündigung von Ghirlandajo in Musaik, und eine Madonna

aus Marmor über Lebensgröße mit zwei anbetenden Engeln, eine sehr gepriesene Arbeit von Johann von Pisa. Die Kuppel, welche Michel Angelo nie genug bewundern konnte, und die er für das größte Meisterstück der neuern Baukunst erklärte, ist von Kosmus Freund, Brunelleschi, dem größten Künstler seiner Zeit, der 1446 starb. Die Kirche ist von außen wie ein Schachbret mit weißem und schwarzem Marmor wechselnd bekleidet, und eben so ist der Fußboden innen mannigfaltig, und nach mannigfaltigen Zeichnungen mit Marmor bunt ausgelegt.

Gleich rechter Hand ist der Kopf des Baumeisters der Kuppel Ser Philippo Brunelleschi in Marmor gehauen, und mit einer Inschrift von Karl Aretino geziert. Er hat sich hier sein Mausoleum hoch genug gebaut, so wie sein Nachbar Giotto, mit Cimabue dem Wiederhersteller der Kunst. Sein Monument ist von 1490, (er starb schon 1336) dem des Brunelleschi ähnlich, aber höher steht das, was er sich selbst in dem schönen Kampanile am Dom erbaut hat. Weiterhin an dieser Seite prangt der Kopf des Platonikers Marsilius Ficinus, der einen größern Mann an der andern Seite sich gegen über hat. Dieses ist Dante Alighieri, der im Leben des Vaterlandes wenig froh ward, und im Exil zu Ravenna starb. Dieses undankbare Vaterland ließ ihn nachher von Orgagna mahlen und hier aufhängen. Er steht im Vordergrunde düster und ernst, als wenn er über seine Schöpfung nachdächte; diese sind zum Theil in einzelnen Scenen mit dem Pinsel dargestellt.

Noch sind hier mehrere merkwürdige Inschriften, unter andern die, welche besagt, daß hier das berufene florentiner Koncilium gehalten worden. Statuen von großen und heiligen Hierarchen Toskanas stehen vorn zu beiden Seiten, ferner an den Pfeilern der Tribunen und in einigen Nischen der Mauern der Schiffe eine Menge Statuen, die die Evangelisten und Apostel vorstellen, zum Theil Mei-

sterwerke. Doch das schönste Werk aus Marmor findet sich im Chor über dem Altar, und ist von Baccio Bandinelli, Gott Vater sitzend und zu seinen Füßen der erbleichte Erlöser auf dem Schooß eines traurenden Engels gehalten. Sie sind weit über Lebensgröße, wenn die Götter eine Lebensgröße haben, aber sie sind auch im andern Sinn über Menschengröße. Welch ein Engel ist das, warum kann man nicht auch sagen, welch ein Gott? Doch ist der größte Mensch nicht ein Gott? Sonst stand von eben diesem Meister die schöne Gruppe von Adam und Eva hier, die nun im Garten Boboli steht; man fand sie hier anstößig, und sie steckte lange im alten Pallast. Hinter dem Altar ist ein kleineres Werk, auch eine schöne Gruppe aus Marmor, eben den Erlöser in den Armen der Weiber und eins der bestattenden Männer vorstellend. Andre Schnurrigkeiten und Herrlichkeiten für die Frommen dürfen in der ersten Kirche des Landes nicht fehlen, man hat z. B. ein Stück vom Kreuz und einen Nagel und einen Dorn aus der Krone.

Der niedliche Kampanile des Doms steht gleich rechts an seiner Vorderseite in mehrern Stockwerken, die gleichfalls bunt mit Marmor bekleidet zu einer Höhe von 144 florentinischen Ellen empor steigen. In den Nischen stehen viele Statuen umher, je vier an jeder Seite, unter denen einige vortreffliche von Donatello.

Il Battisterio, oder die Kirche des Täufers.

Dieses ist ein schönes Achteck auf dem Platze des Doms grade vor seiner Vorderseite stehend. Vorzüglich schön sind die drei Thore, ein Hauptthor vorn gegen den Dom und zwei Seitenthüren, so schön, daß Michel Angelo gesagt haben soll, sie wären gut zu den Thoren des Paradieses gewesen. Sie sind von Ghiberti und Andreas Pisano aus Bronze, und reich mit Basreliefs geziert, die Geschichten

der alten und neuen heiligen Zeit vorstellen. Das Hauptthor fassen außer seinen zwei schönen Säulen noch zwei Säulen aus Porphyr ein, ein Raub von den Pisanern, so wie die großen Eisenketten, die an diesen hängen, eine Tropee der Florentiner sind, als sie den Hafen von Pisa eroberten, welchen diese Ketten verschlossen. Ueber dieser Thüre sind drei Statuen von Sansovino und Vincenz Danti, Christus in der Mitte, Johannes, der ihn tauft, rechts, und ein Engel links. Aber viel vorzüglicher ist die Gruppe links über der Seitenthüre, auch von Danti. Es sind drei Statuen aus Bronze, der gebückte Johannes, der Henker mit gezücktem Schwerdte und Herodias Tochter; jeder Kopf hat trefflich seinen Karakter und jeder Körper seine Stellung. Ueber der jenseitigen Thüre sieht man von Franz Rustici, Johannes mit zwei Schriftgelehrten disputirend, gleichfalls aus Bronze.

Eben so schön ist die Kirche innen. Ueber dem großen Altar unter dem Bogen der Tribüne ist ein schönes Werk von Taccati, der Täufer aus Marmor, von Engeln umgeben, wie er über die Wolken hinaus schwebt. Rings in der Runde an den 16 schönen Säulen stehen die 12 Apostel über Lebensgröße aus Marmor, und vor der Hauptthüre lex scripta und lex naturae, gebildet, wie sie seyn müssen, jene finster, wie eine Führerin zum Auto da Fé, und vom Kopf bis auf die Fersen verhüllt, diese in einem leichten Gewande mit einem Leben und Freude athmenden Körper und mit frohem und kühnen Blick. War der Bildner ein Frommer, oder ein Weiser? in jedem Fall mußte er so schaffen. — Der Taufstein ist mit niedlichen Basreliefs geschmückt, und hat hinter sich Johannes den Täufer von Joseph Piamontini. Mit wunderbarer Kunst und Mühe ist die Decke ganz mit Musaik in reichen und mannigfaltigen Figuren geschmückt, ein Werk von Andreas Taffi, einem Schüler Cimabues. — Ueber der Taufe ist das Grab Johann des 22sten, oder Balthasar Cossas, der in

Konstanz abdanken mußte, und 1419 in Florenz starb. Es zeigt ihn im Sarge ruhend, nicht ohne seine dreizackige Krone und mit verschiednen Statuen umgeben, und ist ein Werk Donatellos, der an diesem Schändlichen seine Kunst nicht hätte entweihen sollen. Von eben diesem Meister ist eine büßende Maria Magdalena aus Bronze, ein schönes Werk, so man ein anatomisches Lazarethstück haben will, zahn- und fleischlos, abgezehrt und von langen fliegenden Locken umhüllt. Aber bey dem, der in der Magdalena der ersten und trefflichsten Mahler nur eine stille Trauer und süße Schwermuth, eine himmlische Sehnsucht und Vergessenheit alles Irdischen zu sehen gewohnt ist, erregt diese ein widerliches Gefühl. — Nicht weit von der Seitenthüre rechts steht eine Säule, ein Andenken eines Wunders. Man trug hier die Gebeine des heiligen Zenobius vorbei, zufällig berührte die Baare hier eine dürre Ulme, und siehe! dieselbe Stunde grünte und blühte sie. Ja wenn sie noch blühte, dann wär' es ein rechtes Wunder.

Die Lorenzkirche

unweit des Doms ist in politischer Rücksicht die zweite in Florenz. Sie hat äußerlich wenig Empfehlendes, weil sie unten von einer Menge kleiner Gebäude eingeschlossen und verbaut ist, und blos ihre schöne hohe Kuppel zeigen kann. Auch der kleine Platz vor ihrem Eingange ist kümmerlich und häßlich, und dient den Trödlern, Fratschlern, Altflikkern und dergleichen zum Tummelplatz. Wenn man aber eintritt, so findet man ein sehr edles Gebäude, das sich leicht und licht mit drei Schiffen auf schönen Säulen erhebt, und von einer prächtigen Kuppel am Ende geschlossen wird. In den Kapellen zu den Seiten sind manche wackre Gemählde; indessen gehört diese Kirche wegen ihrer Gemählde nicht zu den ersten in Florenz, wohl aber wegen der Meisterstücke, die man in der Sakristei, oder neuen Prinzenkapelle sieht, welche nach Michel Angelos

Zeichnung ausgeführt, und durch ihn zu einer der größten Merkwürdigkeiten von Florenz gemacht ist. Hieher muß man nicht einmal, sondern alle Tage einmal gehen, um anzubeten, und seinen Geist durch fremde Größe und Kraft, die doch ein Gemeingut der Menschheit ist, zu stärken und zu erheben. Wenn Homer und Pindar durch die lebendigen Laute uns beherrschen, so wußte dieser erhabne Geist selbst den stummen und kalten Steinen eine mächtigere Sprache zu geben. Was ist größer, als das Bild der alten Nacht, und furchtbarer für ein Wesen, das den Tag liebt und nur mit Zittern in die letzte dunkle Nacht hineinsteigt? was ist lebendiger, als der Tag? was erfreuender, als die Morgenröthe? was schwärmerischer und schwermüthiger als die Abenddämmerung, die den Geist gleichsam mit allen ihren Schatten anweht? Doch das Vortreffliche liegt hinter der Sprache. Es sind in dieser Kapelle acht Statuen von Michel Angelo. Rechts am Eingange ist das Grabmahl des Julius von Medicis, Herzogs von Nemours, eines Bruders von Leo dem Zehnten; sein Bild ist prächtig aus Stein gebildet, und steht in Lebensgröße in einer Nische, und zu seinen Füßen über dem Sarkophag ruhen der Tag und die Nacht, zu beiden Enden eine, nicht zierlich und mit peinlichem Meißel gehauen, sondern in jenen großen und einfachen Zügen, die nur der Genius zieht. Links findet man diesem gegenüber das Grabmahl eines Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino; er selbst, eine edle Heldengestalt, sitzt in einer Nische, und auf den Sarkophag stützen sich Aurora und die Abenddämmerung. Auch hier ist der lebendige Geist des großen Künstlers, aber man geht immer wieder zu dem Bilde der alten Nacht, die alle Ideen des Schlummers und der Ruhe so lieblich als schauerlich erregt; ein Bild bey dessen Anblick tausend Bilder erwachen und worin der Meister seine ganze Tiefe gelegt. Die Madonna mit dem Kinde, mit zwei Heiligen von andrer Hand zur Seite, ist auch von Michel Angelo.

Mir war es wirklich ein Aergerniß, hier vor einem Madonnenbilde, mit bunten Federn und Blumen geziert, Menschen knieen zu sehen. Ich hätte lieber vor diesen vier Gottheiten des Heidenthums, oder Michel Angelos Gottheit gekniet.

Noch ist in dieser Kirche nach herrlichen Arbeiten von Donatello, Brunelleschi und andern ein sehr schönes Grabmahl aus Porphyr für Kosmus des Alten Söhne, Peter und Johann, von Verrocchio. Er selbst hat ein prunkloses Grabmahl vor dem Hauptaltar mit der ehrenden Inschrift: Decreto publico, patri patriae.

Kapelle Medicis.

Links aus der Prinzenkapelle geht man durch einige kleine Gänge in die hochgepriesene Kapelle Medicis ein, deren Bau im Anfange des 17ten Jahrhunderts unter Ferdinand dem Ersten angefangen, und noch nicht vollendet ist, denn es ist noch ein großer Theil der obern Wände und die ganze schöne Kuppel unbekleidet, und erst, wann dieses vollendet, und der Eingang gemacht seyn wird, wird man den Gang, der dieses schöne Werk mit der Kirche verbindet, und die andern kleinen Umgebungen, die die Aussicht hindern, niederwerfen, nnd die Kapelle wird sich wie eine reine Perle aus der häßlichen Muschel licht und reitzend in ihrem eigenen freien Daseyn zeigen. Man glaubt wirklich in einem Zauberpallast zu seyn, wenn man eintritt und die Erhabenheit und Majestät der Kunst mit der Pracht und Kostbarkeit des Stoffes im Wettstreit sieht. Die Kapelle ist ein schönes Rund und hat über 140 florentiner Ellen im Umfang, bey einer Höhe der Kuppel von etwa hundert und einem Durchmesser der Weite von etwa 50 Ellen. Die Wände sind mit herrlichen Pilastern gestützt, mit vergoldeten Knöpfen aus Bronze und mit Jaspis, Agat, Kalcedon, Lapislazuli und andern kostbaren Steinen

eingefaßt. Hier sieht man rund umher die Sarkophage der Mediceer aus orientalischem Porphyr und die Königskronen drüber von Edelgesteinen schimmernd; hier sieht man sie in Nischen in Statuen von Bronze über Lebensgröße. Die Wappen der toskanischen Städte, die Pracht der edeln Steine, die bewundernswürdigen Arbeiten im harten Stein, und das große Einfache aller dieser Herrlichkeit, der Gedanke an die Zeit dieser Schatten und ihre Verdienste um die Kunst, das alles bezaubert und berauscht den Geist und entläßt mit einem bessern Gefühl, als der Anblick derer gewähren kann, die auf ihren Gräbern einhergehen.

Hier an die Kirche stößt auch die berühmte Mediceo-Lorenzische Bibliothek, die freilich bey all ihren kostbaren Schätzen für den Zuschauer nichts Erbauliches hat. Es liegen hier in ehrwürdigen Särgen aus Nußbaumholz lauter Kodices, die nur den ergötzen, der den Staub oft von ihnen abschütteln und Gold aus ihnen heraus wühlen kann. Die Bibliothek steht alle Tage offen für die, so sie besehen, oder darin arbeiten wollen.

Die Kirche von Santa Maria Novella.

Eine freundliche Kirche an einem schönen Platz an dem südlichen Ende von Florenz. Sie sieht so freundlich aus, daß Michel Angelo sie nur la Sposa, oder die Braut genannt haben soll. Sie gehört den Dominikanern, die linker Hand ein stattliches Kloster haben, wo man von Santi di Tito, Poccetti und andern manches gute Gemählde sieht. Diese Kirche ist sehr reich an Gemählden. Man findet gleich am Eingange von Santi di Tito die Verkündigung, Sankt Lorenz Marter von Macchietti, dann folgen mehrere Gemählde von Battista Naldini. Das erste ist die Geburt des Herrn. Kaum, dünkt mich, habe ich was Holderes und Weiblicheres gesehen, als das Angesicht dieser

Jungfrau, die im süßen Vergessen sich über den Buben neigt, der mit ein Paar gewaltigen Augen, ein rechter Amor des Korreggio, zu ihr auflächelt. Das zweite Gemählde ist die Darstellung im Tempel; auch hier ist Grazie und Huld des schönen Weibes und ihre Demuth anbetungswürdig, obgleich die silbernen Kronen, die man ihr und Sankt Joseph aufgesetzt hat, sie entstellen; vorzüglich schön ist der Kopf des Greises Simeon. — In der Kapelle der Ruccellai sieht man ein altes figurenreiches Gemählde von Cimabue, welches man für seine beste Arbeit hält. — In der Kapelle Strozzi ist eine Madonna mit dem Kindlein im Arm, ein Basrelief in weißem Marmor, ein wunderholdes Weib, besonders wenn man es in einer gewissen Entfernung ansieht. Solche süße Zartheit des Muttergefühls, solche ungefärbte Reinheit des Sinnes, die aus allen Zügen funkelt und lächelt, solche Sprache der begierlosen Empfindung, wie selten findet man sie selbst in den besten Kunstwerken? Ein Kranz frischer Blumen lag an ihrem Busen, und andre Blumen waren zu ihren Füßen hingestreut. Auch ich hätte gern einige um dieses holde Bild und um die Stirn seines Schöpfers gewunden; doch der Geist reicht zum Geist und das Wirkende bleibt ewig auch nach dem Tode. — Auf den Fenstern dieser Kapelle und denen des Chors sind viele Figuren auf Glas gemahlt mit einer Glut und einem Farbenglanz, wie ich mich nicht erinnere sie gesehen zu haben, selbst nicht im Nürnberger Dom. — In der nächsten Kapelle Gondi ist ein berühmtes Krucifix von Philipp Brunelleschi aus Holz. — Aber mehr für mich ist das Gemählde von Agnolo Bronzino in der schönen Kapelle der Gaddi. Es ist die Erweckung der Tochter des Archisynagogen durch Christus. Er faßt sie bey der Hand, die im leichten Gewande einen Rosenkranz um ihr Haupt, sich vom Lager erhebt: ein schönes Kind, aber ein schönerer Erlöser, und noch besser der Vater, der mit unaussprechlichem Ausdruck von Liebe, Dankbarkeit

und Anbetung knieet und zu seinem hohen Helfer aufblickt. Aber was sind diese ersten Figuren gegen die zur Seite, wo man ein Paar weibliche Köpfe, vielleicht eine die Mutter, im überschwänglichen Gefühl der Freude hinter dem Lager stehen sieht. — Von Alessandro Allori, auch Bronzino genannt, folgen nun einige Gemählde, von denen Christus und die Samariterin vorzüglich schön sind. Man sieht nebenher im Hintergrunde viele Figuren und Gewimmel der Stadt und Straßen. Auch dies sind zwei schöne Gestalten und die Samariterin eine so liebenswürdige Sünderin, daß vielleicht Christus nur ihr so ungestraft ins Auge sehen konnte. — An einem der marmornen Tabernakel ist von Cigoli, (auch Cardi) einem großen Meister in der Zusammensetzung, im Kolorit und der Grazie, worin er zuweilen mit Correggio wetteifert, Sankt Peters Martertod gemahlt, wie eben der Henker das Todesschwert schwingt; der kniende Vater der drei Kronen verläugnet seinen Feuergeist nicht, und blickt trunken und stolz durch seine erhabne Bestimmung auf des Henkers Schwert; ein Kopf eines Fra Bartolomeo und Michel Angelo würdig. — Diesem gegenüber findet man die Auferweckung Lazarus von Santi di Tito, eines der bravsten Gemählde dieses Meisters. — Am großen Altar sind die schönen Gemählde im Chor von Ghirlandajos Hand, einem der besten florentiner Künstler, der in Michel Angelos kräftiger Manier arbeitet und äußerste Bestimmtheit der Formen und Karaktere hat. Es sind an beiden Seiten je sieben Geschichten aus dem Leben der heiligen Jungfrau und Johannes des Täufers, worin der Mahler zugleich viele Porträts seiner berühmtern Zeitgenossen angebracht hat.

Die Nunziata, San Marco und Kreuzkirche.

Diese liegen im nördlichen Theile der Stadt meistens in einer Linie, und ich will also das Merkwürdigste, was sie enthalten, beschreiben.

Die Nunziata.

Vor dieser Kirche ist eine hübsche Loggiata, von der Familie Pucci gebaut, die rechts eine niedliche Kapelle hat. Hier sitzen arme Männer und Weiber bey der Spindel und andern Arbeiten unter Obdach, noch mehr aber in dem kleinen Vorhof der Kirche, wo sie auch wohl um eine kleine Gabe bescheiden ansprechen. Die Kirche verdankt ihren Ursprung den sieben Eremiten vom Monte Senario, die hieher verpflanzt und mit Sankt Augustins Regel begabt sind. Man sieht die Thaten dieser Wundermänner in einem Chiostro des Klosters von Poccetti, Roselli und Salimbeni gemahlt, und mehrere Köpfe ihrer Nachfolger, Bischöfe, Kardinäle und andre Prälaten. Aber man vergißt sie und die andern frommen Mährchen der ehrlichen Vorwelt und steht nur vor Einem Gemählde still. Dies ist die Madonna del Sacco über einer Thür nahe an der Kirche al fresco gemahlt. Die Mutter sitzt in süßer Ruhe und stiller Anbetung, und hat den holden Knaben auf dem Schooß, Joseph neben ihr den Rücken gegen einen Sack gelehnt. Wahr oder nicht, was die Legende sagt, daß Michel Angelo und Tizian diese Arbeit des Andreas del Sarto hoch gehalten haben, so fühlt jeder, der es sieht, und je mehr er es sieht, sich in seinem Innersten bewegt, so eine göttliche Stille und Kraft scheint uns aus dem schönen Kunstwerke anzuwehen, und man findet hier die Worte zur Seite nicht uneben: quem genuit, adorat. Schade, daß ein solches Werk einem so vergänglichen Stoff anvertraut ist, denn das Gewand fängt schon an einigen Stellen an abzublättern.

Unter den vielen Wundern der sieben Männer und ihres Anhangs sind manche sonderbare, aber besonders eines, das man hier noch gemahlt sieht. Die guten Brüder hatten einen Mahler Bartolomeo gedungen, ihnen al fresco die Jungfrau und den verkündigenden Engel Gabriel zu

mahlen. Er ging rasch ans Werk und der Engel war fertig, als er seine Phantasie anstrengte, um ein weibliches Gesicht so hold und schön zu schaffen, als es die Mutter des Herrn billig seyn sollte. Ermattet entschlief er, aber, o Wunder! was sah er, als er erwachte? Die heilige Jungfrau stand da fix und fertig und in einem Reitz und einer Schönheit, deren seine Phantasie nicht empfänglich war. Da rief er: Wunder! Wunder! die Mönche rufen es, und ganz Florenz rief es nach; und die Kranken und Lahmen und Blinden und Halsbrechenden und Unfruchtbaren riefen viele Jahrhunderte: Wunder! Wunder! Denn dieses Wunderbild that Wunder und soll sie zuweilen noch thun. Ich habe es darauf angesehen, aber es hat so wenig himmlisches, daß der Engel ein schlechter Mahler gewesen seyn muß. Billig sollte es von Kunstjüngern fleißig betrachtet werden, da sein Schöpfer wohl so nahe am Born der Schönheit saß, woraus selbst Pindar und Rafael und andern Göttersöhnen nur einzelne Wellen rinnen.

Die Mittelthüre unter der Loggiata führt in einen kleinen Vorhof der Kirche, dessen Wände al fresco bemahlt sind, von del Sarto, Baldovinetti, Rosso, Pontormo und andern. Von diesen zum Theil trefflichen Stücken sind manche schon sehr verdorben. Sie beziehen sich auf die Jungfrau und den Helden den heiligen Septemvirn Philipp Benizi. Merkwürdiger war mir der Kopf des Andreas del Sarto, der laut der Inschrift 1530 starb. Es ist ein starkes, aber finstres Gesicht mit gebietenden Zügen. Eine Menge Vota hängen linker Hand gemahlt, zum Theil nicht am schicklichsten an den Thüren einer Kirche angebracht, Weiber in Kindesnöthen, zum Leben klystirte Männer, Beinbrüchige, Uebergefahrne, mit Pferden und Wagen Stürzende, Verbrannte und wie die Porca Fortuna die armen Sterblichen tagtäglich hängt, köpft und viertheilt, ehe sie das bischen Staub wieder unter die hungrigen Elemente vertheilt.

Die Kirche selbst ist nicht schön, aber wohl blitzend prächtig. So hat man links gleich eine Kapelle, wo besagtes Wunderbild zu sehen ist, reich an Marmor, Silber und Edelgesteinen, noch reicher durch den schönen Christuskopf des Andreas del Sarto, worüber man an die seraphische Maria nicht denkt. — Merkwürdiger, als alle Pracht dieser Kapelle und des anstoßenden Oratoriums, ist zunächst die Kapelle des Marchese Feroni. Man sieht hier sechs Statuen aus weißem Marmor und ein Altargemählde von Karl Lotti; vorzüglich schön von den Statuen ist il pensiero von Piamontini, eine freie und kühne Schöpfung, worin einem etwas Michelangelosches zuspricht. — In der nächsten Kapelle sind von Alessandro Allori verschiedene Akte des Gerichts in drei großen Gemählden dargestellt; die Teufel sind darin schöner in ihrem Geschlecht, als die Engel. — Zunächst ist die Kreuzigung von Stradanus, einem Niederländer, ein Stück voll großer Kraft. Die umherstehenden Männer und Weiber sind trefflich mit ihren Empfindungen dargestellt. Der Christus ist nicht edel genug, die Schächer sind häßlich und auf dem Gesicht und in der Verzerrung des linken ist Angst und Verzweiflung so scheußlich ausgedrückt, daß man ihn mit einem Schleier bedecken sollte. Das Abscheuliche übrigens, daß man unten am Kreuzesstamm den alten Tod (ein Skelet), und seinen Vater (ein scheußliches Gebilde) in Ketten liegen sieht, läßt sich nicht aussprechen. — Eine Himmelfahrt der Jungfrau von einem alten Meister, Perugino, oder Albertinelli. Es ist steif und hart, aber man sieht ein schönes Ideal und herrliche Menschenköpfe unter den Aposteln. — An der zweiten Seite rechts zunächst am Eingange in die Kirche ist ein schönes Gemählde von Empoli, wie ein Pabst, oder andrer Hierarch — die Engel halten wenigstens ehrfurchtsvoll die Mütze — vor der Jungfrau mit dem Kinde knieet. Das Weib und die Engel sind himmlisch. — In der Kapelle Barbara sieht man den

Kopf des wackern Brabanters Stradanus, der einem ehrlich und biedersinnig zuspricht. Er starb 1605 in Florenz 82 Jahr alt. — Dieser gegenüber ist die Kapelle der Bandinelli, wo der große Baccio Bandinelli mit seinem Weibe begraben liegt. Er hat sich selbst noch über seiner Asche bey seinem Leben ein schönes Denkmahl gestiftet. Er schläft nemlich unter einem großen Sarkophag, auf welchem Gott Vater sitzt, seinen großen gestorbenen Liebling auf dem Schooße. Der Christus ist ein wunderbarer Todter, und man kann das Edle und Große der ganzen Gestalt und das Ideal seines Angesichtes nicht genug bewundern. Aber was soll man von Gott Vater sagen? Es ist Thorheit, so etwas in Stein und Erz zu bilden, besonders da die Götter der Christen gestaltlos sind; es ist ein wackrer Greis, nicht einmal ein erhabener Mensch. — Vorzüglich reich an Sehenswürdigkeiten ist das Chor der Mönche hinter dem großen Altar, in welchem neun Kapellen rund um laufen. — Schön ist in der zweiten Kapelle die Vermählung der heiligen Katharina von Biliverti, schön die Madonna und der Knabe lieblich, der den Brautring reicht, aber lieblicher, als diese, die Heilige, die in stiller Demuth und Bescheidenheit hinknieet; sie erinnerte mich an Guido's Madonna bey der Darstellung im Tempel, die ich zu Wien im Belvedere sah. — Die fünfte Kapelle ist die des Johann von Bologna, wo man treffliche Arbeiten sieht. Die Statuen sind schön, aber schöner nach meinem Gefühl sind die Hautreliefs aus Bronze, die verschiedne Scenen der Leidensgeschichte darstellen; auch das Krucifix aus Bronze, nach einem Modell Bolognas gegossen, ist äußerst schön. Sein Gemählde, unter denen die Auferstehung von Passignano nicht ohne Verdienst ist, schmücken noch diese Kapelle. — In der sechsten Kapelle hat Agnolo Allori eben diesen Gegenstand mit größerm Sinn dargestellt, aber mit größerm Vergnügen verweilt man bey dem Gemählde von Alessandro Allori in der neunten Kapelle,

wo

wo man eine Menge schöner weiblicher Gestalten um die Mutter und das neugebohrne Kindlein sieht. —

Der Platz vor der Kirche ist sehr schön mit Loggien zu beiden Seiten, einem niedlichen Springbrunnen und einer Statue zu Pferde aus Bronze von Johann von Bologna, welche Ferdinand den Ersten vorstellt. Weder Pferd noch Mann sind das, was die Statue auf dem Platze des Großherzogs ist.

Kirche San Marco.

Diese kleine Kirche hat einen vorzüglichen Reichthum schöner Gemählde und Merkwürdigkeiten, von denen ich nur einige berühren will. Ich gehe einer schönen Madonna vorbei von Cavallini Romano und stehe zuerst bei dem Thomas von Santi di Tito still; Thomas von Aquino nämlich, nicht der Apostel. Er steht unter dem Kreuze, ein edler Alter, aber man sieht ihn nicht an, sondern das Auge verweilt nur auf der Mutter des Gekreuzigten, die mit unbeschreiblichem Schmerz, aber dem stillen und menschlichen des Mahlers, zu ihrem Liebling aufschaut, und bey der schönen Magdalena, die ihre Arme um das verfluchte Holz schlingt. Es weht eine Ruhe über dem Ganzen, die nur der Künstler mit Stärke des Ausdrucks zu vereinen weiß. — Noch ist auf dieser Seite eine schöne Madonna von Fra Bartolomeo, auf einem Thron sitzend, zu dessen Seiten je eine süße Jungfrau mit Zucht und Huld knieet, und Männer und Greise mit Ehrfurcht umherstehn; ein Gemählde, was wegen der Komposition und der Klarheit der Karaktere bewundernswürdig ist. — Man geht von hier dem großen Altar und der prächtigen Tribune vorüber, und kömmt in die Kapelle des heiligen Antonin, Erzbischofs von Florenz, die unstreitig mit zu den Schönsten in Florenz gehört. Sie ist von der Familie der Salviati gestiftet, von Bologna entworfen und zum Theil von ihm

und seinen Schülern ausgeführt. Sechs Statuen sind Francavilla und stellen eben so viele Heilige vor, und eben so viele Basreliefs aus Bronze sind von Domenico Portigiani. Auch die Gemählde dieser Kapelle gehören zu den besten, vorzüglich schön ist von Naldini Christus und der reiche Jüngling, und von Alessandro Allori das ecce filius tuus! das man unter die besten Arbeiten dieses seelenvollen Mahlers zählt. — Noch sieht man an der andern Seite der Kirche von Rosselli einen herrlichen Dominikus, der mit mehrern heiligen Alten sich der Jungfrau naht, und ein freundliches Stück von Fra Bartolomeo. — Hier liegt auch der berühmte Pico di Mirandula, jenes Wunderkind seiner Zeit, und neben ihm sein Freund Angelus Polizianus, wie eine stolze Inschrift an der Wand sagt; sie starben beide in Einem Jahre 1494. — Auch ihr berühmter Zeitgenosse Hieronymus Savonarola lebte in diesem Kloster, dessen Zucht er reformirte und Priester und Fürsten schalt. Noch zeigt man die Celle, wo er im Kloster wohnte und ein Bildniß, das seinen Kopf, auch ein Gemählde, das seine Marter vorstellte. Weil er die Wahrheit sagte, ward er 1498 auf dem großen Platz nahe am alten Pallast verbrannt.

Die Kreuzkirche.

Diese Kirche mit einem ansehnlichen Franziskanerkloster rechter Hand, zeichnet sich als Werk der Baukunst in einer Stadt wie Florenz nicht aus, destomehr aber interessirt sie den Fremden durch Denkwürdigkeiten, die sie in sich verschließt. Zuerst rechter Hand sieht man die Kreuzabnahme von Salviati, dann die Kreuzigung von Santi di Tito, und von dieser tritt man an das Grabmahl des großen Michel Angelo Buonarotti. Man sieht im Brustbilde den Kopf dieses einzigen Menschen, einen schönen Kopf eines

alten Mannes, dessen Stirn eben so viel eiserne Festigkeit und männlichen Ernst, als Güte predigt. Er ruht auf inem Sarkophag aus braunem Marmor, zu dessen Füßen drei Statuen gebildet sind, welche die drei Künste vorstellen, in denen dieser Mann groß war, die Bildhauerkunst, Baukunst und Mahlerei, von drei verschiedenen Meistern; die Mahlerei ist die schönste und, wie die Büste, von Battista del Cavaliere. Man kann sich von dieser schönen Gestalt und von dem Kopf eines Mannes nicht wegwenden, der mit der Schöpfung der Peterskirche schwanger ging. Er starb bekanntlich in Rom und von dort sind seine Gebeine hieher gebracht. Er hat 88 Jahre gelebt. — Die folgenden Gemählde und Denkmähler übergehe ich und springe gleich zu dem einfachen und schönen Denkmale, welches dem großen Tonkünstler Nardini 1793 von seinen Freunden errichtet ist, mit einer lateinischen Inschrift. Es ist in seinem Kopf, der im Hautrelief aus weißem Marmor gebildet ist, so viel Süßes und Edles, daß einem selten eine lebendige Gestalt begegnen kann, der man mit süßerer Sehnsucht nachblickt. — Das nächste Denkmal ist das des unsterblichen Macchiavelli, auch ein neues, was freilich lange vor vielen andern hier hätte prangen sollen. Auf einem hohen Sarkophag sitzt die Göttin der Geschichte, oder Gerechtigkeit, und stützt die eine Hand auf eine Wage und ein zusammengerolltes Buch, während die andre auf einem ovalen Schilde den Kopf des Verstorbenen zeigt. Unten liest man die einfachen Worte: Tanti nomini nullum elogium par. Nicolaus Macchiavelli. — Die Verkündigung von Donatello in Marmor; auch wenn man das entstellende Gold von den Statuen wegdenkt, gehören diese beiden sicher nicht zu seinen besten. — Das Grabmal des Leonard Bruni von Arezzo, gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, folgt zunächst; er gehört zu den Geschichtschreibern von Florenz.

Seitwärts rechter Hand im Kreuz des Schiffes sieht man mehrere Gemählde von Cimabue, Giotto und andern alten Meistern, steif und schlecht kolorirt, aber manche unübertrefflich süß und naiv. Dahin rechne ich besonders eines, wo Joseph und die Jungfrau zu zwei Seiten mit zärtlichen Blicken über dem Kinde ruhen, und zwei andre zu seinen Häupten in der Mitte sich über dasselbe beugen: Oechslein und Eselein aber sind mit ihren Mäulern noch näher zu ihm geneigt, und scheinen fromm und gutherzig wie die andern sich seiner Geburt zu freuen. Ueber diesem Gemählde hängt in eben der Manier ein andres, die Heimsuchung Mariens durch Elisabeth, das viel Grazie hat. — Dem großen Altar vorbeigehend kömmt man linker Hand an die prächtige Kapelle der Niccolini, die ganz mit grauem und weißem karrarischen Marmor inkrustirt ist. Die fünf Bildsäulen, Moses, Aaron, die Jungfräulichkeit, Klugheit und Demuth sind von dem Niederländer Francavilla; Moses und die Jungfräulichkeit sind vorzüglich schön. Die Kuppel ist von Volterrano gemahlt, und empfängt aus schönen Fenstern Beleuchtung, die, wie die andern Gemählde, seidne Vorhänge haben. — Zunächst sieht man den Feuertod irgend eines Heiligen, und dann an einem Pfeiler die Dreieinigkeit vorgestellt. Wie schön ist der todte Christus (wie schön die Taube?) und welch ein Mensch, der ihn hält! Man kann sich keinen edlern alten Kopf denken, als den des Vaters; diese Ruhe und Kraft zeigt das Göttliche und Höchste lebendig im Menschen. — Einigen Gemählden von Vasari geht man vorbei und bleibt bey der Himmelfahrt des Herrn, von Stradanus, stehen, der viel von einem Rubens hat, und das Große gewaltig ausdrückt; wie groß würde er seyn, wenn die Grazie diese Leidenschaft bändigte, und sie dem Auge und Gefühle lieblich machte? — Dem jenseitigen Aretin gegenüber ist das Grabmahl des Dichters und Sekretärs der Republik Karl Aretino, und Gemählde von Vasari und Tito. Die Auf-

erstehung des Herrn, von Santi di Tito, ist wohl eine seiner schönsten Arbeiten. Man kann sich kaum was Erhabneres und Schöneres denken, als diesen Christus; da ist Grazie und Kraft sanft in einander geflossen, leicht schwebt die schöne Gestalt den himmlischen droben entgegen. Auch in dem Schrecken und Erstaunen der Soldaten ist keine Verzerrung. — Das letzte Gemählde zunächst am Eingange dieser Seite ist die Grablegung von Naldini, wo man vorzüglich den schönen Kopf der Heroin der neuen Kunst, der Magdalene bewundern muß. — Hier sind die Denkmäler von zwei Galilei, von dem berühmten Baumeister Alexander Galilei, und seinem größern Namensgenossen Galileo Galilei, der als Mensch und als Weiser als ein großes Gestirn durch die Nacht der Zeiten glänzt. Dies Denkmal ist ihm und seinem wackern Schüler Vincenzio Viviani nach einem Legat dieses letztern im Jahr 1737 errichtet. Seine schöne Büste von Foggini hat etwas unbeschreiblich Anziehendes und Leutseliges, und erfüllt mit Liebe und Zutrauen, wie Michel Angelos ernster und strenger Blick mit Ehrfurcht. Am Sarkophag stehen zu beiden Seiten die Astronomie und Geometrie über Lebensgröße, wie der Halbkörper über dem Sarkophag, aber mit den drei Statuen bey Michel Angelos Denkmal nicht zu vergleichen. — An der Thür prangt in Bronze mit einer mächtigen Allongenparüke der Kopf des alten florentiner Poeten Filicaja mit einer Inschrift, worin er sich der stattlichen Freundschaften großer Häupter, der Königin Christine, Kaiser Leopolds und Johann Sobieskys rühmt. — Außer diesen Denkmälern giebt es noch manche andre, verdienten Männern errichtete; so daß diese Kirche ein wahres Pantheon von Florenz ist. — Von dem prächtigen Platze vor der Kirche und den Festen, wozu er bestimmt ist, werde ich noch an einem andern Orte genug zu reden bekommen.

P a l l ä s t e ꝛc.

Freilich wäre diesseit des Arno in Kirchen, Klöstern, Spitälern noch genug aufzulesen übrig; aber ich fürchte, ich habe so des Guten schon zu viel gethan. Auch von den Pallästen, wodurch Florenz außerordentlich ausgezeichnet ist, könnten sich leicht einige Bogen füllen; aber der todte Buchstabe tödtet zuletzt den Schreiber und Leser. Die Riccardi, die Strozzi, die Ginori, die Corsini, die Ridolfi, die Pucci und andre wohnen in Häusern, worin Fürsten wohnen könnten, und die zum Theil mit Gemählden, Bibliotheken und Zierrathen königlich geschmückt sind. Nur eines Mannes Gedächtniß muß hiebei wieder jung gemacht werden, des Philipp Strozzi, der einen Geist hatte, wie er noch aus dem erhabenen Pallast dieser edlen Familie spricht. Er kämpfte für die alte Freiheit gegen Kosmus den Ersten, den Sohn des großen Feldherrn, ward in der Schlacht bey Marone gefangen von seinem glücklichen Feinde, und starb katonisch im Gefängnisse, nachdem er mit seinem Blute auf die Wand den schönen Vers Virgils geschrieben hatte: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor." „Es müsse dereinst ein Rächer aus meinen Gebeinen entstehen." War der Mann schlechter als Kato, oder Kosmus größer, als Cäsar? Die neuere Welt ist nicht gerecht. — Diesseits ist noch ein schönes Denkmal der Gerechtigkeit nahe diesem Strozzischen Pallaste, eine prächtige dorische Säule aus einem einzigen Granitblock, auf der aus Porphir eine schöne Bildsäule der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert steht. Kosmus der Erste ließ sie nach der Unterjochung Sienas im Jahr 1564 aufrichten, ihm hatte sie der Pabst Pius der Vierte geschenkt.

Ich gehe nun zum kleinern jenseitigen Drittel der Stadt, um auch dort das Todte kurz abzufertigen, und mich dann in das lebendige und anmuthigere Leben zu stürzen. Hier steht oben an

Der Pallast Pitti,

eines der mächtigsten und stattlichsten Gebäude der Stadt, das schon durch seine äußere Gestalt Ehrfurcht einflößt. Er ist nach der Zeichnung und dem Plan des Baumeisters der Domkuppel Brunelleschi von einem florentiner Edelmann, Lucas Pitti zu bauen angefangen, und heißt noch nach ihm, obgleich er seit Kosmus des Ersten Zeit die beständige Wohnung der Großherzöge gewesen ist, die sonst in dem jetzigen Pallast der Riccardi wohnten. Die Vorderseite, oder das Angesicht ist aus harten Steinen (pietre forti) in großen Stücken (bozze) aufgeführt, und erregt durch die simple und graue Erscheinung, und die Größe und Einfalt der Massen Ehrfurcht. Zu beiden Seiten laufen kleinere Flügel mit Portiken abwärts am Platze hin, deren einer links nun erst gebaut wird, um dem Ganzen mehr Symmetrie zu geben. Die Loggia im Innern und der Hof dagegen, nach Ammanati aufgeführt, geben ein Bild des Angenehmen und Fröhlichen und zeigen in verschiedenen Abtheilungen die dorische, jonische und korinthische Ordnung. Dem Hof gegenüber ist eine schöne Grotte mit lebendigem Wasser, das in mehrern Adern und Sprüngen hervor sprudelt. Man sieht über diesem Wasser einen kolossalischen Moses aus Porphyr in der Stellung und Gebehrde, in welcher er aus dem Felsen Wasser schlug. Noch sind einige andre hübsche Fontänen hier, und zwei brave Gruppen in kolossalischer Größe, Pasquin und Alexander, und ein Herkules mit dem Antäus. Diese sind außer den Säulen und andern Schmuck die Zierde der Loggien. Noch sieht man eine schöne Fontäne mit Buben und Amoretten und allerlei andern Gestalten von Seegeflügel und neptunischem Gefolge umgeben, über der Grotte, in gleicher Höhe mit dem ersten Stock des Pallastes mit einem großen Becken, worin das Wasser aus mancherlei Röhren hinabspringt; doch diese stellt sich vom

Garten Boboli dar. Die Gartenseite des Gebäudes hat eine feine Aussicht bis oben hinauf, wo man das Fort, die kolossalische Statue des Ueberflusses und den Neptun aus Bronze über seinem Teich erblickt, und unten im Grunde ein niedliches Amphitheater, welches in alten Zeiten oft zu Spielen und Festen gedient hat, und mit kleinen niedlichen Statuen aus weißem Marmor, mit Nymphen, Amoretten und andern kleinen Schalksgestalten geziert ist.

Doch bei weitem mehr, als dieses alles, ist das Innere des Pallastes und die Schätze der Kunst, die er einschließt, nicht zu gedenken des übrigen Schmucks und der Tapezierungen und Verzierungen der Säle und Zimmer. Man sieht in mehrern Stuben Statuen berühmter neuerer Meister und vortreffliche Köpfe, Antiken und neue, aber alles dieses bleibt hinter den Gemählden zurück, von denen hier gleichsam eine zweite Gallerie aufgestellt ist. Man findet einen vorzüglichen Reichthum der größten und berühmtesten Meister, eines Rafael, Fra Bartolomeo, del Sarto, Guercino, Guido, Rubens, van Dyk, Giulio Romano, Tizian, Karlo Dolce, Salvator Rosa und Bourgignon ꝛc. Unter diesen steht oben an eines von Rafaels Heiligthümern, die

Madonna della sedia. Es giebt hier noch einige Madonnen von Rafael, aber man erkennt diese auf dem erstem Blick. Die stille englische Ruhe, der Friede dieses Engelangesichts, das alle Huld und Süßigkeit der reinsten Weiblichkeit vereinigt, die holden Knaben umher, der süße Ton der Farben, alles giebt ein Gefühl, das nur die Kunst auf ihrer größten Höhe hervorbringen kann. Auch die andern heiligen Familien von Rafael und einige kleine Stücke sind merkwürdig, sie schwinden hier aber vor dem ersten hin; als ein Meisterstück Rafaels schätzt man noch ein schönes Porträt Leo des Zehnten, dessen Kopf er zwischen zwei Kardinälen hingestellt hat. — Von Giulio Romano sind mehrere treffliche rafaelische Schulen der Bewunderung

werth. — Aber vorzüglich zeichnen sich in dieser Sammlung aus Fra Bartolomeo und Andreas del Sarto, die man nirgends so in ihrem Glanze sieht. Von dem ersten, der zugleich Rafaels Lehrer und Schüler war, und zu den größten Mahlern gehört, sieht man hier den Sankt Markus, ein Werk, das man sogleich nach Rafaels Madonna nennt, und das als Meisterstück des Kolorits und der Zeichnung angesehen wird. Der Evangelist ist über Lebensgröße, ein ganzer Körper in einer Stellung und Kraft des Ausdrucks, mit einer Sprache des schönen männlichen Gesichtes, die Unvergänglichkeit und unzerstörbare Kraft spricht. Nur ein großer Geist konnte so Großes fassen. Von Andreas del Sarto ist vorzüglich schön die Maria mit Johannes dem Evangelisten und Sankt Franz, da ist alles so klar und wahr, wie es diesem besonnenen Mahler eigen ist, und ist seine Maria gleich keine rafaelische, so ist doch auch sie ein holdes Weib. Nicht weniger schön, ja wegen der Haltung und Richtigkeit, wegen der hohen Natürlichkeit und Wahrheit, wegen des wunderschönen Kolorits ist seine Anbetung der drei Könige aus Mohrenland. — Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Pallastes, und nach der Madonna della Sedia und dem Markus das dritte Gemählde, ist von des großen Buonarotti Hand und stellt die drei Parzen vor. Das war ein Gegenstand eines solchen Riesengeistes würdig, und man fühlt gleichsam von ihm das Schicksal aufgeschlossen. Sein Ernst und seine kräftige Zeichnung, seine Tiefe ruhen doppelt auf diesen drei Alten, die das Gewebe des Lebens spinnen und zerschneiden. Und doch, wenn man sie oft ansieht, dämmert durch die eiserne Strenge ein Strahl von Milde und Güte. — Von Tizian findet man einige treffliche Sachen, herrliche Porträts, vor allen aber seine Geliebte, die man eine dritte Venus nennen kann, so eine süße Lust athmen alle ihre Züge. — Doch wer kann, oder will alles beschreiben? Die Decken der Säle und Zimmer sind ihrem

Inhalt angemessen, mit schöner Stukkatur gearbeitet, und meistens von Peter von Cortona gemahlt. An manchen dieser Decken sieht man feine Porträts merkwürdiger Personen und andre ex ingenio gemahlte, von denen man unmöglich die Porträts haben konnte. — Auch eine meisterhafte Kopie des so hoch angeschlagenen Hieronymus von Correggio ist hier, die auf die Vortrefflichkeit, des Originals schließen läßt. Eine andre Zier dieser königlichen Zimmer sind die vortrefflichen Tische aus harten und edlen Steinen und aus Skagliola, die hier in Florenz mit bewundernswürdiger Schönheit gemacht werden, und wovon man auch in den Stanzen der Gallerie einige Proben sieht. Man erstaunt, wenn man sieht, wie hier durch bloße Zusammensetzung (opera di commesso) alle mögliche Farben mit einer Leichtigkeit und einem Schmelz hingezaubert, und alle Gegenstände der Kunst und Natur dargestellt werden. Aber so leicht dies nach der Vollendung scheint, so mühevoll und kostbar ist die Ausführung, und es giebt unter diesen Tische, die nicht unter 20 bis 25000 Reichsthaler weggegeben werden könnten. Die Künstler dieser trefflichen Gattung arbeiten auf großherzogliche Kosten, obgleich nicht in der Anzahl, wie ehedem, weil die Zeit Sparsamkeit gebietet. Man hat zur Probe mehrere Porträts in dieser Art gearbeitet, die nun gleichsam unvergänglich sind; doch muß diese Kunst natürlich immer hinter der Mahlerei bleiben. Auch einige Stücke in Musaik sieht man hier, die aber nicht hier, sondern in Rom gemacht sind. Diese Art wird hier wenig gemacht, und gar nicht im Großen. Es giebt hier jetzt nur zwei Künstler darin, von denen der eine, ein Römer, bei'm Anfange der Revolution aus seinem Vaterlande ausgewandert ist. Diese arbeiten meist im Kleinen und auf Bestellung Ohrgehänge, Dosen, Souvenirs und andre kleine Sächelchen. Der Römer ist ein äußerst geschickter Mann.

Der Garten Boboli.

Dieser mein Liebling, worin ich so manche frohe Stunden geträumt und verspielt habe, folgt dem Pallast Pitti in natürlicher Ordnung. Auch er ist mit vielen wackern Kunstsachen geschmückt und enthält so vieles, was in einer andern Stadt, als Florenz, eine lange Beschreibung verdienen würde. Dieser schöne Garten steigt unregelmäßig, sich immer erweiternd, von der Porta Romana bis zum Pallast Pitti in mehrern Terrassen empor. Lorbeern, Leccen, Cypressen, Myrthen, Linden schmücken seine ewig grünen Lauben, in welchen selbst in einem Winter, wie dieser ist, an sonnigen Tagen die Turteltauben locken und die Amseln flöten. Gleich am Eingange vor der Seitenpforte bey der Porta Romana, wendet man sich ein wenig rechts und trifft einen schönen Merkur, auf einem geflügelten Drachen reitend mit gezücktem Schwerte, eine Heldengestalt kolossalisch und vorwärts strebend. Zu beiden Seiten des schönen Ganges, der mitten durch den Garten auf die Höhe führt, stehen Statuen, die zum Theil wacker gearbeitet sind. Eine Zeitlang fortgehend kömmt man in einen niedlichen Halbzirkel, von grünem Rasen bedeckt, und mit Gängen durchkreuzt. In der Runde umher stehen Büsten und Hermen von Göttern, Heroen und Imperatoren, zum Theil Antiken. Zu beiden Seiten steigen zwei nette Säulen aus Granit mit Vasen empor, und sechs große Statuen schmücken den Mittelgang, unter denen der gebückte hämmernde Vulkan und der Saturn recht brav sind. Aus diesem Runde geht man auf einen Teich zu, der in der Mitte eine Insel hat, deren Orangen und Citronen sich in der schönen Zeit in dem umfließenden Wasser spiegeln. Um diesen Teich (vivajo) läuft ein freundlicher Zirkelgang mit Marmorbänken, von Myrthenhecken eingefaßt, und mit einem Laubdache von Letschen und Lorbeern überhangen. Hier fehlt es selbst bey diesen kalten Wintertagen nicht an

Lieblichkeit, und wann die Sonne scheint, sind oft die Bänke alle von Männern und Weibern besetzt, während andre verwundert mit den Stücken Eis spielen, das man seit 30 Jahren nicht so dick in Florenz gesehen hat. Rings um das eiserne Gitter des schönen Teiches stehen zierliche Muscheln, Becken, Mascheroni und Amoretten, im Wasser sieht man die Andromeda an einem Felsenblock und das schnappende Ungeheuer und Frösche, so groß, als sie in unsern Ländern nicht wachsen. In der Mitte des Inselchens steht ein ungeheures Becken mit einem kolossalischen Neptun, zu dessen Füßen umher drei Figuren sitzen, von Johann von Bologna, welche drei Flüsse vorstellen. Von hier beginnt der schöne Cipressengang, der mählig in mehrere Terrassen aufsteigt. Anfangs sieht man einige meisterhaft gearbeitete Grotesken. Zu den Seiten sind Labyrinthe von Letschen, Lorbeern, Cipressen und Myrthen und kleine Blumen- und Orangegärten links und rechts, und Statuen stehen in schönen Reihen bis oben hinauf.

Hier auf der Höhe, wo die Cipressenallee endigt, steht man dem Pallast Pitti gegenüber, über den man hinsieht und über die ganze schöne Stadt. Wie oft habe ich von hier freudetrunken die Abendröthe die Schneescheitel des Apennin vergolden sehen, indem unzählige Vögel in diesen sichern Lauben um mich zwitscherten und flöteten! Die höchste Anhöhe steigt sanft bis gegen das Fort, wo eine kleine Pflanzung von Reben und Oelbäumen ist. Hier steht aus weißem Marmor eine kolossalische Copia, 1636 errichtet, und hinter ihr sind noch kleine Terrassen mit allerlei fremden und botanischen Pflanzen. Dann sieht man im Grunde wieder einen niedlichen Teich mit Goldfischen, und einen ehernen Neptun mit seinen Attributen, ein schönes Werk. Unter den Lorbeern und Letschen sind hie und da liebliche Obstgärten, und Gitterhäuschen mit Turteltauben, die mit den Fasanen, Amseln und Zeisigen ein frohes Koncert machen. Die alte Mauer, die zugleich Stadtmauer ist,

hat Zinnen und Thürme und ist mit Epheu bekleidet. Oben liegt eine schöne Nymphe mit dem Füllhorn, dem Kranz und der Urne. Weiter unten findet man auch an dieser öden Mauer die herrliche Gruppe Adams und Evas von Bandinelli, die sonst eine Zier des Doms war. Sie haben vorzugsweise eine hölzerne Decke über sich. Sie stehen beide schon mit dem Blatte der bewußten Schuld bedeckt, an einander gelehnt; der Verführer mit seinem Schlangenende und seinem menschlichen Vordertheil liegt unter ihnen und lächelt leidig zu ihnen auf. Ein tiefer Schmerz spricht aus ihrem Angesichte, ohne ihre Züge zu entstellen; so weint die betrogene Unschuld.

An der rechten Seite des Gartens ist die berühmte Grotte, deren, vier Ecken vier Statuen von Michel Angelo einnehmen, sie sind freilich nur aus dem Groben gearbeitet, aber der Vater gab ihnen doch seine Aehnlichkeit mit; sie waren für das Grab des Pabstes Julius des Zweiten bestimmt. Im Hintergrunde sieht man zwei schöne jugendliche Figuren, die nach süßer Vereinigung schmachten. Lechzend schaut das Weib von den Knieen des Jünglings zu seinem Auge empor. Poccetti hat die Grotte gemahlt. Die Wände schmücken bizarre und groteske Gestalten von Thieren und Menschen, äußerst nett gearbeitet, obgleich sie nur so hingeklext scheinen. An dieser Seite hinter dem Pallast Pitti ist der schöne botanische Garten des florentinischen Museums und das Museum selbst nebst dem Observatorium. Man findet hier Pflanzschulen und Orangerien und einige treffliche Statuen aus weißem Marmor.

Vier Pforten führen zum Garten, eine bey der Festung, die zweite bei'm Pallast Pitti, die dritte bei'm botanischen Garten, und die vierte bey der Porta Romana.

Kirchen von Santo Spirito und del Carmine.

Die Kirche dello spirito ist eine der schönsten in Florenz und nach Brunelleschi gebaut. Man findet hier die Madonna, ihren erblaßten Sohn auf dem Schooße aus Marmor, eine Kopie der schönen Gruppe Michel Angelos in der Peterskirche in Rom. — Von Stradanus, Christus treibt die Kaufleute und Wechsler aus dem Tempel, eines der schönsten Gemählde dieser Kirche; weise hat der verständige Künstler den Unwillen des Herrn nicht stark ausgedrückt, sondern mit jener Mäßigung, die ein Gott haben muß, wann er straft. — Unter den vielen folgenden ist in der Kapelle Vettori ein Gemählde von Giotto, vier steife und magre Figuren, die aber wegen der Strenge in der Zeichnung merkwürdig sind. — Zwei Gemählde von Alessandro Allori: das erste zeigt den mancherlei Tod der Märtyrer, eben kein Gegenstand der Mahlerei, das zweite ist Christus, der die Ehebrecherin heim gehen heißt, eines von den schönen. Das Weib steht mit dem gesenkten Blick der Schuld und der Erlöser mit dem menschlichen und erbarmenden eines höhern Wesens; trefflich sind die Köpfe der Pharisäer, die hinter ihnen grinsen. — Aber bey weitem das schönste in dieser Kirche ist linker Hand ein Gemählde von Angnolo Bronzino, dem Oheim Alessandros; es stellt Christus vor, wie er in Gestalt eines Gärtners der Magdalena erscheint. Man sieht von den beiden nur das Weib. Sie ist eine der schönsten Magdalenen, die ich gesehen habe; ein langes blaues Gewand fließt um den schönen runden Körper tief bis auf die Solen hinab, und mit einem unaussprechlichen Blick sieht der schöne Kopf zu dem erhabenen Meister auf. Man zeige sie allein und ich wüßte nicht, warum man für Magdalena nicht Venus Urania schreiben könnte. — In der Sakristei findet man von Fra Philippo Lippi eine liebliche Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, und unten viele Figuren, Männer,

Weiber und Kinder und in der Mitte ein heiliger Kloster-held, ein schöner Alter, der betend zur Jungfrau aufblickt. — Hier herum sind noch mehrere Gemählde, und endlich ein Christus mit dem Kreuz aus Marmor, eine andre Kopie von Michel Angelos Original, das sich in der Chiesa di Minerva in Rom findet, kopirt von Landini; ich ziehe diesen Christus bey weitem der jenseitigen Mater dolorosa vor. — Schön ist das Chor der Kirche von Johann Caccina aus karrarischem Marmor, und mit vielen niedlichen Statuen geschmückt.

In der Kirche del Carmine, oder der Karmeliter sind viele Gemählde al fresco von Poccetti, und die herrliche Kuppel von Luca Giordano gemahlt; auch Passignano und Maldini haben ihren Pinsel sehr dafür beschäftigt. — Merkwürdig für den Künstler ist vorzüglich die Kapelle der Brancacci. Die Wände sind al fresco gemahlt und enthalten Geschichten des Schlüsselträgers Petrus. Masolino, einer der alten Mahler, begann das Werk, aber sein Schüler Masaccio vollendete es. Dieser, weit über seinem Meister, öffnete den Weg zu einer bessern Kunst, und würde wahrscheinlich viel geleistet haben, wäre er nicht in der Blüthe seiner Jahre weggerafft. Er ging von der Härte und Steifheit der alten Meister zu einem weichern Stil über, und selbst der Ungeübte kann hier eines und anderes gleichsam im Kampf sehen. — Im Chor ist von Benedetto di Rovezzano das Grabmal des großen Soderini, immerwährenden Gonfalonieres der Stadt, der in stürmischen Zeiten nach Peters von Medicis, und seiner Brüder Verjagung dem Vaterlande diente. — Links ist die schöne Kapelle der Corsini, wo der heilige Andreas di Corsini begraben liegt; doch nicht deswegen ist sie merkwürdig, sondern wegen der schönen Marmore von Fogginis Hand. Ueber dem Altar schwebt der Heilige, eine edle Gestalt, zum Himmel empor, von Engeln umgeben; andre knieen über der Urne, die seine Reliquien enthält. Es ist was Himm-

lisches darin, so wie in der Gruppe links, wo ihm die Jungfrau mit Engeln erscheint, und ihm mit heiligen Worten zuspricht. Aber besser, als diese übermenschlichen Sachen gefällt die Bildnerei rechts, die den Sieg der Florentiner über Maria Visconti von Mailand an dem Tage von Anghiera vorstellt, auch hier spielt der Heilige seine Rolle, er schwebt in den Wolken als siegbringender Genius des vaterländischen Heers. — Von Naldini die Anbetung der Hirten und die Erweckung des Jünglings von Nain, beide recht wacker. — Von Tito und Butteri noch einige Stücke.

Jenseits des Arno steht noch ein berühmtes Denkmal florentiner Kunst, das seiner Schönheit wegen nicht unerwähnt bleiben kann. Es ist die schöne Gruppe des Herkules und des Centauren Nessus. Sie steht jetzt nahe am Ponte vecchio, und zierte vormals den Eingang der Kirche Maria maggiore nahe am Dom. Das Werk ist aus einem einzigen Block und eines der schönsten von Johann von Bologna. Es ist eine Kühnheit und zugleich eine Leichtigkeit darin, die in Verwunderung setzt. Es ist der Moment gewählt, wo der Heros mit seiner geschwungenen Keule gleichsam im Zuschlagen ist über den Centaur, der mit einem Vorderfuße unter der Gewalt des Helden gestürzt ist, und Grimm und Angst in seiner Miene zugleich verräth.

Brücken.

Es sind vier, welche die diesseitige und jenseitige Stadt mit einander verbinden. Vom Ponte alla Carraja bis zum Ponte vecchio sind schöne Palläste und der lebhafteste Spaziergang längs dem Arno. Der Ponte a Santa Trinita ist der schönste, ein Werk des wackern Ammanati, welches nach der großen Ueberschwemmung von 1557 aufgeführt ward; sie ist mit vier Statuen geziert, welche die vier Jahrszeiten vorstellen. Sie hat diesseits einen hübschen Platz mit der herrlichen Granitsäule der Themis und jenseits

die

die Via Maggio, eine der schönsten Straßen in Florenz. Der Ponte vecchio ist die lebhafteste aller Brücken in Florenz, und führt vom Platz des Großherzogs diesseits zum Pallast Pitti jenseits; zu beiden Seiten sind kleine Läden gebaut, worin die Juweliere und Goldschmiede arbeiten. Ueber diesen läuft links die Gallerie fort, welche vom Pallast Pitti zu dem Pallast degli Uffizi führt und den Kosmus der Erste anlegen ließ. Die letzte nördliche Brücke der Stadt über dem Arno, nicht gar weit von der alten Brücke, ist der Ponte alle Grazie, von der Santa Maria alle Grazie benamt, die gleich vorn auf der Brücke eine sehr verehrte Kapelle hat, wo selbst draußen am Kreuze immer Betende knieen und küssen.

Das Museum.

Diese herrliche Anstalt vereint so vieles in sich, daß man ein ganzes Buch davon schreiben könnte. Sie verdankt, wie vieles Gute, ihre jetzige Einrichtung Peter Leopold, der manches, was im alten Pallast, in der Gallerie, im Pallast Pitti, in den Bibliotheken ꝛc. zerstreut, und nicht an seinem Orte war, hieher bringen, ordnen und mit neuen Schätzen vermehren ließ. Vorzüglich reich ist diese Sammlung für den Arzt, Naturkundiger und Mathematiker; doch geht wohl keiner leer aus, der nur etwas Bildung mitbringt. Das Gebäude, wo dieses Museum seinen Sitz hat, ist unweit des Pallastes Pitti und hart am Garten Boboli, da der erste Stock grade in den botanischen Garten ausläuft, und einige seiner Zimmer mehrere Pflanzen und Gewächse beherbergen. Aus dem nordöstlichen Ende des Gebäudes läuft eine Art Thurm heraus, der zum Observatorium dient. Dieses Museum ist alle Tage von 8 Uhr Morgens bis Mittag offen. Mehrere Officiere von der Leibwache sind in verschiedenen Intervallen vertheilt, und verschiedene andre Wächter, Aufseher und Zeiger gehen von

Zeit zu Zeit umher, ohne grade das Ansehen von Spionen zu haben. Dies ist nothwendig; sonst könnten hier leicht Mißbräuche entstehen, da jeder ohne Unterschied eingeht.

Ich fange im obern Stock als dem reichsten, und zwar da wie billig, bey dem Merkwürdigsten an. Dieses sind unstreitig die anatomischen Präparate, von denen ich schon in Wien eine Probe gesehen hatte. Was in Wien sich findet, ist meistens hier gemacht, und jetzt hält der Kaiser einige Jünglinge hier, die von den Meistern dieser Kunst die Art und den Mechanismus bey diesen Arbeiten lernen sollen. Es ist dieses eben so bewundernswürdig, als prächtig, man sieht sich selbst von außen und von innen; schade freilich, daß man nicht auch das Gemüth mit seinen Anhängseln in Wachs und Farben darstellen kann. Man sicht sich und bewundert die Künstlichkeit und Herrlichkeit des menschlichen Körpers, noch mehr aber das ewig Bewegliche und Sinnende und Schaffende dieses menschlichen Körpers, welches den ganzen schönen Bau mit solcher Genauigkeit darzustellen wußte. Doch freilich prahlen wir auch hier wohl etwas zu viel; denn wenn man die äußere Organisation des Menschen abrechnet, was man seine Darstellung nennt, was bleibt uns im innern Bau und Gewebe, das nicht fast jedes Thier, jeder Baum, ja jede Blume mit uns theilte, so man sich die Mühe nimmt, sie mit gleicher Sorgfalt zu zerlegen? Diese anatomischen Wachspräparate allein füllen eine Menge Zimmer, die immer hinter einander fortlaufen, und sie sind mit eben so vieler Ordnung, als Eleganz aufgestellt. Jeder Theil hat sein eignes Kästchen, oder Schränkchen aus feinem Holze, mit krystallenem Glase bedeckt, und ruht auf einem Kissen aus grünem Taffent mit silbernen Fransen. An einer Tafel hängt die Zeichnung mit kurzer Beschreibung über dem Präparate, welche meistens äußerst ähnlich sind; die Zeichnung kömmt an Größe dem Präparat völlig gleich, und seine einzelnen Theile,

worauf es ankömmt, sind mit Linien bezeichnet und numerirt. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit dieser Fabrikate und die Genauigkeit und der Fleiß in ihrer Struktur, die ich freilich nur auf Glauben hinnehme, reißen zur Bewunderung hin. Wenn aber die einzelnen Theile, bis auf die kleinsten Muskeln, Nerven und Fäserchen schon so trefflich gearbeitet sind, so sind es vor allen die ganzen Körper, die man Statuen und Abgüsse von schönen menschlichen Formen nennen kann, wie sie es zum Theil auch wirklich sind. Die Skelette freilich, die entkleideten und ausgeweideten Körper liegen außer dem Gebiete der schönen Kunst, und gehören im gewissen Sinn mit zu dem Widerlichen der Fleischbank, aber auch hier hat man den schönsten Bau und die festeste und nervigste Struktur gewählt, und man vergißt über dem wunderbaren Geflecht der Muskeln, Nerven und Adern und über der Schönheit der Arbeit, die hier ohne Ekel alles zeigt, was man unter dem anatomischen Messer nie ohne Ekel und Schauder sieht, über diesen vergißt man das Gerippe. Aber sobald diese Gerippe mehr bekleidet sind, d. h. sobald sie schon die Muskeln zeigen, werden sie ein Gegenstand der schönen Kunst, und stellen athletische und apollische Körper dar. Diese trefflichen Körper sind in großer Menge durch die einzelnen Zimmer vertheilt, immer in andern Formen, Aufrissen und Aufschnitten. Vorzüglich reich ist das Zimmer, das die Entstehung, Bildung und Trennung des Menschen im Mutterleibe und vom Mutterleibe zeigt. Die Monstra, die schweren und leichten Geburten, die natürlichen und unnatürlichen Lagen des Kindes, die mancherlei Manipulationen und Hülfen bey der Entbindung, die gute, oder schlimme Struktur des Beckens, endlich die gefährlichen Operationen des Kaiserschnitts, alles sieht man hier beisammen. Die Verfertigung und Fabrikation dieser Kunstwerke ist eben so mühsam, als kostbar, und übersteigt weit die Kenntnisse und Kräfte, wie das Vermögen, eines einzigen. Viele

Kenntnisse und Künste müssen zusammen wirken, viele Hindernisse und Schwierigkeiten durch vereinte Kräfte besiegt werden, um so was Großes und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Bildhauer und Mahler, Formschneider, Zeichner und Anatom müssen sich verbinden, um etwas Vollkommnes zu Stande zu bringen. Ein jeder begreift leicht, wie viele Proben man machen, wie viele Schwierigkeiten besiegen, wie viele mechanische Kunst- und Handgriffe man erst lernen, und durch verwerfen und verbessern zu dem Grade der Kunst steigen mußte, wohin man diese schöne Erfindung jetzt gebracht hat. Meist wird alles in Formen gegossen, und Farbe und Wachs werden sogleich gehörig gemischt; aber freilich bey den feinen Fäserchen, Adern und Nerven läßt sich dies nicht erreichen, und sie bedürfen häufig der Nachhülfe und Nacharbeit.

Schon die Alten haben in Marmor und Bronze anatomische Figuren gebildet. Unter den Italiänern hat Francavilla aus Holz und Pergament schichtenweise anatomische Präparate geformt, die man aus einander nehmen und zusammen setzen konnte. Der jetzige Hauptmeister dieser herrlichen Erfindung ist Susini, der natürlich eine Menge Helfer haben muß und sich seine Schüler bildet, die unter ihm arbeiten. Zumlo, ein Sicilianer, war der erste, der für die Anatomie Figuren aus Wachs arbeitete. Man sieht hier mehrere Proben von ihm, die zeigen, daß er es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte. Unter andern ein sogenannter scorciato (Geschundener) ein Gegenstück zu dem aus Bronze, den man unter den neuen Bronzen in der Gallerie sieht, und ein trefflicher Torso, worin die Farbe des Marmors so täuschend nachgeahmt, und die Muskeln und Umrisse des Körpers so richtig gearbeitet sind, daß man ihn auf den ersten Blick für wahren Marmor und für eine wirkliche Antike halten sollte. Aber die Bewunderung des Arztes sind zwei kleine Stücke von ihm, die in Schränken aufbewahrt werden. Unser

Arzt, der uns zu diesen Heiligthümern führte, — denn zu diesen hat er einen Schlüssel — gerieth bey ihrem Vorzeigen in eine anatomische Begeisterung, indem er einmal über das andre ausrief: o che bello lavoro! che divina fattura! Mir hingegen und den andern Zuschauern erregten diese Gruppen eben wegen ihrer trefflichen Arbeit und Natürlichkeit Widerwillen und Ekel. Die erste Gruppe stellte nemlich in einer Menge kleiner Körper die verschiedenen Zeiten und Grade der Verwesung bis auf die abgefaulten Gerippe mit aller Natürlichkeit der Farben und des Gegenstandes, und die zweite, an Gräueln der Verwüstung noch reichere, Scenen der Pest am Lebendigen und Todten vor. Der zweite in dieser Kunst war Lelli in Bologna, von dem ich dort manches gesehen habe, und die dritten sind die Florentiner, auch die von Pavia zum Theil, welche die Sache noch weiter getrieben haben, als jene ersten. Die meisten Präparate sind hier unter Leopold entstanden, und größtentheils unter Susinis Händen und durch seine Anordnung.

Außer diesen Wachspräparaten verwahrt man in mehrern Schränken noch andre fleischerne und knöcherne. Vorzüglich reich aber sind diese Schränke an Embryonen von verschiedenen Altern und an Monstris, oder vielmehr machen diese das einzige aus; denn die übrigen Präparate sind so unbeträchtlich und unvollkommen, und scheinen so verschimmelt und verfault, daß sie kaum noch der Erwähnung werth sind.

Auf diese Sammlung, die viele Zimmer einnimmt, folgt zunächst ein langer Gang zu beiden Seiten mit Schränken. An der einen Seite sind gefiederte, an der andern schuppigte und flossigte Raritäten. Unter den Vögeln sind manche hübsche Sachen und viele Amerikaner, besonders aber eine feine Sammlung aller einheimischen Land- und Seevögel, die einem Fremden sehr interessant ist. Von manchen Gattungen, fremden und einheimischen,

findet man auch die Nester und Eier, ja sogar die Jungen. Doch im Ganzen ist die Sammlung nicht reich. Die der Fische vollends ist äußerst ärmlich und sticht gegen die Vollständigkeit der übrigen Gattungen erstaunlich ab. Man sieht fast nichts, als die einheimischen, und diese zehn- und zwanzigmal in Dubletten, um die Schränke zu füllen.

Reicher sind die nächsten Zimmer, wo man Schlangen, Amphibien und eine Menge Land- und Seegewürm sieht, nebst allerlei Seltenheiten, Naturspielen, Misgeburten, Embryonen von allerlei Thieren und Thierchen, alles dieses in schönen Schränken und Kästen und Gläsern mit dem königlichen Aufwand, den man hier zu finden gewohnt ist. Von manchen Dingen findet man die Zeichnungen nebst Skeletten und anatomischen Präparaten. Oben sind die Schränke amphitheatralisch mit Naturprodukten geschmückt, die zu dem Inhalt derselben passen, und andre rohe Produkte, Gemählde, Gefäße, Waffen und Zierrathen, aus ähnlichen Gegenständen gearbeitet, stehen und hängen in den verschiedenen Zimmern an den Wänden umher.

Nun folgen Insekten, Käfer und Schmetterlinge, und diese Sammlung ist vorzüglich reich und alles lichtvoll und geschmackvoll geordnet. Hier sieht man auch die seltensten Asiater und Amerikaner. Man hat von vielen Schmetterlingen zugleich die Raupen im Zustande der Schwangerschaft, oder gleich nach der Entbindung von den schönen Sommervögeln beigefügt; weil diese sich aber nicht gut erhalten, so hat man auch hier sie in Wachs nachgeformt, und sieht viele herrliche Exemplare in dieser Art. — Auch die Anatomie der Schnecken hat man in Wachs durchgeführt und andre Merkwürdigkeiten.

Die Konchyliensammlung läßt bey weitem alles hinter sich, was ich dergleichen an andern Orten gesehen habe. Nicht blos die rohen und schon so bewundernswürdigen Gegenstände dieser Gattung bewundert man hier,

sondern die schönsten Gefäße und Kunstarbeiten aus diesen Naturprodukten, die das satte Auge unwillkührlich an sich ziehen, wenn es endlich, von so vielen prächtigen Gebilden geblendet, unstät umherirrt.

Die nächsten zwei Zimmer nehmen Blumen und Pflanzen ein, freilich nur eine kleine Zahl zur Probe. Man kann ja auch von hier gleich einen Absprung in den botanischen Garten machen. Diese Blumen liegen getrocknet in großen Herbarien mit andern Kräutern mit der Beschreibung in vielen Schubladen, nach ihren Klassen und Geschlechtern geordnet. Aber man hat zum Theil die schönsten, und besonders auch die, welche wegen der Saftigkeit ihrer Blüthen und Blätter sich nicht gut auftrocknen lassen, in herrlichen Abgüssen und Formen aus Wachs nachgeahmt, mit aller Frische und Zartheit der Farben und so vieler Natürlichkeit, daß man sich dabei vergessen kann. Dieser kleine Versuch zeigt, wie weit diese Kunst gehen kann; auch Früchte findet man hier nachgemacht, andre sind eben so täuscheno gemahlt. Hier findet man auch an einer Seite fast alle Wurzeln, Saamen und Holzarten, die officinell sind.

Von hier geht man in ein Zimmer, wo nicht allein alle toskanische Holzarten mit ihren Blüthen und Saamen und Wurzeln, sondern auch viel andres Gesäme und Blüthe von Bäumen und Pflanzen aufbewahrt werden, jedes in seinem eignen Glaskäpselchen mit einer kurzen Inschrift.

Endlich in den letzten acht Zimmern folgen die Steine und Mineralien, und alles was im weitesten Sinn hieher gehört, mit einer seltnen Pracht und Vollständigkeit gesammelt und aufgestellt. Die Wiener Sammlung in diesem Fache möchte wohl eben so reich seyn. Aus allen Theilen der Welt sieht man hier Produkte der Natur und Kunst gehäuft, selbst aus den Muggendorfer Höhlen, aus Rügen, Stralsund, Rostock habe ich hier Exemplare gesehen.

Aber man sieht nicht blos rohe Massen und Steine, sondern fast aus allem, was die Kunst bearbeiten kann, findet man schöne Sachen geformt, Gefäße, Tassen, Statuen, Obelisken, Dosen, Zierden und Schmuck, wie sie die Laune und der Geschmack in den verschiedensten Ländern erdacht und gewollt hat, ohne die vielen Edelsteine und Diamanten zu zählen, die mannigfaltig verarbeitet und geformt, jede in ihrem Geschlechte aufgestellt sind. Als ein Anhängsel dieser Sachen kann man die schönen und seltnen Naturspiele, die Dendriten, Zoolithen, Petrefakte und andre Siebensächelchen ansehen, die über unsre Erde und über uns selbst uns so viel zu denken geben.

Aus diesem Stock in den zweiten hinabsteigend, findet man auf der Treppe ein Paar schöne Büsten des Galilei und Vespucci, dem man es nach Jahrhunderten kaum verzeihen kann, Kolons neuer Welt seinen Namen durch ein Ungefähr gegeben zu haben. Hier ist zunächst das sogenannte physikalische Kabinet, wornach man oft das ganze Museum benennt, in welchen Kunstsachen, Modelle, Instrumente und Apparate aufbewahrt werden. Gleich daneben sind noch zwei Zimmer mit seltnen Thieren aller Welttheile und Elemente. Unter diesen sind ein Paar gewaltige Elephanten, ein Nilpferd und einige Krokodille. Eine Menge Waffen, Zähne, Schlangen, Häute machen die Verzierungen der Wände.

Dieses Museum hat auch einen eignen botanischen Garten, der hinten daran stößt und durch ein Pförtchen in den Garten Boboli führt, und für dessen Gewächse selbst im Museum mehrere Säle dienen. Er hat drei Terrassen, seitwärts sind zwei Flügel, worin das Treibhaus angebracht ist. Dieser sehr kleine Garten hat über 4000 Arten Pflanzen. Außer ihm ist indessen noch ein andrer größerer Garten in der Stadt.

Künstlerschule.

Dieses Institut rührt von Leopold her, der das Gebäude und die Fonds dazu herbei geschafft hat. Könnte der alte Geist auch so gerufen werden, so wäre es schön; aber die Italiäner haben den alten Stolz auf das Genie und auf die Kunst verloren. Man beschreibt nicht mehr die Wände, zeigt nicht mehr die Stube, wo ein Galilei, Michelagnolo, oder Vespucci gewohnt, oder gar nur zuerst das Licht erblickt hat. Von dieser Anstalt gilt natürlich auch, was ich oben von der Mahlerakademie von Bologna gesagt habe. Dieses Gebäude der Zeichen- und Mahlerschule ist am Sankt Markusplatze mit der Aufschrift: Liberalium artium Incremento. Petrus Leopoldus. In mehrern Zimmern findet man die Abtheilungen dieser nützlichen Anstalt, die unter Leopold ihre Einrichtung erhielt. Freilich bedarf es vieler zusammentreffender Umstände und eines Geistes, der sich nicht leicht durch irgend eine Manipulation schaffen läßt, wenn er nicht in der ganzen Zeit lebt, aber doch sind solche Anstalten immer nützlich, sie erhalten doch vieles, was bey dem Mangel dieses Geistes ohne Unterstützung ganz verloren gehen würde; und der Regent verdient immer den Dank seiner Zeitgenossen, der wenigstens das Seine thut, den Geist, der einmal eingeschlafen ist, wieder zu erwecken. Die Büste dieses guten Fürsten Toskanas steht über der Thüre. Man geht in ein Chiostro ein, welches unter seinen Portiken die Abgüsse und Nachbildungen verschiedener berühmter Gruppen zeigt, die man unter der niedlichen Loggia des großherzoglichen Platzes und an andern Stellen siehet. Um dieses Chiostro laufen mehrere Zimmer her und sind für die verschiedenen Zweige der bildenden Künste bestimmt. Zuerst rechter Hand ist das für das Zeichnen, wo man die Arbeiten der Schüler zum Theil im Entstehen und an den Wänden umher die Zeichnungen der Meister und Schüler meistens mit ih-

ren Namen, und auch diejenigen sieht, welche den Preis bey den Austheilungen der Prämien erhalten haben. Eben dieses kann man von dem folgenden größern Zimmer für die Mahlerei sagen, nur daß dieses dem Dilettanten mehr Unterhaltung gewährt. Hier sind in aller Gattung mehrere vortreffliche Gemählde alter Meister aufgehängt, und die vorzüglichen Stücke junger Künstler und Schüler, wie die mit Preisen bekrönten. Man sieht hier verschiedene schöne Stücke von jenem jungen Künstler Benvenuti von Arezzo, der jetzt in Rom schon im Rufe eines Meisters lebt. Er ist auch der einzige jetzlebende toskanische Künstler von Bedeutung. Ich habe ein herrliches Stück, Cephalus und Prokris, von ihm in der Sammlung des Ministers Manfredini gesehen, welches außerordentlich viel verspricht, und welches Rafael Morghen seines Grabstichels gewürdigt hat. Außerdem ist er durch sein Gemählde vom Marterthum des heiligen Donatus und durch eine Sybilla berühmt, welche wunderschön seyn soll. In dem größten Zimmer, welches man als ein gemeinschaftliches für alle Zweige ansehen kann, findet man zwei schöne Reihen der besten Abgüsse der berühmtesten Statuen und Gruppen, den Laokoon, den Apoll von Belvedere, den borghesischen Fechter, den Torso, den kapitolischen Amor und Psyche und die Meisterstücke der florentiner Gallerie der alten und neuen Künstler. Hier sind auch für die Anatomie mehrere Formen und Knochen, Skelette in Marmor und Knochen, und alles gesammelt, wornach die Lehrer ihre Regeln erklären, und die Schüler ihren Kunstsinn üben können.

Wie es mit diesen Künsten ist, so ist es auch mit der Dichtkunst. Diese Mutter der größten italischen Dichter ist unfruchtbar geworden. Selbst die Improvisatoren und Sonnetdichter sind sehr verstummt, und man frägt überall nicht mehr so nach dem Schönen. Immer lebt die berühmte Improvisatrice Corilla noch, obgleich 70 Jahre alt; ob sie aber noch singt, weiß ich nicht. Indessen bey der Armuth

Italiens an großen Künstlern haben die Florentiner doch noch immer den besten und geistvollsten der lebenden Dichter, auch einen Aretiner, den Pignotti *). Er hat manche witzige Episteln und einige hübsche Fabeln geschrieben, obgleich auch er sein Feuer nicht zusammen hält. Es kömmt in Pisa eine Sammlung Gedichte der jetzt lebenden Dichter heraus, von der bis jetzt 8 Bände erschienen sind, unter dem Titel: Parnasso degli Italiani viventi. Die Herausgeber gestehen es, daß sie mit dem Besten angefangen haben, aber die ganze Sammlung hat wenig Gehalt, und wenn man die Fabeln des Abts Bartola ausnimmt und einige gute Sachen von Pignotti, so schwimmt das Uebrige leichter, als Kork, oben. Savioli, Rossi, Pindemonte haben freilich manches ganz Hübsche, aber dafür klingeln sie einem auch wieder mit bloßen Worten die Ohren taub und meinen mit ihren Landsleuten, daß gemessene Reime auch Gedichte sind. In Rücksicht der Form indessen und der dichterischen Zeichnung sind sie strenger, als die meisten teutschen Dichter, die es lange nicht haben Wort haben wollen, daß sie viel vom wilden Asiatismus haben, wie ihnen die Franzosen nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegen.

Florenz.

Die Stadt.

Zu dem, was ich nun sehr weitläuftig und langweilig aufzählen könnte, findet der Leser in dem Vorhergehenden und Nachfolgenden die Belege mehr oder weniger, manche Winke wenigstens, und bei vielen Dingen ist so ein Wink

*) Pignotti del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle. VII Edizione.

besser, als eine lange Beschreibung. Was ließe sich hier von gelehrten Anstalten und Akademien, die gewesen sind und zum Teil noch sind, was alles von den großen Bibliotheken und ihren Codices sagen, und von so vielen andern lebendigen und todten Dingen, die in einer Stadt wie Florenz sich finden! Ich habe schon vieles von der Stadt gesagt, hier meine ich unter Stadt die ganze Versammlung von Häusern, Gassen und Kirchen und was zunächst dabei vorgeht; und auch davon soll sparsam geredet werden.

Florenz hat, wenn man mäßig rechnet, 3½ Stunden im Umfang und bildet wohl meistens einen Zirkel. Als die Stadt an 150000 Menschen hatte, mochte es in diesem Raum ein feines Gewimmel seyn; jetzt ist es ein ganz andres. Die Florentiner geben ihr nah an 80000 Menschen, mir aber scheint es um ein 10000 zu viel. Auch sie ist durch die großen Handelsrevolutionen und durch den Verlust ihrer Freiheit im 15ten Jahrhundert sehr heruntergekommen. Fest ist sie nur gewesen, als man noch nicht belagern konnte, jetzt hat sie zwei Forts, eins im Osten und das andre im Südwesten an der Mauer. Ich weiß nicht, wozu sie dienen. Eine der schönsten Städte ist sie sicher, und wenige können an herrlichen Gebäuden, Kirchen, Pallästen ꝛc. ihr was gleich stellen. Ihre schönste Gegend ist, was zwischen dem Sankt Markusplatz, dem der Kirche Maria Novella und dem Pallast Pitti in der Mitte der Stadt zunächst nach dem Arno hinliegt. Ihre Häuser sind durchgängig gut gebaut und auch von außen nicht so unzierlich, als in manchen andern Gegenden Italiens. Ueber drei, vier Stock gehen äußerst wenige hinaus. Die Gassen sind schön mit breiten Sandsteinen gepflastert, auf welchen man wie auf Dielen geht, und sie könnten ihren Unrath leicht dem Arno zuspülen lassen, wenn der fleißige Landmann ihnen denselben nicht schon vor der Thüre wegfegte. Das meiste Gewühl ist von dem alten Markt (wo die Fleischbänke, Höker, Fratschler und Fruchthändler am meisten

versammelt sind) zum Platz des Großherzogs, dem Arno und längs dem Arno bis zur Porta del Prado hin. Die nordwestliche Gegend der Stadt nach der Porta san Gallo hin bis zur Festung im Westen der Stadt ist die stillste und einsamste, dort sieht man große Gärten innerhalb der Mauern der Stadt, diese aber finden sich auch im jenseitigen Theile der Stadt bei der Porta Romana und östlich vom Garten Boboli. Der Arno ist im Sommer ein seichter, oft fast trockner Fluß, aber im Winter und zur Regenzeit ist er verheerend und reißend nach Art der Bergströme. Er giebt der Stadt viele Zierden durch seine vier Brücken und die schönen Gassen von Häusern welche längs seinen Ufern hinlaufen. Diese Ufer, vorzüglich das diesseitige von der alten Brücke bis zur Dreifaltigkeitsbrücke, dienen den Einwohnern zu einer feinen Promenade, wo es immer warm und niedlich ist, sobald die Sonne nur scheint. Wie viele arme Emigranten würden diesen Winter hier erfrieren, wenn sie sich nicht am Arno sonnen könnten, wo ihnen die Sonnenstrahlen von den hohen Häusern und Pallästen zurück geworfen werden! Die Ufer sind schön mit Quadern eingefaßt und mit Sponden umgeben, die den Trödlern zum Auslegen ihrer Waaren und den losen Leuten dienen, sich spionirend daran zu lehnen, und zu erwarten, ob nicht etwas köderbares ankomme.

Man mache sich aber um des Himmels willen, nach allem dem Schönen, was ich beschrieben habe, keine zu reizende Idee von Florenz. Der Italiäner sagt im Sprichworte: Jede Erbse hat ihr Auge und jedes Haus seinen Abtritt. Auch in dieser Stadt, die so schöne Plätze, Gassen und Palläste hat, sind enge, finstre und schmuzige Gassen, sind elende räuchrige Häuser, wo man nicht einmal Glaßfenster, sondern bloßes zusammengeklebtes und mit Oel getränktes Papier dafür sieht. Es sind Quartiere, wie um den alten Markt, wo man mit seiner Nase bei aller Uebung nicht zu bleiben weiß. Denn hier, wo es nicht Sitte ist, für Mo-

nate und halbe Jahre einzukaufen, sondern wo alles frisch vom Markte geholt wird, hier muß immer eine ungeheure Menge eßbarer Dinge zusammengeschleppt werden, und zum Unglück ist die Gegend, wo man damit aussteht, äußerst enge. An diese schmuzigen Unlieblichkeiten der Stadt stößt das Judenquartier (il ghetto), wohin man die armen Hebräer verbannt hat, obgleich sie hier lange nicht so verächtlich, als in andern Städten Italiens behandelt werden. Diese armen Teufel, die einmal den Schmuz lieben, haben in Italien doppelten Beruf dazu, wo man sich der Reinlichkeit so wenig befleißigt. Hier heißt es recht, man kann einen Juden schon riechen. Wenn einer stirbt, so wird er gewöhnlich mit Wache zur Erde begleitet, weil der Pöbel sonst das arme Gefolge so sehr entert. Als der König von Sardinien mit seinem Hofstaat hier einzog, um einige Monate zu Villa Imperiale im Exil zu leben, begegnete er auf der Dreifaltigkeitsbrücke einem jüdischen Leichenzuge und mußte halten. Da lief das Volk, das nicht wußte warum, zusammen, und schrie endlich: oimé! portano via un Ebreo ed un Re.

Wie das Aeußere der schönsten Gebäude in Florenz weit ungeschmückter und einfacher ist, als bei uns die kleinsten, so ist es gleichfalls das Innere. Man sieht wenige Möbeln, und selbst in den herrlichsten Pallästen sind oft nur wenige Zimmer austapeziert und möblirt. Das nördliche Klima erfordert für den Körper und für die Bequemlichkeit desselben weit mehr, als das südliche, und so wie man gewohnt wird, dem Lebendigen mehr anzuhängen und es fleißiger zu zieren, weil diese Verzierung öfter in Unordnung gebracht wird, so trägt man es auch auf das Todte über. Der Italiäner erkennt und will das Schöne und Anmuthige durch die Gewohnheit seines Himmels und die Natur seines Gemüthes, er bleibt also mehr bei dem Rechten stehen, weil er aus Gefühl handelt. Zu dem Nordländer kömmt dies alles mehr durch Räsonnement und

durch Beispiel dessen, was er bei andern gesehen, und man weiß, daß das Räsonnement ein blinder stolpernder Gaul gegen das sicher tretende Gefühl ist. Daher erklärt es sich, warum in Hamburg und Petersburg der Geschmack am Schönen leicht mit dem südlichern Extrem, mit Bagdad und Ispahan zusammenfallen kann. Der Geschmack aus Räsonnement wird leicht das Einzelne sehen, während ihm die Seele des Ganzen entflieht, der natürliche (oder zur Natur gewordne) wird über dem Ganzen leicht einzelne Mängel übersehen. Der Italiäner sieht nur den Herkules oder Apoll, der den Vorhof oder die Treppe eines Pallastes verziert, der Teutsche und Pohle sieht nur den Schmuz, womit sein Stand und sein Fußgestell bedeckt sind. Dies will er erst wegräumen und sich so zum Anschauen des Schönen fertig machen, der andre ist immer fertig dazu. Dieser äußere Schmuz, der in Italien zuweilen selbst bis in das Innere eindringt, ist noch eine Folge des Klima, so wie manche Erscheinungen des italiänischen Charakters, die wir gradehin Unverschämtheit nennen; sie sind Kinder des Klima und also der Gewohnheit. Es ließen sich überall mehr Rubriken aus dem Register der Tugenden ausstreichen, wenn man mehr physisch (klimatisch) und nicht immer moralisch richten wollte. Auch hier in Florenz ist die Reinlichkeit und Sauberkeit nicht, welche man bei uns so sehr liebt, doch soll es in Rom und Napoli viel ärger seyn; es ist schon in Venedig. Unsre Städte und Häuser können auch aus dem Grunde saubrer seyn, weil unser Klima uns zwingt, mehr die Stuben zu hüten, und unser Wohlbehagen, diese Stuben nicht voll Schmuz und Gestank seyn zu lassen. Hier ist dies ganz anders. Selbst der große und Reiche, oft ein gebohrner Müßiggänger, ist wenig zwischen den vier Wänden und bewohnt sein Haus etwa 8 bis 10 Stunden, so viel er zum Schlafen und Essen bedarf. Der erwerbende Mittelstand vollends und die niedere Klasse haben ihr Leben und Wesen mehr auf

der Straße als drinnen. Alles was irgend im Freien arbeiten kann, setzt sich vor seiner Thüre auf die Gasse, oder geht auch zu einem heitern Platze unter eine Loggie und Arkade, in einen Vorhof und treibt dort sein Handwerk, und mit der sinkenden Sonne sucht es seine Freuden und seinen Schlaf und findet sie leicht. So ist es mit den kleinen Krämern und Kaufleuten; auch sie stehen Sommer und Winter unter bedeckten Gewölben im Freien, und haben höchstens ein einziges Zimmer, oft nur ein Kriechloch, wohinein sie ihr ganzes Waarenlager und ihre eigne Person packen.

Hier ein Wörtchen von den Kaffehäusern und Gasthäusern in Florenz, welches mehr oder weniger für Italien gelten mag.

Der Kaffehäuser giebt es wohl in keinem Lande mehr, als in Italien, und sie sind ein Bedürfniß eines Volkes, das eben nicht geschwätzig ist, aber gern oft seine Stelle verändert, nicht viel auf einmal, aber gern wenig zu vielen Malen nascht. In ihnen herrscht der Geist der horazischen Römer, die auch nicht ganz mehr die alten tapfern Kamillen und strengen Katonen waren. Ja selbst die Barbierstuben, die Hökerladen sitzen häufig voll Menschen, die nicht zu einem stundenlangen teutschen Gespräch, sondern zu den Geschwätz einiger Minuten sich hinsetzen und dann weiter gehen. Diese Kaffehäuser richten sich nun nach den lebhaftesten Gegenden der Stadt. Die elegantesten sind am Dom, am großherzoglichen Platze und jenseits am Ponte vecchio. Dort sind niedliche hölzerne, auch wohl marmorne Tische hingestellt, die immer sauber erhalten werden, und auf welchen die besten Zeitungsblätter liegen, die Markeurs selbst sind nett gekleidet und geben was man verlangt in eben so nettem Porcellan. Wenn man auch mal kömmt und geht, ohne etwas anzurühren, so sehen sie darum nicht scheel. Es sind ja die Konversazionen des Mittelstandes, und ein jeder muß also seine Freiheit haben.

Diese

Diese hält sich indessen immer in den Gränzen der Decenz, und nicht einmal ein lautes Wort hört man, und so einmal ein teutscher Baron oder ein englischer und schwedischer Schiffer eintritt und ein halbes Dutzend Gläser Punsch trinkt, oder ein halbes Dutzend Worte zu laut sagt, so ist das eine Erscheinung die in Erstaunen setzt. — Man hat in diesen Kaffehäusern alles zu sehr billigem Preise; eine Tasse Kaffe eine Grazie, (5 Pfennig) eine große Tasse zwei Grazien, ein Glas Punsch, eine Porzion Gefrornes, eine Orzata, (ein liebliches Getränk aus Gerste bereitet) ein großes Glas Limonade eben so viel, und so das übrige nach Verhältniß. Von 7 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts kann man in den bessern auf Gesellschaft rechnen. Die meisten Familien nehmen des Morgens dort ihr Frühstück ein, und es lohnt die Mühe, um die Zeit in den verschiedenen besuchtesten umzugehen, um die Weiber der Stadt zu beantlitzen. Des Abends ist wieder die lebhafteste Zeit um den Anfang und das Ende der Schauspiele. Die Vornehmsten halten nur vor den Thüren still und lassen sich von der Dienerschaft etwas bringen, oder, wenn sie eintreten, nehmen sie es schnell im Stehen ein und fahren weiter. Jeder Schuhputzer, jeder Arbeitsmann fast würde sich doch sehr unglücklich glauben, wenn er nicht in so einem Loche des letzten Ranges sitzen, ein Wörtchen plaudern und für eine Grazie wie die Eminenzen und Principi leben könnte.

Die Gasthäuser und die Wirthe sind in Italien durchgängig bei den Fremden übel berüchtigt, und ich meine doch, daß es in Italien nicht ärger ist, als in jedem kultivirten und viel durchreisten Lande. Kann der Fremde in Naumburg und Meißen in einem guten Gasthause zu Mittage seine 16 und 24 Groschen verzehren, ohne daß er weiß wofür, wie sollte er es nicht in Florenz und Genua auch können? Bei den meisten Reisenden rühren die Klagen sicher aus Unkunde der Sitten und des Gebrauchs und

des italischen Karakters, der von den meisten Nordländern nicht ehrlich genommen wird. Diese, besonders wann sie Geld haben, setzen was darin, nicht bloß von rechtlichen Leuten, sondern von jedem Sackträger und Lakai gepriesen und ausgeschröpft zu werden, und die wenigsten haben die Stärke und das Entsagen, auf sich selbst zu ruhen. So lassen sie sich auftragen und bedienen aufs Aeußerste und klagen endlich, wenn sie das Doppelte und Dreifache bezahlen müssen. Weil dieses die Reichern thun von Engländern, Teutschen und Schweden, so meint der Italiäner, es müsse einmal so seyn, und wenn er sechs Gerichte, die besten Deserts und Weine giebt, sollte er da nicht zwei Reichsthaler fordern können, wo er sonst einen halben nimmt? Wir sind solche gute Seelen, daß wir gutwillig und stolz hingeben und hinterher schimpfen; bei den Franzosen wird es der Italiäner schon nicht leicht so machen, der setzt keine Ehre in solcher Großmuth. Der Wolf zerreißt den, der sich zum Schaafe macht, sagt ein italisches Sprichwort, und, wenn man ehrlich seyn will: es ist hier kein Kampf der Großmuth und der Niederträchtigkeit, sondern der Stärke und der Schwäche. Wer wie ein Italiäner behandelt seyn will, lebe auch so. Ich habe für einen halben Reichsthaler, oder sechszehn Groschen die Mahlzeit immer gut leben können, aber man muß es dann vorher sagen, daß man mit guten Hausgerichten und gutem Wein zufrieden ist, sonst tischen sie einem auf und dienen, als ob man täglich Hunderte aus seiner Tasche schütteln könnte. Wenn jene Schreier doch bedächten, wie sie in Hamburg und Berlin würden bezahlen müssen, wenn sie da auch so leben wollten. Da das Bedingen hier einmal allgemein ist, warum sollte man es nicht thun? Man macht aus, was man haben und geben soll, und der Kontrakt wird ehrlich gehalten. Man erhält drei gute Gerichter, gutes Nachessen, Wein, und bezahlt 12, 14 und 16 Groschen. — Eine Plage indessen, der man durch keine

Vorsicht entgehen kann, sind die Wanzen, Mücken und Flöhe. Wenn man die erstern Ungeheuer gleich nicht allenthalben findet, so sind doch die beiden letzten immer da und fehlen höchstens einen oder zwei Monate. Hier le nte ich zum ersten Mal Mücken und Flöhe fürchten, die, wie die italiänischen Wirthe giftigere Stacheln haben, als die kältern nördlichen, die auch mit dem Herbst vergehen.

Ich habe hier während meines Aufenthalts gewöhnlich an einer Table d'Hôte gegessen, und mich wohl dabei befunden. Die Mittagszeit ist zwischen drei und vier Uhr, und man ißt dann für den ganzen Tag, weil man des Abends gewöhnlich nur ein Gläschen Wein, Früchte und Sächelchen des Limonadiers genießt. Die Speisen sind auch hier derb und nahrhaft. Man hat schönes Rindfleisch, Hühnerbraten fast alle Tage, und herrlichen Schinken, Mettwürste, Käse und Früchte; der florentiner Wein ist gut, und die Gesellschaft so eines Gasttisches frei und menschlich, und durch manchen Fremden interessant. Für drei Paoli oder 10 Groschen habe ich besser gegessen, als ich es in den bessern Städten von Norddeutschland würde haben thun können. Ich schimpfe also nicht auf italiänische Filzigkeit, sondern auf nordische Verzagtheit, die mit sich machen läßt was man will.

Ein Wort von Wissenschaften, Erwerb, Manufakturen rc.

Florenz ist die erste und um die Wissenschaften verdienteste Stadt im Mittelalter in Italien gewesen, sie hat auch immer noch vor den übrigen Provinzen Italiens durch große Männer sich ausgezeichnet, aber freilich was sie im 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte war, ist sie nicht geblieben. Andre Völker und Provinzen buhlten mit ihr um die Ehre des Lorbeers, und sie schlief auf ihren erworbenen Lorbeern ein. Das Zeitalter der Dante,

Machiavelli, Michel Angelo, Galilei ist verblüht, und kömmt soleicht nicht wieder, und alle Akademien und gelehrte Gesellschaften, Universitäten und Bibliotheken rufen so eine Zeit nicht zurück. Genies hat Florenz in diesem Jahrhunderte nicht mehr gehabt. Sonst geht dieses Land, bei seinen Hülfsmitteln und seiner milden Regierung, mit den andern Provinzen Italiens ehrenvoll fort, ja es möchte sich noch wohl vor ihnen auszeichnen; besonders behauptet man dieses von der Geistlichkeit, welcher Leopold einen freiern Geist zu geben suchte. Die platonische Akademie ist lange untergegangen, die des Cimento von Galilei and seinen Schülern nun auch; indessen darf man das eben nicht beklagen, gewöhnlich spuken doch nur die großen Schatten der Stifter noch in solchen Anstalten herum, und selten steht ein Genie darin auf, welches mit eignen Federn zu glänzen wagte. Noch sind hier mehrere Gesellschaften, z. B. die berühmte Akademia della Crusca und eine zum Aufhelfen des Ackerbaus de' Georgofili, welche ihre Versammlungen im alten Pallast hält. Die großen Dichterinnungen sterben mit der Wuth der Reimer immer mehr aus, und weil es so leicht geworden ist, in Italien Dichter zu seyn, hat die göttliche Kunst es auch gelernt, fein unter andern Leuten an der Erde zu gehen. Man hatte doch eine Ahndung von ihr, als man selbst ihre Schatten ehrte.

Was man von den Gewerben und Fabriken der Florentiner sagen kann, klingt nicht viel besser. Diese Stadt, die einst ihre Komtoire durch ganz Europa hatte, kann sich nun nicht selbst mehr mit dem versorgen, was sie sonst für Millionen ins Ausland schickte, und für die Reichern und Vornehmern arbeiten jetzt die Engländer, Holländer und Franzosen. Nur das Alltägliche und Gewöhnliche, was bloß noch Handwerk heißen kann und für die geringere Klasse arbeitet; nur das liefert man hier noch. Dabei

aber wird für den Reichthum des Landes und der Stadt wenig gewonnen.

Der Ackerbau ist vorzüglich in Aufnahme, reicht aber doch für das Bedürfniß nicht hin. Wein und Oel wird mehr gebaut und ausgeführt. Die florentiner Weine sind freilich nicht stark, aber sehr lieblich von Geschmack wenn sie alt werden; und sie gehören zu den gesündesten von Italien. Das Oel giebt an manchen Stellen dem von Lucca an Güte und Wohlschmack wenig nach, kann aber nicht in solcher Menge ausgeführt werden, weil das Land nach Verhältniß weniger baut. Die Früchte, woran vielleicht keine Provinz Italiens reicher ist, müssen den Mangel des Korns häufig ersetzen, die Ausfuhr davon ist also auch nicht beträchtlich.

Die Seidenfabriken und der Seidenbau waren in Florenz, Pisa und Livorno vormals bei weitem wichtiger, als sie es jetzt sind. Man klagt allgemein, daß dieser schöne Zweig der Industrie von Tage zu Tage abnehme. Was hier gearbeitet wird, sind meistens leichte Zeuge, Strümpfe, Tücher rc.; aber die Arbeit ist schlecht und kömmt der von Turin und andern Städten Piemonts und von Genua und Lyon nicht gleich, daher ist der Absatz gering. Mit der schlechtern Arbeit wird auch der Manufakturist ärmer, und so fließt es immer weiter bis auf die Seidenwürmer und Maulbeerbäume zurück. Lucca war für die Seidenarbeiten die erste Stadt Italiens bis zum 14ten Jahrhunderte. Im Anfange jenes Jahrhunderts aber wanderten die meisten Seidenarbeiter aus, in alle Städte Italiens und Europens, weil innere Unruhen alles in der Stadt auf einander setzten. Seit der Zeit blühten diese Manufakturen auch in Florenz durch viele Ankömmlinge, die sich hier niederließen.

Was von der Seide gesagt ist, gilt auch von der Wolle und ihren Manufakturen. Sie sind so gesunken, daß sie nur den Aermern und den Bauern alltägliche und

grobe Tücher liefern, und es war eine Zeit, wo 50000 Menschen allein in Florenz davon lebten, und ein Umsatz von drey Millionen Reichsthalern gemacht ward. Die ersten, welche diese Manufakturen in Italien in Schwung brachten, waren ein Zweig der Benediktiner, die Humiliaten, welche im Mailändischen mit ihren Fabriken anfingen, und von da sich durch ganz Italien verbreiteten. Um 1240 kamen sie auch nach Florenz, wo diese Manufaktur bald außerordentlich in Schwung kam, und im 14ten Jahrhunderte war Florenz die erste Manufakturstadt, und verarbeitete die spanische und englische Wolle, deren Fabrikate es nun mit ungeheurem Verlust aus England und Holland kommen läßt. Kosmus der Alte, um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, war der größte Kaufmann seiner Zeit in Europa. Man sehe, was Denina darüber sagt: delle Revoluzioni d'Italia. Tom. II. 555. und III. 152—60.

Im 15ten und 16ten Jahrhunderte, wo in dieser thätigen Stadt alles sich bewegte und aufrührte, waren auch die Gold- und Silberarbeiter durch ganz Europa berühmt und für die Stadt ein äußerst wichtiger Zweig. Man lese nur Cellinis Leben, von ihm selbst geschrieben, um sich davon zu überzeugen. Jetzt ist auch dieses sehr zur Alltäglichkeit gesunken und macht keinen Handelszweig mehr aus.

Unbedeutend ist der Gewinnst, den die Stadt mit den niedlichen Strohhüten macht, welche hier äußerst schön geflochten und durch ganz Italien geführt werden; und die Florentiner Würste, welche nach Frankreich, Südteutschland und durch ganz Italien unter dem Namen Mortadelle di Firenze gehen, machen doch für das Ganze nichts aus.

Es steht also fest, es giebt keine bedeutende und wichtige Fabriken mehr in Florenz, und die theuersten Artikel des Luxus kommen aus der Fremde. Woher das komme, das liegt wohl tiefer, als ich es hier und überhaupt unter-

suchen konnte. Eines steht fest, daß mit der Republik dieses alles dahin war, aber die Republiken sanken nur, als die übrigen Nationen Europens sich bildeten und für Italien kein Guinea mehr waren. Mit den kleinen Fürsten, die nun allenthalben entstanden, kamen neue Zölle, Accisen und Auflagen, kamen Gesetze der Kontrebande und Konfiskation. Der gnädige Schutz, den man dem Handel und der Industrie versprach, konnte die mächtige Freiheit nicht ersetzen. Warum ist ein monarchischer Staat so selten ein handelnder? Das wäre eine Preisaufgabe, die kein Fürst geben sollte. Auch die Hofluft, der Adel der Geburt und des Hofes verschmäht dann das Arbeiten und Thätigseyn als kleinlich und unehrlich. Der Kleine und Arme kann nichts, so der Reiche und Mächtige nicht mit eingreift.

Auch jetzt noch sind die Florentiner Arbeiter und Künstler äußerst fleißig und thätig, und arbeiten vom Morgen bis 8 Uhr Abends fast in Einem fort; aber doch sind sie so unglücklich, daß sie nicht reich werden können. Alles muß sehr still und alltäglich neben einander hergehen, und eine Stadt, die über 70000 Einwohner hat, ist oft so still, als ein Dorf, und doch leben hier jetzt über 16000 Fremde, die freilich auch keine Reichthümer zu verzehren haben. Die meisten sind Emigrirte, Franzosen und Italiäner, die aus allen Ecken Italiens hier zusammengeflossen sind und sich ersäufen können, wenn die Franzosen auch dieses Land einnehmen sollten, denn die meisten sind vor ihnen geflohen oder von ihnen verjagt. Die Franzosen hatten sich beschwert, daß eine Menge Korsen und Genueser unter ihnen sei, die von hier aus im Vaterlande Kabalen anzuspinnen suchten; um dieser also los zu werden, ward ein Bando ausgegeben, von welchem ich, da er mit allen Fremden auch mich betraf, doch ein Wort sagen muß.

Il Bando des zehnten Decembers 1798.

Es erging ein öffentlicher Aufruf an alle Fremde, sich binnen acht Tagen im alten Pallast vor dem Kommandanten und einigen Kommissarien zu stellen, ihre Pässe untersuchen zu lassen, von ihrem Aufenthalt Rede und Antwort zu geben und von ihren Geschäften in Florenz. Die rein befunden würden, sollten allenfalls eine Sicherheitskarte, die nicht rein, einen Laufpaß erhalten, mit der Warnung, durch Sbirren über die Gränze gebracht zu werden, im Fall sie nicht gutwillig abreisen wollten. Eine für mich äußerst unwillkommne Nachricht; denn wo sollte ich hin in dieser Zeit neuer Kriege und Aufruhre, wo man nirgends die Fremden in Ruhe sitzen ließ? Aber wie viel schlimmer lautete es für viele arme Vertriebene, die nicht einmal hatten, womit sie die Reise machen konnten, und nicht wußten wohin, weil alles umher verbotenes Land war; dazu nehme man die ungewöhnliche Kälte, die hier kaum der Wohlhabende gelassen erträgt. Es waren diese Tage Scenen des menschlichen Elends, aber zugleich des menschlichen Lebens in seinen buntesten Farben. Alles, was sonst das Licht scheute, mußte nun hervor und sich den Augen und Worten der Umstehenden und Drängenden Preis geben. Bettler, Sackpfeifer, Blinde und Lahme, Musikanten, Zahndoktoren, Grafen, Markis, Bischöfe und Aebte, Franzosen und Engländer, Huren, alte Weiber und schöne Dirnen, alles unter einander, alles drängte und fluchte, stieß und schimpfte sich vor Begier, sein Schicksal zu hören und zu dem Teiche von Bethesda zugelassen zu werden. Manche scherzende Jugend und närrische Alte gab es da, jeder in der Farbe seines Landes, Alters und Glücks, Sieger und Besiegte, Demokraten und Aristokraten, die selbst in Kokarden ihre Auszeichnung mitbrachten. Aber so arg das Gedränge war, so war es doch eine Freude zu sehen, wie sich nie die europäische Galanterie vergaß; die Schürzen,

wie unflätig und aus wie unflätigen Löchern sie auch kommen mochten, hatten immer den Vortritt und freien Durchpaß, wie die Bettler und Krüppel, die man gern aus der Gesellschaft wegschaffen wollte. Da riefen auch einige Spötter: Es ist das schönste Metier, Bettler oder Hure zu seyn, man passirt allenthalben frei! Unter den Männern hingegen war es ein ganz andres Gedränge. Ich selbst ging dreimal vergebens hin, obgleich mir die Zeit dort nicht lang ward, erst am vierten Tage bestach ich die Wache und ließ mich einführen, als habe ich recht was besonders zu bestellen; und glücklich bekam ich ohne Schwierigkeit als ein Teutscher, meine Sicherheitskarte. Ueber zwei Drittel dieser Fremden und dieses Gesindels waren Emigrirte, zum Theil äußerst zerfallen und zerrissen, die vielleicht vor wenigen Jahren solchen vorsaßen, die jetzt über ihr Schicksal richteten. Es ist eine böse Zeit, wo nur zwei Parteien in der Welt sind. Noch schwankt der Sieg hin und her, aber die Folgen sind schrecklich, die so viele Menschen elend und schlecht machten, welche einst in Ehre und Fülle, und was soll ich's nicht sagen, in Tugend und Glückseligkeit lebten. Man fühlt nur die Grausamkeit des Schicksals, wenn man so ihre Opfer versammelt sieht, und wehe dem, der nicht den Geist seiner Parthei dann vergessen kann! Die Zeit ist gewaltig, aber die Menschen sollen menschlich und barmherzig seyn. Wie viele wären gerne in ihrem Vaterlande geblieben, wenn nicht Schrecken und Gewalt, oder gar Verbannung sie daraus verjagt hätte? Die Priester will ich nicht nennen, sie sind und sollen nur halbe Menschen seyn, und haben keine Sorge, als sich selbst; aber wer mit Weib und Kindern floh, wer ein altes und edles Geschlecht so plötzlich aus allem Glanz und Reichthum tief herabfallen sieht; wer jetzt um das erste Bedürfniß weint, und sonst vielleicht Hunderten zu geben pflegte, der sollte auch wohl einem Barbaren Mitleid abnöthigen. Ich sehe diese Opfer eigner und fremder Sünden nie ohne

Mitleid, sie mögen unter den beiden Portiken wandeln, oder sich an sonnigen Tagen mit hungrigen Eingeweiden längs dem Arno, oder auf den Bänken des Gartens Boboli wärmen.

Kein Volk indessen versteht auch wie die Franzosen Unglück zu tragen. Wenn sie gewaltig und übermüthig im Genuß sind, so sind sie auch tapfer und großmüthig im Entbehren. Die Natur hat ihnen eine schneller aus- und einspringende Elasticität gegeben, als den nördlichen Nationen; wie sie gewandter am Leibe sind, so sind sie es auch am Gemüthe, und saugen sich nicht so fest an einen Zustand, daß sie in keinen andern mehr eingehen könnten. Bei dem Nordländer, besonders bei meinem Landsmann, dem Teutschen, findet man dies ganz anders; er hat nur für ein Ding seinen Stachel und läßt ihn gewöhnlich, worin er damit gestochen hat: und wie die Biene stirbt, wenn sie bei'm Stechen den ihrigen verloren hat, so geht es ihm. Wir Nordländer haben nemlich eine zu große Portion Schaam, d. h. wir haben zu viel falsche Schaam. Was das Schicksal an uns gethan hat, oder was fremdes und eigenes Unheil uns verwirrte, das steht uns als etwas Ewiges und Unauflösliches da. Wie manchen teutschen Jüngling und Mann zwischen den 20gen und 40gen habe ich untergehen sehen aus einer wahren Unbehülflichkeit. Sie haben nur Eine Kunst (Ein Können) und Einen Zustand, und ist ihnen dieser zerstört, so geben sie gewöhnlich das Leben und seine Ehren und Freuden auf. Ich mögte sehen, wie es unsern teutschen Baronen und Edelleuten ginge, wenn sie auswandern müßten oder nur in Masse aus ihrem alten Zustand geworfen würden. Ich will ihnen das nicht gönnen; aber ihr Schicksal steht mir in jenem Fall als das traurigste vor Augen. Mit dem Franzosen wie ganz anders! Er, der so ungern das Fremde annimmt und nachmacht; er, der in 5 bis 10 Jahren sich nur aus äußerster Noth bequemt, eine fremde

Sprache buchstabiren zu lernen; er, der selbst in Schmach und Druck mit jeder Miene, bei jedem Tritte es den Ausländer fühlen läßt, daß er Frankreich für das Paradies der Welt, den Franzosen, also sich mit, für den gebildetsten, feinsten, aufgeklärtesten Menschen, kurz fast allein für einen Menschen hält und alle andere wie Barbaren ansieht — er hat doch die Gewandheit, daß er sich mit fremdem Mitleid und eigenem Vertrauen immer durchzuhelfen weiß. Und wie hilft er sich durch? meistens durch ein schöneres Entbehren, als die Nördlichen kennen. Bei uns zerfällt mit dem Glücke zuerst der Leib und was auf dem Leib ist; denn zuletzt geben wir das auf, was in den Leib gehört: kurz der schöne Schein wird von uns eher aufgegeben, als das gemeine Seyn. Der Franzose hungert allenfalls zwei Tage, daß er einen glatten Strumpf anziehen und über den eingeschrumpften Bauch ein nettes Kleid legen könne; wenn der Teutsche einen Tag gehungert hat, so zieht er den Rock aus, den zweiten versetzt er das Hemd. Sein Magen wird sein Glücksbarometer; er giebt auch den letzten Schein der Gentlemanship auf, sobald er das Daseyn derselben auch bis in die Gedärme nicht mehr fühlt: man kann in einem andern Sinn, als der Franzose den Ausdruck zu gebrauchen pflegt, wohl von ihm sagen: c'est un homme de beaucoup d'entrailles.

Und wie die Franzosen sich zu helfen wissen, nicht immer in Schande, sondern in wahrer Ehre, das habe ich jetzt gesehen. Es ist ein Wahn und eine Wahrheit, das heißt hier eine eingewurzelte Meinung, der sogenannten ehrlichen Teutschen, so viele Kleinigkeiten, die uns über den Rhein kommen als eben so viele Albernheiten des witzigen Volks, als eben so viele jämmerliche Kleinigkeiten zu betrachten, und doch sind selbst diese und ihre Weiber und Töchter so albern und so jämmerlich, sich täglich dieser Albernheiten zu bedienen. Die Ansicht ist falsch, auch wenn sie patriotisch genommen wird. Der Einzelne kann

Unrecht haben, dieses und jenes zu machen, oder zu gebrauchen; er hat doppeltes Unrecht, wenn er das, was in seiner Schwäche liegt, daß er mit der oft albernen Mode geht, auf den schiebt, der ihn in den Stand setzt, diese Albernheit zu begehen. Wir wollen einmal ehrlich seyn und gestehen, daß dies oft mit uns der Fall ist gegen unsre feineren Nachbarn. Aber auch die ganze Ansicht ist zu eng und inhuman. Wenn Luxus mit der Verfeinerung der Völker einmal da ist, so ist es freilich, wenn dem Menschen seine Thätigkeit frei steht, edler, sie an edlen Gegenständen und für menschliche Zwecke zu gebrauchen, aber wer für den kleinen Gauckler Capriccio, wer für die Launen und Einfälle des reichen Luxus Kleinigkeiten, Spiele des Augenblicks, vergängliche, verfliegende und verhallende Kolifichets, Düfte und Klänge schafft, der thut ja nichts Unrechtes, wenn dies nur keine Giftpillen oder της ἀυτοκοργειας θελκτηρια sind. Er thut sogar etwas Gutes und Liebenswerthes, wenn er sich dadurch von der traurigen Abhängigkeit des Bettlers und der untergehenden Verzweiflung des Nichtkennens rettet.

Ich bin mit den Franzosen dieser traurigen Zeitläufte oft zusammen gewesen, denn meine Gesellschaft von Bologna her führte mich ein, und ich habe die schönen und häßlichen Details ihres Lebens etwas genauer gesehen. Nur einige Züge davon. Die meisten, auch die vormals Tausende und Zehntausende von Thalern verzehrten, hatten sich auf einen kleinen Zweig der Industrie geworfen, und wenn sie nur 3 bis 4 Groschen zum Theil täglich gewannen, so gewannen sie ihr Leben. Der eine machte Pomaden, der andre Kästchen, Vogelbauer, der dritte Körbe oder Strohmatten, der vierte flocht künstliche Lederarbeiten, Pferdegeschirr, Zäume ꝛc., der fünfte machte Bürstchen, Zahnstocher, und wer kann die Menge der Bagatellen alle nennen, die man dem Luxus und den verwöhnten Augen des Reichen darbieten kann? Die Priester lasen

dann und wann eine Messe, manche, die etwas italiänisch gelernt hatten, gaben auch Unterricht, und so halfen sie sich zum Theil in einer Kompagnieökonomie einander durch. Fünf, sechs wohnten zusammen in Einem Stübchen und ihr Kamin war ihnen Ofen, Küche, oft auch Sonne. Wie oft haben sie einen Tag mit gebratenen Kastanien und einigen Aepfeln für einige Groschen hingebracht! wie oft habe ich sie in den kalten Tagen (die dieses Jahr auch hier schrecklich waren) um 6 bis 7 Uhr unter ihre Decken kriechen sehen! Holz und Kohlen zum Einheizen kosteten Geld. Dabei verließ sie aber nie ihre Munterkeit und Eleganz. Wann sie ausgingen, wie ward an dem Rock gebürstet, an den Strümpfen gerieben und geglättet! wie mußten die Schuhe blank und die Haare mit dem theuren Puder reichlich bestreut und mit Düften getränkt seyn! und wie gefielen sie sich, unter den in diesen Dingen nachlässigeren Toskanern zierlich und hungrig herumspazierend! An reichen Tagen, wo etwa von einigen Freunden einige Thaler eingekommen oder durch Glück und Industrie ungewöhnliche Gewinnste gemacht waren, schmausten sie auch mal. Einige Flaschen Wein, ein Paar Kohlköpfe, eine Schüssel voll Salat, französisch bereitet, Früchte zum Dessert — welch ein Leben und welch eine Munterkeit! Den Koch, den Konfiturirer, den Holz- und Wasserträger, alles machten sie selbst. Freilich nicht allen ward es so gut; manche, denen die Natur Industrie und Hülfsmittel des Kopfes versagt hatte, mußten sich sicher jämmerlich genug durchklemmen. In den kalten Tagen, wenn irgend die Sonne schien, sah man sie zahlreich längs dem Arno vor den schönen Pallästen sitzen oder spazieren; oder sie machten sich auch auf die Terrassen des Gartens Boboli an die Sonnenseite; denn dieser, so lange sie zu haben war, gingen sie als wahre Sonnenblumen nach, sie war in dem sehr schlimmen Winter ihr einziger Wärmer. Wie oft habe ich im Garten Boboli, wo meines Treibens und Sitzens

an schönen Tagen mit Horaz und Virgil, auch mit den Menschen sehr viel war, Scenen erblickt und belauscht, die mich oft mit innigem Mitleid, oft mit inniger Freude füllten, über das, was ein muthiger Mensch vermag. Mehrere habe ich mehr als einmal gesehen, wie sie sich hinter einen Busch drückten, ein Paar Hände voll Kastanien oder ein Pfund Brod aus der Tasche zogen, dies aufaßen, dann einige Züge Wasser aus den gefüllten Marmorbecken thaten, die den Fasanen und Amseln zur Tränke dienten, und so zierlich und nett weiter hüpften und sich wieder unter die Menge mischten. Was der Mensch ertragen kann, das sollte den gesunden auch nie niederdrücken, und dies würde es nicht, wenn man sie menschlich erzöge. Freilich die armen Teufel, die ein Weib oder gar Kinder mit sich hatten, waren zu beklagen. Und daß diese und manche Andre nicht aus dem Elend wohl zuweilen zur Schande herabsanken, wer wird es nicht fürchten! Und es war auch so. Mehrere Familien, von den Landsleuten meistens mit Abscheu angesehen und gern, wenn es möglich gewesen wäre, verleugnet, waren doch zu gemeinen Künsten und zum Leibes- und Liebeslohndienst der Niedrigkeit herabgesunken und machten sogar ein Glück der Schande, weil das Verdorbene und Gereizte lieber indianische Schwalbennester und Fischeingeweide der Wolga will, als die frische heimische Schnepfe und Makrele. Es gab hier mehrere französische Institute der Schande und ein sehr glänzendes am Domplatze, welches den nahen Kaffeinhaber zu einem reichen Manne machte. Dies Philantropin bekam aus Turin, Genua, Mailand Rekruten. Es war alles auf das eleganteste und mit dem decentesten Schein eingerichtet; unter einem Scudo hatte man nicht einmal die Augenweide. Was hinter den Loggien und Capellinen vorging, gehört nicht mehr in die Darstellung, als solches Ungeziefer in die Menschheit oder Franschheit.

Die Menschen.

Die Schriftsteller Toskanas und die Toskaner selbst möchten sich gern noch für die alten Hetrusker erklären und für die römischen Kolonisten, indem sie behaupten, sie hätten hinter ihren Bergen des Apennin sich mit Ostgothen, Longobarden und andern germanischen Barbaren ungemischter erhalten. Man kann ihnen den Ruhm gönnen, wenn sie ihn haben wollen, ohne über das Eine und das Andre viel zu streiten. Dies sei wie es wolle, die Toskaner, wie sie sind, gehören unstreitig zu den merkwürdigsten kleinen Völkerschaften Italiens durch die seltnen Verdienste, die sie um die Künste und Wissenschaften und durch den Einfluß, welchen sie auf die Bildung Italiens nicht allein, sondern des ganzen Europa haben, und das ist ihr erster Ruhm. Ich will sie nun beschreiben, wie sie im Aeußern erscheinen, und so beiläufig einiges über ihre Sitten und ihr ganzes Wesen beifügen.

Wenn man die alten Römer und Hetrusker als eine kleine, aber untergesetzte und quadratige Nation beschreibt, so entsprechen diesem die Florentiner und die Umwohnenden. Denn im Durchschnitt sind sie mittlern Wuchses und breit an Brust und Schultern, wenn sie gehörig ausgefüttert sind; doch schon die Menge der Blondlinge und Blauaugen unter ihnen, die zu Tacitus Zeit gewiß seltner waren unter diesem Himmelsstriche, sprechen auch hier für die Vermischung. Die Männer sind meist wohlgebaut, doch möchte man sie oft zu breit und rund nennen, und zeichnen sich an den muskulösen Waden, aber auch am Knochenbau vor dem Nordländer aus; der untere Theil des Beines von der Wade zum Knöchel ist fast bei allen zu stark. Unter denen, die mehr für die äußere Figur gearbeitet haben, unter den Tänzern, Fechtern und selbst den Patriciern, die diese Künste jetzt beinahe allein noch von denen ihrer größern Ahnen treiben, sieht man äußerst schöne Körper,

wie man bei uns selten für einen Bildhauer finden wird. Der ächte Schnitt der toskanischen Gesichter, wie man die meisten sieht, ist breitgestirnt und rund an Kinn und Wangen, mit mittlern Augen, (selten findet man große) die viel Leutseligkeit, so wie die ganze Gebehrde des Gesichtes, ein wenig Spitzbüberei von der guten Art, und bei allem dem das Gepräge eines gewissen Ernstes tragen. Auch die Weiber sind nur klein und rundlich, selten schlank von Körper und es gilt von ihnen, was ich weiter unten von den Bäuerinnen sagen werde. Im Durchschnitt findet man in Florenz, selbst unter dem Adel, wenig schöne Weiber. Ich habe sie bei den Faschingslustbarkeiten ziemlich beisammen gesehen, wo alles ans Licht hervorkömmt, was irgend noch seine Füße brauchen kann. Wohl aber sieht man viele kleine runde Körperchen, die Abends und Morgens mit gar freundlichen Augen lachen und vollends durch ihre Sprache die Herzen unwiderstehlich stehlen; denn im Weibermunde klingt der lispelnde und gurgelnde Dialekt der Florentiner gar süß. Die schön gewachsenen und schmeidigen sind sehr rar, und noch ungewöhnlicher ist der römische und venezianische Fuß und das herrliche junonische Antlitz der Herrschaft und Majestät. Und wenn einem stämmigen Mann auch eine starke und knochenfeste Basis noch kleidet, so sind einem die zu langen Füße und dicken Beine doch immer widerlich.

Was übrigens die Gemüthsart der Florentiner angeht, da kömmt man meistens mit falschen Begriffen nach Italien. Ich habe es hier fast eben so gefunden, wie an manchen Orten Teutschlands, ja ich müßte lügen, wenn ich nicht behauptete, daß manche Teutsche, z. B. die Sachsen und Franken einen brausendern Charakter zeigen; ich sage nicht, haben. Man hat da immer so der alten Geschichte Italiens und den Sprudelungen und Aufruhren der Menschen und Städte aus den vorigen Jahrhunderten nachgeschrieben, und die Gebrechen italischer Polizei, wie sie ehe-

dem war, und des Despotismus der fremden Nationen, der Spanier, Teutschen und Franzosen auf die Rechnung des italischen Charakters geschrieben; man hat auch die Veränderung nicht bedacht, welche der wachsende und knikkernde Despotismus über ganz Europa gebracht hat; oder man hat von einzelnen Ausschweifungen und Ausbrüchen des Pöbels, der ohne Polizei sich fast in allen Ländern gleich ist, nur zu oft auf die ganze Nation geschlossen. Ich finde hier einen Ernst und eine Ehrenfestigkeit und besonders eine Ungewandheit des Körpers, eine Langsamkeit im Gange und in der Haltung, die sicher nicht sprudelnd und heftig sind. Diesem entspricht auch das äußere Betragen; so frei, so wie immer zu Hause auch der geschmeidige Franzose bei aller Feinheit und Artigkeit ist, so feierlich und steif erscheint dagegen der Florentiner, und die Artigkeit und Urbanität, womit er einem bei jedem Schritte begegnet, die garbatezza, wie man es hier nennt, wird einem wirklich oft zur Last. Aber doch muß ich sie ein wenig rühmen. Sie ist doch eine leidliche Sache für Jeden, wie vielmehr für den Fremden, und es ist ein großer Unterschied zwischen dem Gefühl, welches eine saure und finstre Stirn, oder ein klares Auge und ein lächelnder Mund erregen, wenn uns gleich beide Menschen dieselben Dienste leisten. Die kleinen Gefälligkeiten, Zurechtweisungen und Hülfen, die ein Fremder so viele braucht und die er mit nichts bezahlen kann, werden ihm hier mit außerordentlicher Leichtigkeit und Feinheit erwiesen.

Die Florentiner waren sicher ganz andre Menschen vor einigen Jahrhunderten. Man kann den Mediceern übrigens nichts zur Last legen, als daß sie Fürsten waren. Der Mensch verliert alles mit der Freiheit. Sturm und Unruhe und ewiges Ringen der streitenden Kräfte reinigen die Elemente und machen Himmel und Erde schön und fruchtbar; sie sind auch die großen Hebel der Menschen, wie sie in einer guten Verfassung gemäßigt sind; sie kön-

nen sie allein zu dem machen, was sie seyn sollen. Welche Betrachtungen könnte man anstellen über die schöne Zeit der hetrurischen und toskanischen Kunst? Haben die Fürsten nicht alles für sie gethan, was sich für sie thun ließ, und haben sie sie erhalten können? Auch diese lebt und blüht nur in dem frischen Leben des Ganzen, und gedeiht nicht als ein einzelner Sproß, so sehr sie auch gepflegt werde. Sollte man nicht eine bessere Zeit hoffen? sollte nicht Ordnung aus all der Verwirrung und Schönheit aus dem Gähren der Elemente hervorgehen? Die Fürsten müssen wieder Menschen, und die Unterthanen die nichts sind, Bürger werden. Sonst ist kein Heil für Europa. Ich will euch indessen, ihr guten Florentiner, immer in Schutz nehmen, und mir eure Artigkeit und Gefälligkeit auch bei der aristokratischen Steifheit und Grandezza gern gefallen lassen.

Diese zufälligen Worte bringen mich auf die hiesigen Aristokraten, oder Nobili des Staats, der eigentlich eine Aristokratie ist, wenn diese gleich unter ihren Fürsten sich immer vortheilhaft auszeichnete vor andern Aristokratien Italiens. Wie es sonst hier gewesen ist, weiß ich nicht, aber jetzt treten diese Herren sehr leise und man merkt sie fast nicht. Auch hat die Nation nichts Knechtisches gegen sie, was doch die veränderten Begriffe nicht mit einem Male verwischen können aus einem Karakter, worin es lange Jahre gelegen hat. Wäre dieses Knechtische gewesen, so würde es sich in Hohn und Uebermuth zeigen, worein der freigemachte, aber im Gemüth noch nicht freie, natürlich überspringen muß. Die Toskaner haben in dieser Hinsicht ziemlich das Wesen freier Menschen erhalten. Man giebt den Großen die gebührende Ehre und empfängt sie, und so geht jeder seinen angewiesenen Weg. Auch der Hof thut alles, um diese anscheinende Gleichheit zu begünstigen, und dies könnte man eine Klugheit der Zeit nennen, wenn es nicht immer der Karakter der toskanischen Für-

sten gewesen wäre. Diese Simplicität wäre groß, wenn sie Größe bei sich hätte. Der Großherzog mit seiner Familie lebt so still, und fährt und geht so prunklos einher, daß ein französischer Soldat mit seinem republikanischen Air und Säbel mehr Volk hinter sich zieht, als er.

Was man übrigens von dem Ton der Florentiner sagen soll, weiß ich nicht. Ich finde darin die meisten Orte Europens bis auf kleine Unterschiede gleich, so lange nemlich bloß vom äußern darstellenden Leben die Rede ist. Man lebt italiänisch, d. h. still und sparsam, und ist doch nicht reich. Eine gewisse äußere Zier an seinem Leibe will man hier indessen haben, und Mantel und Regenschirm hängen um die Schultern eines Jeden, der eben nicht viel Nettes darunter verbirgt. Diese Zier im Aeußern geht bis auf den kleinsten Handwerker, sobald er außer seiner Werkstätte öffentlich erscheint. Darin ist man hier dem Teutschen weit voraus, der mehr auf die gute Ordnung seiner Küche sieht, und erst nach dieser Verpflegung des innern Menschen an den äußern denkt. Seine fetten Bier- und Weinhäuser ersetzen hier die Kaffeehäuser, wo die Leute von allen Ständen und Nationen zusammen kommen. Manche halten auf diesen Morgen- und Abendmahlzeit, und sind mit Einem Mittagsessen zufrieden. So lebt hier jetzt der Mittelstand eigentlich wie ein todtes Meer ohne herrschendes Interesse. Die höhere Klasse hat ihre Konversationen und Akademien. Sie versammelt sich gegen vier, fünf Uhr Nachmittags, trinkt eine magre Tasse The, Kaffe, Chokolate ꝛc., macht dabei viele Schnörkel mit Händen, Füßen und Rücken und pflegt sich herzlich zu ennüyiren, bis es ans Spiel geht. Grade, wie in unsern vornehmern Gesellschaften, doch mit noch mehr Verzierungen und weniger Inhalt. Denn die freigebigen teutschen Kollationen kennt man hier nicht. Auch an Soupers fehlt es nicht, aber in eben dem feinen und mäßigen Geschmack, daß es scheint, man zeige die mei-

sten Dinge nur, um sie so wieder abzutragen; denn die Menge der Weine und Konfekte und Früchte und Komposten, und anderer, durch die Ein- und Aufschlüsselung unverderblichen Sachen, ist außerordentlich groß, aber eben so groß ist die Artigkeit, oder die stillschweigende Konvention der Gesellschaft, es als bloße Augen- oder allenfalls Nasenweide anzusehen. In diesem Ton sind auch die Equipagen, alles bloß auf äußern Glanz angesehen. Man sieht die springenden Läufer, die Heiducken in reichen und bunten Livreen, von Gold und Silber strotzend, aber alles im alten Stil; so auch die Kutschen; doch hat man schon englische Wägen und Jockeys im Stil der Milords, aber mit italischer Armuth und Knauserei. Die Pferde sind meist schlecht; doch haben manche hübsche Piemonteser und Napoletaner. Eben so ist die Einrichtung in den Pallästen.

Die Sitten sind übrigens nicht so gezwungen, wie an andern Orten Italiens, und das berühmte Cicisbeat ist sehr aus der Mode, weil es sich der Mühe nicht lohnt, wo jede auf teutschen, englischen und französischen Fuß eine Freigelassene ist, sobald der Priester sie durch das unauflößliche Sakrament der Ehe an einen Mann gebunden hat. Der italische Schleier fällt hier also ganz weg, und dient nur den Armen und Gebrechlichen und frommen Mütterchen; warum führt man ihn nicht auch für die Häßlichen ein? Nur die Töchter der bessern Stände werden sehr in Acht und Aufsicht genommen, und das ist bei den Sitten der Zeit, oder aller Zeiten nicht eben uneben. Nur als Kirchenstaat trägt man den Schleier noch, besonders wissen ihn die jungen koketten Weiber und die rosenwangigen Mädchen da trefflich zu gebrauchen. Amor mit seinem lustigen Gefolge kann unter dem Schleier so gut sein Spiel treiben. Es geschieht in den Kirchen gar Vieles, wofür die Heiligen, die es mit ansehen, erröthen würden, wenn sie könnten. Mancher Schwarzrock weiß hier Abentheuer zu bestehen, die mancher Stutzer mit tausend Seufzern um-

sonst erfleht. Wie manches Mädchen geht als Jungfrau in eine Kapelle oder Kirche, um zur Klara und Agnes um kälteres Blut zu beten, und geht ohne ihre Blume wieder heim! Wer weiß, was gedrängte nächtliche Versammlungen, Frühmetten, Processionen rc. zu sagen haben, wer weiß, wie manches auf dem Heimwege in einer großen Stadt begegnen kann, der weiß mehr, als ich sagen mag. Eine katholische Kirche ist wie eine Maskerade. Jeder thut, redet, betet oder liebelt, lacht oder weint, geht oder kömmt, wie es ihm gut dünkt, und die Kniebeugungen und Bekreuzungen und andre Spiele fallen ihm von selbst durch die Gewohnheit bei dem rechten Tempo zu. Wer so leicht der Sünde los werden kann, wie hier, sollte der überall so damit knickern?

Da diese erste Klasse still und ohne Luxus lebt, so thut dieses um so mehr die arbeitende und ernährende, daß man sich nichts todteres denken kann, als diese schöne Stadt in ihrem gewöhnlichen Gleise ist, wo selbst ihre lebhaftesten Gegenden nur die Idee einer kleinen Landstadt geben. So still ist auch der Janhagel und die Klasse der Buben, die doch wohl den sichersten Maßstab des etwanigen Temperaments eines Volks geben, je weniger gebändigt sie sind, ehe sie unter die schweren Fäuste ihrer Brod- und Lehrherren fallen. Man würde sich darüber nicht wundern, wenn hier eine strenge Polizei umherlauerte, aber da das nicht ist und man den Menschen in allen unschuldigen Dingen gerne ihren Willen läßt, so kann man wohl mit einigem Grunde schließen, daß diese ruhige Gleichmüthigkeit, dieses stille Feuer — denn zu böotischen Schwerköpfen lassen sich die Toskaner nicht machen — sehr im Karakter des ganzen Volks liegen muß, welches Frohherzigkeit und gute Laune damit sehr wohl zu verbinden weiß. Von Pracht und Luxus ist hier wenig, weil man arm ist. Der Mittelstand behilft sich weise meistens mit den schlechten einheimischen Fabrikaten. Man trinkt seinen florentiner Wein, kleidet

sich in die wollenen und seidnen Zeuge, wie man sie hier macht, und die Reichen nur und der Adel schicken ihr Geld nach England und Frankreich, um zierlicher einherzugehen. Stutzer sind eine äußerst seltne Waare. Es ist an allem sichtbar, daß die große Stadt entvölkert und arm ist, und in keinem Zweige der Industrie vorzügliches Leben herrscht. Was hier gemacht wird, geht nicht weiter als Toskana, und man führt Wolle und Baumwolle aus England und der Schweiz und Seide aus Italien, verarbeitet ein. Keinen einzigen Artikel kann man hier nennen, der recht elegant gearbeitet würde, es seyen denn Regenschirme, Masken und Mäusefallen. Der jetzige Krieg zerstört vollends, was noch gutes von Manufakturen gemacht ward. Die Klage ist allgemein, daß alles nun, wie für die Armeelieferungen, so für den Verkauf, auf Betrug und schlecht gearbeitet werde. So lebt hier der Mittelstand und der gute Bürger nicht menschlich froh, sondern gleichgültig unter einem Menschenhaufen, der sich eben so verläuft, als er zusammen rennt. Man kennt nicht das teutsche Zusammenleben, die Geselligkeit und Gastfreiheit in den Häusern, das menschlichere Berühren der Herzen. Beinahe möchte ich aus guten Gründen glauben, wir thun vieles aus Schwäche und Bedürfniß, was der reichere Italiäner nicht nöthig hat. Er steht fester auf sich selbst gegründet und braucht keine künstliche Stützen, seine natürliche Wärme reicht hin, wozu braucht er sich Wärmflaschen anzulegen? Warum geräth der Teutsche bei'm Wein, bei'm Freundesgespräche in Aufruhr, und der Italiäner bleibt sich gleich? Der letztere hat die Wärme immer, wenn sie auch wie ein Vulkan tief in ihm kocht, welche der erste nicht täglich fühlt; darum kann ein Glas Wein zu viel einen ganz andern Menschen aus ihm machen.

Noch ein Wort von der alleruntersten Klasse; denn auch hier giebt es eine Menge Menschen, die, wie die Lazaroni in Napoli, herumschlendern und den Himmel wal-

ten lassen, und es bleibt einem zuerst ein schwer zu lösendes Räthsel, wovon sie leben, ob wie die Grillen und Poeten von Luft und Wind, oder durch das Oelfläschlein eines neuen Elias. Nur wenn man es nicht verschmäht, etwas näher sich hinzu zu bemühen, bekömmt man auch hierüber Licht. Wie vieles braucht der kältere Norden, was hier ganz unbekannt ist? Eine warme Stube, Holz zur Feurung, ein Federbett, warmes Essen und vieles Essen, weil die strenge Luft die Körper eben so viel verzehrt, als die strengere Arbeit. Hier kann man neun Monate im Freien beinahe Tag und Nacht leben, und braucht nur ein Loch allenfalls unter der Erde, wo man seine Decke ausspreiten und schnarchen kann. Wie viele Menschen dieses Schlages leben Tage lang, ohne was Warmes zu genießen. Sie hungern darum noch nicht. Wie viele leben mit Weib und Kind, die nie einen Topf oder Kessel besessen und nie ein Feuer zum Kochen angezündet haben. Früchte und zwar sehr wohlfeile Früchte, Kastanien, Obst gehen nie aus, Kraut und Salat, Knoblauch und Zwiebeln ißt der Italiäner und südliche Franzose wie bei uns die Schweine roh zum Brodte und nimmt einen Schluck Wein dazu. An allen Ecken der Straße brät man Kuchen und Kastanien, kocht weiße Bohnen und Hirsenbrei; für die, welche etwas Besseres bezahlen können, dampfen bis in die Nacht die Hühnerbraten, Fische und andres, wovon sie sich für einen Groschen kaufen und es mit den Ihrigen bei einem Glase Wein fröhlich verzehren. Es ist überall unglaublich, was die Höker und Garköche für diese Klasse alles feil haben, und wie das mit und unter einander lebt. — Nach diesem eigentlichen tagediebischen Pöbel, der auf einen kleinen Verdienst gierig lauert und zum Arbeiten keine Lust hat, nach diesem, der die Fremden wie ein böses Fieber so gerne anfällt, beurtheilt man nur zu leichtsinnig die Nation.

Im Ganzen halte ich bis diese Stunde die Italiäner für das talentvollste und tapferste Volk Europens, welches selbst unter einer dreihundertjährigen Sklaverei des Auslands noch viel Selbstständigkeit behalten hat. Einige äußere Formen des Lebens hat der Italiäner, aus welchen er nicht leicht herausgeht, und die ihn zuweilen steif machen, aber sonst ist sein Leben freier, als irgend eines andern Europäers. Kein Weib wird öffentlich durch die Gassen mit dem Volke gehen, dessen Mann eine Equipage bezahlen kann, aber dafür wird sie bei andern Gelegenheiten, wo mit dem ganzen Leben recht gespielt wird, sich mit dem Kleinsten herumtummeln, mit ihm scherzen, essen, trinken, mit ihm auf derselben Bank im Schauspiele sitzen. Welche 16 Ahnen Teutschlands könnten das über das Herz bringen? Hier geht der erste beste Marchese hin und kauft sich aus derselben Pfanne bratende Kastanien, nimmt aus demselben Korbe Pinien und Obst, aus welchem ein rußiger Bettler, der neben ihm steht, vor ihm kaufte. Hier trägt der erste Edelmann, so ihm unterwegs etwas gefällt, es eigenhändig zu Hause, wobei ein teutscher Schneider zittern würde, es über die Gasse zu tragen. Hier kehrt sich keiner in solchen Dingen an einander, und was nicht lasterhaft ist, dünkt dem starken Charakter auch vor allem Volk erlaubt. Was würde man in Berlin sagen, wenn die Minister oder Baronen im Thiergarten aus ihren Wägen stiegen, sich die Kleider abwürfen und Ball spielten, sie Ball, wo vielleicht einige Straßenbuben neben ihnen dasselbe Spiel trieben? Was würde man sagen, wenn so eine Excellenz auf offenem Markte unter allem Volke sich erlaubte, Nüsse und Weintrauben zu naschen? So geht es hier fort und dies sind nur einzelne kleine Züge. Wie froh hat es mich gemacht, so in einer Kirche zu wandeln, wo vor einigen Gemählden junge Künstler mit dem Hute auf dem Kopfe saßen und mahlten, während ein Geistlicher in der Kapelle darneben, oder vor dem Gemählde selbst die

Messe las; wie hat es mir gefallen, daß ich in der Gallerie unter Hunderten allein seyn konnte; jeder that das Seine und kümmerte sich nicht um den andern, wohl aber, wenn dieser ihn ansprach; der Teutsche ist selten er selbst unter andern Menschen, er ist, wenn er es mäßig macht, wenigstens zur Hälfte in jenen hundert Menschen, und möchte gern jedem was abgeben. Wer das Bedürfniß zu geben so unaufgefordert fühlt, muß das zu nehmen nicht weniger fühlen.

Zum Theil mag dieses Eigne und Selbstständige, wodurch sich auf seinem Platze ein-jeder nur selbst sieht und lebt, dieses Ungezwungnere und Freiere im Aeußern, diese Sorglosigkeit um die Meinungen und Fragen andrer, wofür wir immer zittern, zum Theil mag dieses aus dem Klima entsprungen seyn. Die größte Unverschämtheit im stärkern Sinn ist größte Freiheit, und wo viel Schaam ist, da ist viel Schwäche. Ich wünschte, ich könnte eine Abhandlung schreiben als Ehrenrettung der Italiäner gegen die Jenseits der Berge, (Ultramontani) wie sie uns nennen. Haben sie uns die Taschen auch mal leer gemacht, so sind sie dafür doch auch ganz widerrechtlich gemißhandelt worden, und man hat die meisten von ihnen zu harten und fühllosen, oder kleinen und niederträchtigen Menschen gemacht. Das Klima hat hier seinen natürlichen Einfluß, wer sich nicht schämt, den Leuten seinen nackten Hintern zu zeigen, wird der erröthen, wenn andre Menschen, als seine Hausgenossen, sehen, daß er essen, trinken und kacken kann? Das Klima lockt die Menschen mehr ins Freie, die Wärme läßt sie die dumpfen Stuben und schweren Kleider mehr fliehen. Die meisten kleinen Handwerker arbeiten vor den Thüren, unter Portiken, in Vorhöfen der Kirchen und Palläste, dort sitzen die Weiber und Kinder; dahin kommen selbst die Wiegen, und manche kleine Vertraulichkeiten und Unlieblichkeiten, die nur zwischen vier Wände gehören, zeigen sich nun öffentlich. Man reinigt seine Kinder, entblößt

sich den Busen, wenn er auch schon Hanssächsisch dividirt ist, sitzt vor aller Welt halb nackt da, läßt sich die Läuse knicken und knacken, und sagt, ohne wegzusehen, dem vorübergehenden Freunde und Nachbar guten Tag; man setzt sich endlich am hellen Mittage, sobald kein Wächter da ist, an einer Säule, oder auf einer Treppe hin und erleichtert sich. Das sind freilich keine schöne Natürlichkeiten, aber sie sind doch Natürlichkeiten, sobald man Verschämtheit in allen Dingen nicht zu einer angebohrnen Tugend stempeln will. Lieber unverschämt, als zu verschämt, das bleibt meine Meinung. Wenn dieses Leben bei dem kleinen Volke so ist, wenn es fast alles vor allen Augen thut, außer der philosophischen Hochzeit des Cynikers Krates, wie sollte dieses nicht auf die Großen und auf das ganze Leben und Treiben des Volks einfließen? Aber es ist hier, wie bei den meisten Dingen, schwer, die feinen Verflechtungen der Ursachen und Wirkungen zu trennen, daß ich mich nicht weiter zwischen diesen Klippen herumtreiben will.

Nur noch einige Fragen und Zweifel, die man sich bei der Beurtheilung der Nationen und Schilderung ihres Karakters wohl nicht immer aufgeworfen und hingestellt hat, sonst würde man schonender gegen Fremde im Tadel und bei dem Lobe des Eigenen bedächtiger gewesen seyn. Wagt ihr das Klimatische aus dem Urtheile auszuschließen? die ungeheuren Einflüsse und Vor- und Rückwirkungen, die die Naturdinge auf das Naturding Mensch haben? Ist der Mensch, das hellste und bedeutendste der lebendigen Wesen, eine Naturmannigfaltigkeit, die alle Stufen und Varietäten der übrigen Naturwesen in sich hat, ist der Mensch nicht ein Spiegel der Dinge, unter welchen er entstand und wuchs? muß nicht vieles was diesseits der Tugend und des Lasters liegt, was freudig weltlich, nicht heilig geistig ist, in Italien ganz anders seyn, als in Island, in Batavia anders, als in Newyork? Sollen wir diese Dinge der Nothwendigkeit nicht eben so beurtheilen, wie

der Kaufmann, der für sicilischen Weitzen mehr bezahlt, als für polnischen? er sagt aber nicht, der polnische sei Unkraut. Warum ist der Nordländer so sentimental? warum entzücken ihn schöne Gegenden, Haine, Thäler, Meeresufer so? und warum kennt der Italiäner, Franzose, Grieche nur den ewigen Reiz der Menschen? Warum ist der Nordländer so weich, so mitleidig und wieder so starr? der Südländer so streng, so schrecklich grausam und wieder so besonnen human? Starrsinn und Festsinn, Schloßheit und Grausamkeit, Reizbarkeit und Kunstsinn — ich spreche von den Klimaten, wo Menschen zur Humanität gelangen können — wie wunderbar und in der Maße wirklich wie schneidend einander genüber! Sieh die Natur an, wie ist das Feste und Weiche, das Stehende und Bewegliche in Zwischenräumen von 10 bis 15 Graden so anders! Unser Nebel, unser Regen, unsre Winter von 7 Monaten, unser ewiger Wetterwechsel, unsre düstern Haine, grause Thäler, baumlose Flächen; unsre angestrengtere Arbeit mit der Nothwendigkeit; unsre Erweckung des Gedankens fast immer vor dem Gefühl des vollen Lebens — dort der heitre, nebellose Himmel, der wenige Regendampf, der kurze milde Winter, der gleichere Wettergang, die lichten ewig grünen Haine, die nie einen vollen Naturtod sehen lassen; die Thäler mit Bächen, Lorbeern, Myrthen, Bäumen, Reben und zierlichen Villen! die Ebenen selbst nie ohne Aussichten; das Leben nicht so unter der Noth, in fantasiereicher, üppiger Vegetation aufblühend und oft untergehend, seine Götter in sich habend, nicht außer sich suchend — o Hesperiens Glanz! du lockst und blendest mich noch einmal! Hier könnte eine göttliche Humanität stehen, und noch, wo sie sich nur ein wenig richtet, steht sie schon besser, als bei uns —

Von der Geistlichkeit in Florenz kann ich nichts als viel Gutes sagen, wenn ich mich nur nicht über ihre unnütze Menge zuweilen geärgert hätte. Eines ist mir hier auf-

gefallen, daß man zu den geistlichen Herrn die schönsten und schlanksten Körper auszusuchen scheint; oder werden die Knaben schon bei dem guten und müßigen Leben so rüstig und rosenroth? Ich habe Muster der Schönheit unter ihnen gesehen, und werde mich eines Karmeliters, den ich oft mit Entzücken meinem Fenster vorübergehen sah, immer als der Gestalt eines Apolls erinnern. Was Wunder, wenn sie bei dem schönen Geschlechte so angeschrieben sind? Meine Wirthin sagte mir einmal lachend, die schönen Buben und Mädchen in Florenz machen die Priester. Sie sind hier auch durch die öffentliche Meinung wenig gezwungen, und es giebt in Italien auch äußerlich nichts freieres, als einen Schwarzrock. Nicht bloß in Kirchen und Kapellen und auf dem Wege dahin können sie Eroberungen machen, nein, sie besuchen alle Tummelplätze der Freude ohne Zwang und Verlegenheit, Bälle, Schauspiele, Maskeraden, Kaffehäuser, ja selbst die Bordelle, raunt mir eine kleine Weissagung ins Ohr, obgleich ich dort keine gefunden habe. Daß sie in die Häuser als Rathgeber und Beichtväter ungezwungen eingehen, versteht sich nach diesem allen wohl von selbst. Uebrigens muß ich mit aller Welt ihre Artigkeit und Bescheidenheit rühmen, und wenn der Großherzog, der unentgeldlich alles Schönste und Kostbarste täglich sehen läßt, mit einem Beispiel darin vorgeht, so folgt darin alles nach, und selbst die Mönchlein, die wenig ans Licht hervordürfen, zeigen so einem ketzerischen Spötter alle ihre Schätze und Reliquien. Im äußern Leben ist der Geistliche also frei und artig und liebenswürdig, er ist aber auch aufgeklärter und gebildeter, als die meisten andern italiänischen Geistlichen. Man darf nur an das Koncilium zu Pistoja denken, und an so viele gelehrte Geistliche in Florenz, die sich durch Schriften ausgezeichnet haben, von denen man nur die Prälaten Gori, Fabbroni, Passeri und andre nennen darf.

Obgleich die hiesigen Lazarethe, Spitäler und Armenhäuser zu den schönsten und musterhaftesten gehören, vorzüglich durch des unvergeßlichen Leopolds Sorge, so wimmelt doch auch diese Stadt von Armen. Indessen sind die Bettler nicht so dreist und unverschämt als in andern Städten Italiens. Des Abends war ihre Zeit, besonders traten in diesem harten Winter manche ehrliche Frauen heraus an die besuchten Ecken der Straßen und Plätze, und flehten bei der heiligen Jungfrau für eine arme Wittwe mit kleinen Kindern. Sie standen verschleiert wie die Liten Homers, daß man sie nicht kenne. Wie hätte ein Teutscher so einer zarten Sprache der Bescheidenheit widerstehen können? Die Krüppel und Elenden lagen und saßen am meisten vor den Kirchen. Sollte man sie da nicht wegschaffen? Ich, der an die Einflüsse der Scheußlichkeiten auf die Schwangern und ihre Geburten glaube, würde diese am ersten wegbringen lassen.

Wie übrigens die Gesinnung der Menschen gegen die Regierung ist? Ja da läßt sich wenig Kluges sagen. Die meisten scheinen zufrieden, aber dies ist nur eine negative Zufriedenheit, und man kann wohl mit Paulus sagen, die Fürsten werden geachtet wie ein Dreck. Das Volk sieht es ja alle Tage, wie die Männer mit dreifachen und einfachen Kronen wandern müssen. Pius sitzt mit seinen 83 Jahren immer noch in der Karthause; der König von Sardinien kam hier wie ein Gefangener mit einer französischen Eskorte an und zeigte sich dem Volke in seiner Geringheit, und zog dann nach seiner Verbannungsinsel; der König von Neapel wird nach Sicilien verjagt, und schon habe ich mehr als einmal dem Großherzog die Insel Elba bestimmen gehört, wann die Franzosen auch hieher kommen sollten. Das kleine Volk scheint zufrieden; aber was ist dies allenthalben? Die meisten Menschen, was wir mit Recht oder Unrecht auch von dem Adel und der Würde unsers Geschlechts rühmen, sind leider gebohren für das

tägliche Leben zu streiten, sich heiß zu arbeiten, und dann, ohne sich mit Gedanken, nicht immer, ohne sich mit Hunger zu plagen, ihren Kopf auf das Kissen des Schlafes zu legen. Dies wird immer so seyn bei aller Freiheit und Gleichheit, die darum doch ewig gilt, wo nicht ein neuer Prometheus ein specifisches Mittel erfindet, den unverschämten Herren und Regierern der Welt den Bauch zu befriedigen, ohne so viel hacken, karren, pflügen, dröschen, und mit dem Schwert Menschenblut und mit dem Ruder Meerestiefen schöpfen zu müssen. Diese sind gleichgültig, wohin die Kugel Fortunas falle, ihnen rollt sie meistens vorbei im Guten und im Bösen, und mit einem Hm! und Ha! einer gezuckten Schulter, oder einem gezogenen Hut philosophiren sie über die großen Welthändel und haben Recht so zu thun. Ob es ihnen ein wenig schlimmer oder besser gehen soll, dafür müssen die Weisern und die Bessern sorgen, und die Vorsehung, an die sie glauben. Sie schreien oder weinen unverständig darauf ein, so wie jene den Ton angeben, zischen, oder applaudiren mit ihnen. Die alten Regierungen haben nun den Nachtheil in Vergleichung jener neuen Söhne der Freiheit und des Vaterlandes, daß sie die Strenge des Regiments und die Auflagen eben so anspannen müssen für die alte Verfassung, als diese es mit frischem Muthe und jugendlicher Kraft für die neue thun. So wird das Volk mißmuthig, nicht bedenkend, daß dies auch unter andern Namen in einer neuen Haut des Regiments eben so seyn würde. Man murrt bei solchen Zumuthungen, weil man weiß, wie die Fürsten weggeschickt werden, und keiner traut den Hypotheken, die sie geben. So hat man auch hier einige Millionen Lire unter dem Titel eines Imprestito aufgebracht, um sie den Franzosen zu schicken; aber diese Anleihe im Lande nach dem alten System zu Stande zu bringen kostete unendliche Mühe. Die Republikaner wissen mit solchen Dingen umzuspringen, ohne daß es für den Augenblick dem Volke zu fühlbar

wird. Da sind die Edlen, die Geistlichen, die Klöster auszurupfen; aber wo das noch unantastbare Sachen sind, was ist da zu machen?

Der Landmann um Florenz.

Man kann ihn auf keine Weise mit unserm Bauer vergleichen, so nah auch die Berührungspunkte des Bauers und Edelmanns, wo es deren noch giebt, in allen Staaten Europens sind. Dieser Kontadino ist zugleich Gärtner und Winzer; oder vielmehr ist dieses in vielen nächsten Gegenden um die Hauptstadt sein erstes Geschäft. Aber Klima und Lebensart und die Sitten und Gebräuche, die unausbleiblich aus ihnen herfließen, machen ihn im Aeußern und Innern zu einem ganz andern Wesen, ohne ihn dem Bürger der Stadt so zu nähern, daß er von ihm nicht immer in einem weiten Abstande bliebe. Wenn ich von Bauern rede, so spreche ich davon, wie die meisten sind. Man kann wohl eben nicht sagen, daß der Landmann im vorzüglichen Wohlstande lebe, aber im Ganzen befindet er sich doch in einem sehr leidlichen Zustande, wenn ich ihn mit andern vergleiche, die ich in Italien gesehen habe. Seine Wohnungen sind Palläste gegen die der unsrigen, von außen versteht sich, weil alles geziegelt ist; deswegen ist es innen noch nicht grade eben so, obgleich diese äußere Reinlichkeit die nothwendige Folge hat, daß man sich auch der innern befleißigt, und mit dieser Nettigkeit ist schon viel für das Leben gewonnen; denn wenn der Mensch erst den Schmuz zu hassen anfängt, hat er einen großen Sprung in seiner Bildung gethan, und wo diese Zierlichkeit sich findet, kann man schon schließen, daß er über den ersten Jammer des Bedürfnisses hinaus ist. Aber man glaube nicht, daß er so gut lebt, wie unsre wohlhabenden Bauern, oder gar, wie die in Oestreich und Franken. Er nährt sich von den Früchten die er bauet, von Kastanien, Kohl, macht sich

eine dünne Suppe oder eine dicke aus Macheroni mit etwas Fett und Käse, beißt ein Stück Brod, nicht aus unserm Roggen und selten aus feinem Weizen, sondern aus Komposition dazu, und trinkt seinen jährigen Wein mit Wasser verdünnt, (vino acquerello, pisciarello) von dem der Italiäner sagt, wenn man eine Flasche davon trinkt, so piß man zwei darnach. Das Beste und Nahrhafteste geht gewöhnlich seinem Tisch vorbei, freilich das gewöhnliche Loos derer, die im Schweiß ihres Angesichts der Erde ihre Gaben abgewinnen. An diese Mäßigkeit des Lebens ist er gewöhnt und sie drückt ihn nicht, und mit ihr weiß er immer eine Art Luxus zu verbinden, welchen die unsrigen nicht kennen; wie nascht er z. B., wenn er zur Stadt kömmt, in allen Arten von Süßigkeiten und Leckereien unnütz sein Geld verspillend! Sichtbar ist übrigens diese Art sich zu nähren, und diese Weichlichkeit und Verwöhnung, die doch dabei eingerissen ist, in seinem Körperbau. Dieser ist meistens zierlich und regelmäßig, aber man findet selten starke und große Leute; eine Ausnahme sieht man sogleich an den größern Eigenthümern, Faktoren und Pächtern, denn die sind besser ausgefüttert.

In der milden Jahrszeit gehen sie häufig baarfuß bei ihrer Arbeit, im Hemd und einer dünnen Hose. Ihre Kleidung ist fast ganz aus Wolle, meist grün und blau, die allenthalben die Farben des Landes zu seyn scheinen. Sie besteht in Hose, Weste, Jacke, Schuh und Strümpfen und einem Hut aus Stroh oder Filz; um diese leichte Tracht werfen sie einen Mantel, der die gemeine Tracht Italiens zu seyn scheint; so daß man sie das manteltragende und flohgebissene Volk nennen könnte; die Mäntel sind weiß oder blau. Ein andres nothwendiges Ding ist der Regenschirm, den sie fast immer bei sich tragen, ja selbst zu Pferde über sich spannen. Die Stiefel hassen sie gleichsam, und obgleich sie hie und da unter dem Bürger und durch das Beispiel der Engländer und der Franzosen, der Herren

Italiens,

Italiens, unter der Jugend einreißen, so findet man doch selten einen Landmann gestiefelt, und im schmählichsten Schlackerwetter sitzt er mit Schuh und Strümpfen und allenfalls mit Kamaschen zu Pferde. An festlichen Tagen, und wenn es was gilt, pudert und frisirt sich der Bauer, der sonst sein Haar in einer Flechte, oder auch los in einem Netze trägt, wie bei uns ein Kandidat, der sein Haar in eine Art Perüke zwingen läßt.

Die Kontadina hat ihr Röckchen und Kamisölchen, wie unsre, und ihre Schürze, selten eine Mütze. Im Hause geht sie meistens im bloßen Haupt, oder setzt einen alten Strohhut auf, wenn sie unter die Sonne muß. Ihr Haar ist gewöhnlich in eine Hauptflechte gewunden, um die sich zu den Seiten und selbst um den Wirbel meist kleine anschließen, so fest und steif geflochten und mit solchen scheinenden Trennungen auf der bloßen Haut, als hätte sie ein Anatom gesondert, um die verschiedenen Fugen der pia mater zu zeigen. So tragen sie die Alten und Jungen. Ueber diesem Kopfe steht ein Strohhut, der ihn kaum mit Einem Punkte berührt, so läuft er zu allen Seiten emporsteigend zirkelförmig in die Weite. Diese Hüte sind unten entweder mit Taffent, oder feinem weißen Kammertuch und andrer kostbarer Leinwand gefüttert, und mit einem hängenden Reifen von Spitzen, Treffen und andern Zierrathen umsäumt. Aber dies ist nichts gegen die Kamisöler, woran aller Glanz und alle Pracht verschwendet wird, die jede nach ihrem Vermögen aufbringen kann. Die Aermel sind rings umher mit weißen, rothen, blauen Bändern, wie es zur Farbe paßt, umwunden und umnäht, und eben so laufen von den Schultern bis unten auf die Schöße eine Menge Streifen und Verzierungen; bei den reichern sind es oft goldne und silberne Treßchen, die ein sehr behagliches Ansehen geben, wenn aus diesen Verzierungen ein feineres Gesichtchen hervorguckt. Damit nichts fehle, hängen um die Brust oft noch güldne oder goldflimmernde

Geschmeide; und an blanken Hals- und Armketten, an Krucifixen und anderm schimmernden Gehängsel fehlt es fast nie. Auf diese Art kleiden sich selbst die Landbewohnerinnen, die in Rücksicht des Vermögens und der Bildung zu den bessern Bürgerinnen gehören. Bei ihnen ist natürlich alles in Gold und Silber und Seide verwandelt, und ihre weniger verbraunten Gesichtchen, so sie ein Bischen hübsch sind, und die etwas mehr geregelte Taille geben der Tracht viel Interesse. Regenschirme und gewaltige Muffen trotz unsern Modendamen gehören zu den unentbehrlichen Dingen dieser braunen Sabinerinnen. Denn leider sind sie fast überbraun, und zur Winter- und Regenzeit wandelt sich dieses Braun zu einem heftigen Roth. Nette, schlanke und wohlgewachsne Gestalten sucht man unter ihnen vergebens. Im Durchschnitt sind sie Purzelchen (Tozzotte), kurz und äußerst breitschultrig. Dafür haben sie viel Freundliches und Munteres und eine beredte Lebendigkeit in ihren kleinen schwarzen Augen, und es ist eine Lust sie an Sonn- und Festtagen, wo sie vorzüglich zahlreich zur Stadt wallfahrten, mit ihren Liebsten und Freunden sich händedrücken, liebkosen, herumjagen und kluckern zu sehen. Diese Froherzigkeit ist auch unter den Männern, aber selbst, wenn sie zur Lebhaftigkeit wird, sieht man selten eine aufsprudelnde und tobende Leidenschaft, und nie habe ich unter Erwachsnen dieser Klasse eine Rauferei gesehen, höchstens bleiben sie bei Schimpfworten stehen. Die einzigen Grobiane aus dieser Klasse, die jeden Schmutz gleich im Munde haben, sind die Fuhrleute und Schiffszieher, welche aber in allen Ländern grob zu seyn pflegen.

Die meisten dieser Kontadini arbeiten um Lohn für die reichere Klasse, die Geistlichkeit und den Adel, welche das Fett des Landes und die besten Fluren und Weinberge im Besitz haben; diejenigen unter ihnen, welche ein eignes Gütchen besitzen, haben es gewöhnlich sehr klein und können mit einem Joch Ochsen fast alles Pflügen und Fahren

bestreiten; glücklich die, welche noch ein Paar Mäuler, oder einen Klepper halten können. Diese müssen denn fleißig vor dem barroccio, oder der Kalesche traben und haben gewöhnlich reiche Ladung; denn das Fußgehen liebt der Italiäner nicht und läßt sich lieber auf dem elendesten Fuhrwerk hin und her stoßen. Auch die Eselein sind hier ein unentbehrliches Lastthier und gehen mit ihren Packsatteln, zu beiden Seiten im Gleichgewicht mit mancherlei Sachen und Produkten beladen, fleißig zur Stadt, haben auch selten das Glück leer heimzugehen, weil der Besitzer, so er nichts wieder einkauft, die Sättel und Gefäße mit dem Dreck und Kehrigt der städtischen Gassen und Ställe wieder anfüllt.

Daß diese Landleute in mancher Hinsicht gebildeter sind, als bei uns, läßt sich nicht leugnen, aber dies bezieht sich bloß auf das Aeußere, auf die Art, mit sich und mit andern umzugehen und auf das ganze äußere Leben in Wohnung und Kleidung. Vieles trägt dazu unstreitig die Nähe einer großen Stadt bei, der Verkehr mit derselben und die mancherlei seltnen und merkwürdigen Dinge, die hier auch vor das Auge des Geringsten und Niedrigsten kommen, und bei vielen tiefer durch die Rinde dringen müssen. Die Menge der Fremden, die großen Dinge, die sich rund umher begeben, die öffentlichen und allgemeinen Lustbarkeiten und Feste, woran auch sie Theil nehmen, selbst die großen religiösen Feste und Aufzüge tragen im gewissen Sinn zu dieser äußern Bildung bei, indem sie erst die Zungen und so allmählig die Gedanken in Umlauf bringen und die Menschen mehr an einander wetzen und reiben, als in unsern Ländern, wo es leider gar keine allgemeine Feste und Lustbarkeiten giebt. Die große Revolution, die jetzt das arme Italien zerreißt, wirkt auch hier, und es ist wohl unsäglich, wie die Menschen in den meisten Ländern des gebildeten Europa, wo nicht alles noch stockfinster ist, über manche Gegenstände des Lebens und der Gesellschaft in den

letzten fünf Jahren verbessert und verschlimmert, verrückt und verwildert, oder zurechtgesetzt und aufgeklärt sind. So zufrieden man hier mit der bestehenden Regierung scheint, so plaudert das kleine Volk doch immer gern von Königen und Kometen, und ist ein eben so unbeständiges Ding, als die Könige gewöhnlich sind, und als man vormals die Kometen glaubte. Dies sieht man allenthalben. Wer nichts, oder wenig zu verlieren hat, hofft immer zu gewinnen.

Uebrigens in eigentlich menschlicher Bildung ist man hier, wie allenthalben. Die Priester und Großen halten das Licht unter dem Scheffel, und das Volk findet es freilich sehr bequem, in seinem dummen und glücklichen Wahn so hinzugehen und bei aller Unreinigkeit des Herzens und Schlechtigkeit der Thaten mit Gebeten, Absolution und Krucifixen selig im Herrn zu entschlafen. Hier kann man nichts bessers erwarten; es giebt ja doch so wenige Menschen, die sich bei aller Aufklärung ein Leben frei zu machen wissen. Man macht wohl hiebei in Büchern so mächtige Unterschiede zwischen diesem und jenem Lande, aber sie sind meist im Gehirn des Schreibers, weil die Unterschiede, so lange die Hauptsache des Cultus besteht, doch nur auf Kleinigkeiten auslaufen. So ließe sich eine lange Abhandlung über den krassen Aberglauben schreiben, daß die Toskaner Bauern und die ganze ungebildete Klasse nur den Katholiken Christiano nennen. In solchen Dingen ist es hier finster; aber was würde der Italiäner sagen, wenn er die Bedeutung des Wortes katholisch, wie es der gemeine Mann bei uns braucht, kennte? Mich hat man übrigens in Italien immer mit dem Schwur da Christiano! betrogen.

Die Huren.

Ich kann mich freilich über diesen Punkt wenig ausbreiten, weil dies ein Feld ist, das ich gar nicht kultivirt

habe, indessen kommen einem in fünf Monaten doch allerlei lustige Erfahrungen zur Hand, man trifft auch wohl mal mit Leuten zusammen, die hier entweder ihr Gewerbe treiben, oder doch Jagd machen, endlich besucht man auch wohl mal die schmuzigen Heiligthümer dieser häßlichen Priesterinnen der Venus Pandemos als Sicherheit eines guten Freundes, oder in Gesellschaft mit Mehrern. Es giebt hier keine öffentlich privilegirte Häuser dieser Art; doch das hebt die Sache nicht auf, sondern macht sie vielleicht noch schlimmer. Auch geht diese Art nicht so frei und ungehindert unter der bessern Klasse und dieser im Aeußern ganz gleich umher, als in Wien, sondern sie liegen wie die Spinnen mit ihren Netzen im Verborgenen, doch nicht so schlimm und übel berufen, wie es weiland die Venezianerinnen waran, die wahrscheinlich mit der alten Aristokratie auch diese Aristokratie der Buhlerei zu Grabe läuten mußten, und nicht mehr so ungestraft ihre giftigen Krallen um die leichten und bunten Kolibris schlingen können, die ihnen das Ausland zusendet. Dies hindert indessen nicht, daß man sie nicht auf den Gassen und hie und da in den engern Gäßchen, auch in den Dachfenstern (denn zu hohen Ehren bringen sie es hier selten) bei Tage erblicken könnte, wie sie mit Mienen und Gebehrden winken. Daß sie aber des Abends umherstreifen und auf die Jagd gehen, das kann man nicht sagen, es sei denn in den einsamen Gegenden der Stadt, wo aber auch keine fette Bissen zu holen sind. Im Karneval freilich dient auch ihnen die allgemeine Freiheit und die Masken sind da eine erwünschte Sache. Aber diese Masken befördern ihr Gewerbe schwerlich, weil dann für die Lüsternen so manche andere Gelegenheit sich darbietet, die sonst im Jahre schwerer ist, und so wird dies vielleicht die magerste Jahreszeit für sie, wie sie die kälteste und frostigste ist.

Daß übrigens in einer so großen Stadt wie Florenz, wo so mancher Prälat, Edelmann und Fremder lebt, und wohin jetzt von Zeit zu Zeit Schwärme französischer Officiere und Kommissäre kommen, das Geld Mailands und Piemonts lustiger zu verzehren, als es in jenen freudenlosen Gegenden möglich ist; daß hier dieser Artikel mit dem übrigen Luxus nicht auch Schritt hielte, wer könnte das leugnen? Doch wie hier alles im ebenen Gleise des Anstandes und der Stille einhergeht, so ist es auch hiemit, und man hört von keinen Geschichten, die Aufsehen machten, von keinen halsbrechenden, mörderischen und banditenartigen Plünderungs- und Ausstreifungsauftritten, wie sie an andern großen Orten so häufig sind, und das verdankt man vielleicht der guten Polizei, oder dem Karakter der Regierung und der Nation, die dieses Land schon seit den verflossenen Jahrhunderten vor den übrigen Provinzen Italiens sicher und glücklich gemacht haben. Die gewöhnliche Art, dies Gewerbe zu treiben, ist durch männliche Kuppler, die im Dämmerlichen und in den übrigen Abendstunden auf den öffentlichen Plätzen, an den Kaffeehäusern und Theatern und großen Gasthöfen umherschnüffeln und ihre Waare feil bieten. Sie kennen selbst in der Dämmerung ihre Leute auf ein Haar, ob es Fremde oder Einheimische sind. Mit einigen ängstlichen Umhertrampelungen laufen sie um den Vogel herum, den sie fangen wollen, gleich Leuten in schweren Gedanken und Geschäften, glupen ihn seitwärts mit verstohlnen Blicken an, husten zwei, dreimal, zucken die Schultern, und kommen endlich mit leisen Worten, die ich nie verstanden habe, weil sie wohl nicht verstanden seyn sollten, wohl wissend, daß die ächten Sonntagskinder, die da klug an Geist sind und es nur begreifen wollen, es leicht begreifen, was diese murmelnden Worte bedeuten. Schlägt dies nicht an, so treten sie endlich dreistern und festern Fußes auf mit einem: Ich sehe, der gnädige Herr sind ein Fremder, wenn ich

Ihnen dienen könnte, so — wird wieder gehustet, und verfängt dies nichts, so kommt endlich: Wollen Sie ein Mädchen, ich weiß ein äußerst reizendes Kind, unschuldig und jung; ich stehe als ein ehrlicher Mann dafür ein. — Da möchte man mit Stentorello rufen: Der Teufel, ein ehrlicher Mann? il diavolo galantuomo? Unendlich ist der Spaß, sich alles haarklein beschreiben zu lassen und ihnen über den guten Erfolg das Maul wässern zu machen, und dann mit einem non mene bisogna sie abzufertigen. Wie sie übrigens Kautelen dieses häßlichen Gewerbes zu machen wissen, begreift leicht, wer weiß, daß der Teufel selbst sich weiß zu brennen versteht. Oft sind diese Kuppler Buben zwischen dem Jüngling und Knaben, und meistens liebenswürdige und schöne Buben. Das ist doch zum Bejammern, so früh schon auf dem Wege zum Hospital, oder Galgen zu seyn. Mehrere andre waren Emigranten, die vielleicht Weib und Tochter zu diesem Gewerbe eingelernt haben. O menschliches Elend, dein Name ist vielfach! „Keiner will Hungers sterben, und die Kälte ist grimmig," sagte mir einer dieser Helfershelfer menschlicher Schande, der mir mit seinen buntgestreiften schwarzseidnen Strümpfen, seinem grauen Mantel und grauern Gesichte, einem rechten Kegelgesichte, wie man hier sagt, lange vor Augen seyn wird, einer der schlauen und ausgelernten, der erst von allerlei Dingen mit dir zu reden anfängt und dich auszuholen sucht, und sich allmählig, daß sie weniger häßlich erscheine, frei und sachte die Maske umhängt. Erst giebt er allerlei lustige Geschichten seines Metiers von Prinzen, Edlen Gesandten und weiß die Dinge immer so zu drehen, daß er selbst unter einer möglichst lichten Farbe dabei erscheint, ja selbst wohl einige Züge von Großmuth und Kühnheit durchschimmern läßt. Dann macht er den Tadler der Schönen von Florenz, erzählt von den Genueserinnen, Venezianerinnen, Römerinnen, ja von den Madriderinnen und Lissbonnerinnen und ihren Sitten und Wesen

bei diesem Stein des Anstoßes und diesem Magnet, um den sich die menschlichen Dinge mehr drehen, als mancher Philosoph zwischen seinen aufgepflanzten Folianten träumt; und schließt endlich mit der barmherzigen Aeußerung und einem teuflischen Grinzen, es gebe der hübschen Mädel und Frauen auch noch in Florenz, und er wisse mehr, als eine, die er seinem besten Freunde vor der Zahlung auf die Probe geben könne.

Man glaube übrigens nicht, daß eine Italiänerin, auch selbst die jüngsten im unreinen Erwerb, sich je in Peinlichkeit dabei fühlte. Nein, sie treiben es als ein Ding, das nicht anders seyn kann und muß, und das mit zur besten Welt gehört. Alles ist wie gewöhnlich in Kleidung und in Verzierung der Zimmer, worin man, die Unsauberkeit abgerechnet, eben so gut eine nette und ehrsame Hausfrau erwarten könnte. Nicht einmal vor den Göttern und Heiligen genirt man sich, vielleicht weil man auch mit ihren Dienern auf Erden vielen Umgang hat. Heiligenbilderchen hängen umher, ja die Mutter Gottes prangt nicht selten über dem Bette, und man löscht nicht einmal das Oellämpchen, das unter ihrem Bilde brennt, oder hängt ihr einen Schleier über. Uebrigens sind sie weder so fein und gebildet, als die Französinnen, noch so thierisch, als die Teutschen und und Negerinnen. Sie bleiben und sind Italiänerinnen. Es ist ja auch erbärmlich, bei der Sünde noch eine Art Schaam als Beichtvater hinzustellen, wodurch sie sich oft absolvirt hält.

Das Militair Toskanas.

Ich sollte von diesen guten Leuten recht viel Gutes sagen, weil sie mir allenthalben viele Verbindlichkeit erzeigt hatten, aber die Wahrheit zupft mir die Ohren, und ich muß schon thun, was sie will. Denn wenn ich von ihnen

als Soldaten rede, so gewinnt die Sache eine ganz andre Gestalt. Ein langer Friede, den Toskana auch unter den Stürmen der vorigen Jahrhunderte genoß, und den selbst jetzt ein unbegreiflich glückliches Schicksal ihm verschafft, hat den Soldatenstand nie recht aufkommen lassen. Seine alten Fürsten brauchten auch keine Soldaten, aber jetzt ist die Zeit ganz anders. Man sieht ein und zwar stärker als je, daß der Soldat (wir reden gerade nicht von dem stehenden) der erste Stand in der Welt ist, so wie die menschlichen Dinge einmal sind; man sieht ein, daß Tapferkeit und kriegerischer Sinn den Einzelnen und die Nation adeln und ehren, weil sie den Einzelnen wie das Volk allein zu einem dauernden und festen Wesen machen und ihre Selbstständigkeit und Existenz sichern. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bekömmt dieser Stand seine alte Würde wieder, die vor etwa 10 Jahren fromme Kosmopoliten und Träumer ihm beinahe ganz abstreiten wollten; und ehe diese Herren uns bewiesen haben, daß die Menschen bald nur Eine Heerde unter Einem Hirten ausmachen und die Wölfe unschädlich unter den Schaafen gehen werden, ehe wollen wir nicht gestehen, daß es mit den Kriegsheeren bloße Spielerei zum Verderben der übrigen Menschen sei, sondern behaupten, daß diese die Halter und Schützer der Völker sind, und daß ein Volk in sofern seiner Dauer und seines physischen Lebens sicherer ist, als Tapferkeit unter ihm lebt, die ganz was anderes ist, als der Geist der Unterdrückung und der Eroberungen. Freilich kann Toskana nie ein Heer aufbringen, das es wider den Drang seiner Umgebenden schützen könnte, wenn Glück und Gerechtigkeit es nicht in seiner Lage erhalten, was freilich unmöglich scheint; aber wenn einmal Soldaten sind, so verlangt man doch wohl mit Recht, daß sie auch wirklich Soldaten seyn sollen. Es ist einmal der Geist der Oestreicher, daß sie keine Heerführer sind. Leopold war es nicht, auch Joseph nicht, obgleich er es seyn wollte; des erstern Söhne sind

es eben so wenig. Warum sich der Regent nicht kümmert, darum fragt auch das Volk nicht, und dieser Stand hat also nicht alle seine Ehre. Meistens ist auch der Sold sehr knapp zugeschnitten und sie können also nicht durch ihr Aeußeres, durch Aufwand und Eleganz es selbst dem Mittelstande nur gleich thun. Ich habe mich in Wien darüber geärgert, aber hier noch weit mehr. Ich möchte doch diese Officiere auf dem Schlachtfelde sehen! Die guten Leute haben auch nicht ein Bischen von einem soldatischen Aeußeren, oder Geist, und doch muß derjenige, der auch mit dem Körper so viel zu leisten hat, mit dem Körper etwas anzufangen und darzustellen wissen. Nichts geht aber über das Vergnügen, sie exerciren zu sehen. Da steht ein alter steifer Major, oder Kapitän vor der Fronte und kommandirt. Ein alter grauer Mantel hängt ihm auf den Schultern, die Finger und die Hälfte seiner Arme stecken in der Muffe, kleine Schuhe bedecken den weißen seidnen Strumpf bis auf die Hälfte des Fußes und ein mächtiger dreieckiger Hut ist an der ganzen Figur das Soldatischste. Im ähnlichen Stil, nach ihrem Alter mehr oder weniger, sind die andern Officiere. Im Exercitz und Marsch ist kein Tackt. Nie hört man Einen Tritt der Hunderte und Ein Klirr! sondern es geht Klick! Klick! wie, wenn Buben Nüsse schütteln, und eben so der Marsch. Ich habe nie eine grade Linie gesehen, wohl aber mehrmals bemerkt zu meinem großen Erstaunen, daß bei der Wachtparade mitten im Kommando ein Soldat aus seinem Gliede sprang, und einen zur Erde gefallenen Handschuh, oder Stock eines Officiers aufnahm, den dieser aus seiner Hand gnädigst mit einer Verbeugung empfing. Daß übrigens der Stock hier nicht gilt, ist billig und löblich, man sollte doch überall bedenken, daß der nicht Ehre erwecken, wohl aber viele wegprügeln kann. Aber von den vielen Mitteln, den Ehrtrieb rege zu erhalten, hat man hier auch kein einziges ange-

wandt, und so geht der Officier und Soldat wenig geachtet einher, weil er sich selbst nicht achtet. Die Gemeinen stehen übrigens bei einem leichten Dienst ganz gut; ihre Montur ist auf dem alten österreichischen Fuß, doch hat die Leibwache Dunkelblau mit Silber. Im Durchschnitt sind auch die Körper wenig soldatisch und die meisten klein und schwächlich. Mit der Leibwache und den wenigen Dragonern zu Pferde mögen hier im Ganzen an 2000 Mann seyn, die aber bei weitem nicht immer alle zu Hause sind. Ihr Betragen übrigens als Bürger kann ich nie genug rühmen. Sie sind, wie die ganze Nation, gegen jedermann freundlich und gefällig, und selbst die Gemeinen sind nicht ungesittet und ungebildet. Das übrige Militär Toskanas steht in den andern Städten vertheilt, das meiste in Pisa und Livorno.

Außer diesem gewöhnlichen stehenden Militär giebt es noch eine Art Landmiliz, die unter dem Namen le bande laufen und ihre eignen Kantons haben. Sie werden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten formirt und sind völlig freiwillig, und wer unter den Bürgern und Bauern den gehörigen Patriotismus in den Eigeweiden fühlt, der läßt sich einschreiben, um im Nothfall für das geliebte Vaterland und den Regenten sein junges rothes Blut zu vergießen. Diese Banden haben ihre Officiers und Chefs, die sie formiren, exerciren und auf den Kriegsfuß setzen sollen. Vorigen Herbst im Anfang des Decembers, als die Sachen Italiens wieder wild wurden und Krieg! Krieg! von einem Ende bis zum andern tönte, ergingen mehrere Aufforderungen, worin die Einwohner bei ihrer Liebe und Treue gegen Vaterland und Regenten aufgefordert wurden, sich fleißig unter die Fahnen zu begeben, und im Nothfall eine Art von Kordon an den Gränzen zu ziehen, und die streifenden und die Neutralität verletzenden Partheien abzuhalten. Hinfort sah man denn auch hier in Florenz, und sieht sie noch, eine Menge Kokarden, die die verschiedenen



Kompagnien der Banden bezeichnen, aber von der weitern Bildung und Organisation dieser Krieger sieht man nichts; will man vielleicht die mildere Jahrszeit abwarten, damit die armen Kinder bei der Kälte nicht zu sehr angegriffen werden? Lächerlich wird dieses Militär, wenn man sieht, wie die Herren ihre Diener, die Meister ihre schlechtesten Lehrjungen, die Gastwirthe und Kaffehäusler ihre Aufpasser die Kokarden anstecken lassen, wenn ferner die Kastanienbrater, Schwefelsticken- und Schwammhändler, die Kuchen- und Obstträger und Marktschreier hinzukommen und alle Trödler und Lumpenhändler, die in ihren dürren und knöchernen Armen und Waden jedermänniglich ihr hungriges Gewerbe zur Schau tragen. Wenn man hiezu nur wenig rechtliche Bürger und Landleute und einige bessere Jünglinge rechnen kann, so wird es mehr als lächerlich und ein Haufe, der einer Falstaffschen Compagnie noch Unehre machen würde. Wie diese nun von den französischen Soldaten und Officieren, die hier immer ziemlich zahlreich sind, im Herzen ausgelacht werden, das fühlen sie selbst nur mehr, als zu gut. Auf jeden Fall thäte man besser, sie nicht zur Schau zu stellen und das ganze Ding gut seyn zu lassen, weil man doch nie mit ihnen, noch mit jenen Obigen was ausrichten wird.

Schauspiele in Florenz.

Es läßt sich viel Dummes und viel Kluges hierüber sagen, ohne daß man dadurch der Sache selbst um ein Haar näher käme. Mich dünkt, man faßt dieses, wie jedes Ding, am sichersten und richtigsten, wenn man es genau an den Geist und Geschmack und den ganzen Karakter der Nation hält, wo es sich findet. Mag es denn gut, oder übel, vernünftig, oder unvernünftig, geschmackvoll, oder abgeschmackt seyn, der Beschreiber hat das Seinige gethan. Nicht aus einer vorgefaßten und raisonnirten

Meinung hat er beschrieben, sondern aus dem lebendigen Leben, so gut er die Dinge sehen und beobachten konnte. Jeder Beschreiber, sei es ein Tacitus, der die große Bühne der Welt klar vor sich mit ihren Spielern und ihren Zuschauern liegen sieht, sei es ein kleines unbekanntes Menschlein, der kaum die kleinen Sächelchen seines närrischen Geschlechts erblickt, soll billig den Menschen und die menschlichen Dinge darstellen, wie sie physisch erscheinen, ja er thut wohl, sie bloß als physische Erscheinungen anzusehen. Hat er dann nur ein gesundes Auge und ein wenig Erfahrung und die Gabe einer mittelmäßigen Darstellung, so wird er es immer besser machen, als derjenige, der sich eine philosophische Brille aufsetzt, die alle Dinge nur von Einer Seite zeigt. Wird dadurch auf dieser Einen Seite auch manches heller, so bleibt die andre ihm doch fast ganz dunkel, und so bestimmt sich denn das Urtheil eben so; die Menschen müssen nach seiner Zauberlaterne wie die Marionetten auftanzen, wie wunderlich sie immer erscheinen mögen. Freilich wer gar kein Maß hat, kann andre nicht messen, aber jeder hüte sich nur, sein Maß für das einzige in der Welt zu halten. Obgleich man im Ganzen gestehn muß, daß der Toskaner ernsthaft und gemäßigt und keinesweges so quecksilbrig und heftig in seinen Leidenschaften erscheint, als man es von dem südlichen Himmel erwarten sollte, so sind doch seine Vergnügungen mehr von der leichten und lachenden Art, und er weiß sich aus manchen Dingen eine Quelle der Freude zu machen, die die der steifere und ehrbarere Nordländer sehr dumm und geschmacklos findet. So sind auch seine Schauspiele.

In der gewöhnlichen Zeit, d. h. wenn hier nicht Karneval ist, sind hier zwei privilegirte und geöffnete Theater, das della Pergola und del Cocomero. Jenes ist das erste und ein sehr schönes, groß und prächtig verziert, mit 6 Reihen Logen über einander und einem prächtigen Vorhang, der des Hippolytus Tod vorstellt. Der Preis des Par-

terre ist drei Paoli für die Nichtabonnenten. Es ist an einen Unternehmer verpachtet. Dies hat denn freilich die Folge, daß die Spieler bald gut, bald schlecht sind, so wie sie die Laune dieses Unternehmers hält, oder der Zufall sie giebt. Ich glaube, dem Publikum würden seine Vergnügungen besser gesichert, wenn der Hof sich der Sache mehr annähme und die guten Spieler fest zu halten suchte, wenn diese Spieler anders zu halten sind. Denn es ist einmal Sitte, daß sie selten lange auf derselben Stätte aushalten, sondern von einer großen Stadt Italiens zur andern ziehen. Auf diesem Theater ist bloß zuweilen die Tragödie, meistens die Oper zu Hause, und zwar die große und heroische Oper, die man auch während meines Aufenthalts in Florenz allein hier gespielt hat, mit Balletten untermischt. Diese Oper ist ein eignes Ding und nur vorzügliche Musik und Gesang kann ihr Geschmack geben. Sei es, daß die Tragödie der Alten mit einer leichten, Takt und Modulation gebenden, Musik begleitet war, so war sie doch übrigens ein ganz andres Ding voll Kraft und Nerve; aber was sind diese Helden-Opern meistens, als ein ärmliches und geistloses Geflick, wie die Kastraten, welche sie strotzend und paukend absingen? In der That, wenn die Musik nicht vortrefflich ist, wenn die Kehlen nicht zu den vorzüglichsten gehören, so muß man durchaus Langeweile haben und auch so entgeht man ihr nicht. Eigentlich ist diese große Oper, wenn gleich unter dem italischen Himmel entstanden, doch nicht italiänisch, noch nach dem Geschmack Italiens. So aufmerksam sie bei allen andern Stücken gewöhnlich sind, so allgemein ist hier das Umherspazieren und Schwatzen, zum Theil freilich auch eine Folge davon, daß man in einem Vierteljahre immer nur mit 4, 5 Stücken wechselt, so daß denen, die bloß unterhalten seyn wollen und nicht tiefer ergötzbar sind, alles alltäglich und ekelhaft wird, und sie höchstens bei einer Lieblingsstelle des Autors, oder bei einem Kunststücke des Sängers einmal

ausbrechen. Dies ist so sichtbar, daß der letzte Akt, der gewöhnlich dem letzten Akt des Ballets folgt, leeren Bänken gespielt wird. — Die Ballette freilich sind mehr im Geschmack des Italiäners und freilich wohl im Geschmack eines Jeden, wenn sie anders sich zur Kunst erheben. Diese waren den vorigen Herbst vorzüglich und sind seit den Fasten äußerst mittelmäßig, weil die drei ersten Virtuosen nach Mailand gegangen sind, dort den Franzosen zu tanzen. Jetzt muß das Publikum diejenigen als die ersten Tänzer und Tänzerinnen beklatschen, welche damals nur die dritten und vierten waren. Jene gingen mit dem Schließen der Theater im Advent von dannen. Ihre Ballette waren so schön, daß sie allein eine kleine Reise nach Florenz verdienten, und sie konnten sich kühnlich einem Vigano an die Seite setzen und übertrafen in der Pantomime alles, was ich gesehen habe. Auch wußte das Publikum sie zu schätzen und alles drängte sich hinzu und genoß lüstern dieses einzige Vergnügen. Zwei Brüder Gioja und eine allerliebste kleine Tänzerin Therese Bettini waren die Seele des Spiels; sie wußten das Ganze so zu beleben, wußten auch die Lückenbüßer so zuzustutzen und zu gebrauchen, daß jeder an seinem Platze möglichst gut diente und Einheit und Leben in das Ganze kam. Sie waren Männer, so ähnlich, als wären sie aus demselben Ei gekrochen, und so schön, als hätte der belvederische Apoll ihnen zum Muster gedient. Sie waren keine Springer, was die meisten italiänischen Tänzer nur sind, sondern Künstler und so treffliche Mimiker, besonders der jüngere Bruder und die kleine Sirene, daß sie alles aus sich und aus den Zuschauern machen konnten. Das Haus war immer gedrängt voll, und diese Therese ward sicher fleißiger angebetet, als die Heilige dieses Namens. Ein helleres Leben habe ich nie in einem Gesichte gesehen, selbst wenn sie nur als Zuschauerin da stand; wie entwickelte sich aber die ganze schöne Gestalt zur fröhlichsten Anmuth, sobald

sie als Künstlerin auftrat! Nach der Abreise dieser großen Künstler stand das Theater gewöhnlich leer, auch selbst im Karneval, wo der berühmte David aus der großherzoglichen Kapelle nicht einmal sang.

Das teatro del Cocomero ist das zweite, auch ein hübsches, aber um vieles kleiner, als das erste. Dieses dient mehr für den zweiten, oder den eigentlichen Geschmack des Italiäners und hält sich mehr an die leichte Gattung; doch versteht es sich von selbst, daß mit dem Karneval auch hier der Muthwille verschwindet und dem stillern Ton des gewöhnlichen Lebens mehr zustimmt. Auch hier wechseln dann gewöhnlich Oper und Ballet. Die Oper ist aber immer die Opera buffa, oder eine ähnliche leichte und lustige Art, wovon man in Teutschland selbst in den Städten, wo es eine Opera buffa giebt, keinen rechten Begriff erhält. Denn wenn auch Wien zuweilen seine Opera buffa zeigt, so ist das doch ein ganz andres Ding, und die Spieler, so possierlich und abentheuerlich sie auch da erscheinen, wissen und fühlen wohl, daß sie auf fremden Boden sind und allem Muthwillen des Herzens und der Zunge nicht den Zügel lassen dürfen. Diese Opera buffa ist ein leichtes Kind des Scherzes und macht bei ihrer Erscheinung auf nichts weiter Anspruch. Sie tritt gleichsam, wie ein muthwilliger Bube, auf und spricht: „Hier bin ich, lieben Leute, um zu spielen und Spaß zu machen und mir und euch nichts übel zu nehmen; wenn ihr noch ergötzbar seid und das Lachen und den Muthwillen liebt, so kommt und freut euch mir.“ Da wird nichts in Kleidung, in Sprache, in Gang, Gebehrde und Ausdruck gespart, um das Lachen zu erregen. Was kann der Mensch auch besseres thun, als über sein närrisches Selbst und die närrische Welt ein wenig lachen? was hat er viel von dem armen flüchtigen Leben, als dieses? Hier ist der Italiäner auf seinem Boden, wie der Fisch im Wasser, und es ist eine Lust, ihn zu sehen. Nur muß man erst das nordische Auge etwas daran

gewöhnt

gewöhnt haben. Anfangs will man immer recensiren und ein Maaß und eine Regel suchen, bis man endlich sieht, daß dieses einem alle Freude verdirbt, es gut seyn läßt und mitlacht, so gut es gehen will. Der alte Spruch: „Ländlich, sittlich," gilt auch hier. Diese ist eigentlich die Oper des Volks, und man sieht, wie es sich innig und herzlich daran ergötzt, und wie es gern alles trägt und vorlieb nimmt, wenn es auch nur ein kleines, kleines Vergnügen davon hat. In einem ähnlichen Stil sind denn auch die Ballette hier. Alle hängen den Mantel des leichten Komischen und Lächerlichen um, und die Darstellungen sind selten tragisch, oder in starken Leidenschaften, sondern fassen die lustigen, possierlichen und lächerlichen Scenen und die kleineren Vorfälle des Lebens, Neckereien, Späße und leichteren Unfälle und Glücksfälle in sich, und wenn ja Liebe und Zorn und Rache einmal auftreten, so sind sie so gemischt, daß immer der Lacher Momus und der muthwillige Capriccio durchguckt. Ich will es nicht läugnen, mich hat diese Gattung sehr ergötzt. Man kann nicht sagen, daß sie keine gute Tänzer hätten, aber die erhabenen und edlen, die Gioja und Vigano, fehlen ihnen. Es sind die vom zweiten Range und mit diesen die Saltomortale- und Kunstspringer, die meinen, das Höchste der Kunst erreicht zu haben, wenn sie einmal das Gefühl erregen können, daß es Hals und Bein kosten, oder daß die Gaffel des gabelgleichen Thiers auch ohne Pferde und Wagen aus einander gespaltet werden könne. Doch an welchem Orte der Welt wird es diesen halsbrechenden Künstlern an Freunden fehlen? Der Mensch will nur Schreckliches sehen und hören.

Die Theater im Karneval.

Es sind alsdann nicht weniger, als sechs, offen. Das der Pergola behält seinen Stil, seine steife Würde und sei-

nen Preis, die andern alle sinken im Preise und steigen an Lustigkeit mit dieser lustigsten und fröhlichsten Zeit des Jahrs, welche auch jetzt ihr Recht behauptete, so hart der ungewöhnliche Winter auch den weicheren Körpern fiel. Diese sechs Theater folgen meist stufenweise auf einander. Das erste der lustigen ist das del Cocomero und die beiden letzten sind das vom alten Platz di Maria novella und des Borgo d'ogni Santi. Der Preis ist eigentlich nichts, im Cocomero ein Paolo und in den letzten ein halber, (20 Pfennige), ja die Geringern geben nur einige Grazien (10 Pfennige). Dies hat freilich seine Bequemlichkeit für den Beutel, aber dafür eine andre Unbequemlichkeit; denn wenn man sich nicht eine gute Stunde, ja an den glänzenden Tagen des Karnevals anderthalb Stunden vor dem Anfange des Spiels aufmacht, ist man sicher von einem Sitz, ja selbst von einer Anlehnung ausgeschlossen und muß in der Presse des Mittelganges zwischen den Bänken des Parterre, (Platea) oder an den Seiten sich von den schmierigen Mänteln und Ausdünstungen und Schweiß und Staub und Dreck der Menge pressen, beschmuzen und besudeln, von den vielen stinkenden Athem (der Italiäner) anwehen und verpesten, von den Ziegenböcken anstinken und von der dampfenden und nassen Hitze ersticken und versengen lassen, der losen Worte nicht einmal zu gedenken, die man freilich eben so gut wieder zurückgeben kann; denn Rauferei und Handgemenge ist davon nicht zu befürchten, und so leicht der Italiäner mit Worten bei der Hand ist, so wenig ist er mit der Hand bei der Hand; er kann sich eine Stunde mit den auserlesensten Phrasen und Redensarten dienen, ohne daß es nach teutscher Art zu einem Geflause und Gezause, oder nur zu einem Stoßen käme.

Die vier letzten Theater sind bloß im Karneval offen und die übrigen Monate geschlossen. Sie sind meistens klein und eng, aber doch ganz nett. Auch sie werden auf diese

kurze Zeit verpachtet und der Unternehmer sucht sich zum Theil hier in Florenz seine Gesellschaft zusammen, oder verschreibt sie; gewöhnlich sind die Spieler gemischt. Die Gesellschaft besteht aus zwei Zweigen; denn damit alles vollständig sei, so ist erstlich das Personale der eigentlichen Schauspieler und ein zweites der Operisten, alles ganz nach dem Zuschnitt der größern Theater. Auch Ballette geben sie zuweilen, die mehr, als possierlich sind, besonders wenn Harlekin der erste Springer ist. Man muß diese Theater alle nach der Reihe besuchen, um vieles von dem eigentlichen Volksgeschmack, von seiner Bildung und Neigung und dem ganzen Ton seiner Unterhaltung zu lernen. Ich habe die ganze Schule durchgemacht und so manchen lustigen, aber heißen Abend verlebt. Noch weiß ich nicht, wie es möglich war, aber ich habe mich zirmlich zu dem Ton der Zuschauer und Spieler zu stimmen gesucht; oder vielmehr ward ich dazu mit Gewalt gestimmt durch das Ungestüm der Freude und des Jubels, die mich rund umbrausten. Es ist dies eine eigne Zeit, wo alles so ein bischen aus den Strängen schlägt und man sich einander ja nichts übel deuten muß, was zur Freude und zum Vergnügen dienen kann, eine Art von Saturnalien, wenn gleich Saturns Gold lange verbleicht ist. Jeder elende Gassenbube, jeder Schuhflicker und Schuhputzer hat nun seine Stimme, wie der Erste und Größte, und läßt sich sein Recht nicht nehmen. Das ist ein Geschrei, ein Poltern, Klopfen, Sausen und Toben, daß man sich mit Einem Male in eine fremde Welt versetzt glaubt, und ich wollte es keinem rathen, daß er durch etwas anders, als durch ein Cheti! und Zitti! sich darüber beschwerte.

Nun einige Worte von der Art des Spiels. Auf dem Theater del Cocomero, als dem ersten dieser Gattung, sieht man meistens Komödien und muß der Gesellschaft das Lob geben, daß sie brav spielt; zuweilen gab es auch Tragödien, aber so ungenießbar, so stolzirend und hochtrabend,

so ohne alle Wahrheit der Empfindung und mit allem Schwulst und Bombast der Sprache überladen, daß sie bei einem reinen und unverdorbenen Gefühl durchaus Ekel erregen mußten, nicht zu gedenken, daß sie häufig in die Phraseologie der heroischen Oper fallen. Die Komödien waren sich sehr ungleich; vielen sah man es an, daß sie nach englischen und französischen Originalen gearbeitet, aber für den italiänischen Geschmack, vielleicht auch für das Karneval so zugestutzt waren. Wahrheit und Wahrscheinlichkeit muß man hier nicht suchen, diese fand man in den wenigsten, und selbst, wenn das Geflecht ganz hübsch und der Knoten ganz fein geschürzt war, ward er doch meistens auf eine gewaltsame, oder doch lächerliche Art zerschnitten. Keiner der Schriftsteller, oder Spieler scheint nur eine Ahndung zu haben von einem schönen Ganzen, das alle Widersprüche zu einer schönen Harmonie zu verknüpfen und so harmonisch durchzuführen und aufzulösen weiß, daß diese Harmonie des Spiels endlich auch die Harmonie des Gemüthes zur Folge habe. Dieses alles sucht man hier vergebens und muß sich also früh gewöhnen, es nicht zu suchen. Der Italiäner scheint überall eine dauernde Empfindung, die der Schriftsteller und Schauspieler bei ihm erregen will, nicht zu lieben, und jemehr die Stücke sich der Einheit dieser Empfindung nähern, ohne darum matt zu seyn, oder einzuschläfern, desto weniger behagen sie ihm. Wunderbar hingegen ist es, mit welcher Leichtigkeit er von einer Empfindung zur andern und grade zur entgegengesetzten überspringt, und wie ihm dieses recht eigentlich Vergnügen zu machen scheint. Hatte eine wirklich schöne und rührende Scene eben sein Herz bewegt und seinem Auge eine Thräne entlockt, und kam nun Freund Stentorello mit seinen Späßen plötzlich drein, so lebte und webte er wieder mit ihm und von dem vorigen Gefühle blieb auch nicht eine leichte Spur; er fühlte nur den Trieb und das Bedürfniß zu lachen und seine Hände

schlugen sogleich bei der Erscheinung dieses Lieblings zusammen. Stentorello ist auf dem Theater del Cocomero dieselbe Person, die auf den andern Arlechino darstellt, und nichts anders, als ein etwas verfeinerter Arlechino, so wie alles auf diesem Theater um einige Grade feiner ist, als auf den übrigen, und so stufenweise bis zum Theater des Borgo d'ogni Santi hinabsteigt. Diese Abstufungen sind so bemerkbar, daß hier mehrere vor Langerweile gähnten, für deren Ochsenfell selbst Stentorello noch zu leicht war. Unstreitig war Stentorello hier die erste Person und hatte von allen die schwerste und mannigfaltigste Rolle zu spielen, da ihm täglich neue Karaktere aufgebürdet wurden. Er ist der Wiener Kasperl, aber ich thue ihm Unrecht, ihn mit diesem in Parallele zu stellen. Marinellis Kasperl hat unstreitig seine großen Verdienste und ist für den phlegmatischen Wiener immer eine sehr lustige und ergötzende Person, aber, ohne zu übertreiben, diesem Stentorello ist er nicht werth, die Schuhriemen aufzulösen. Es ist ein wahrer Proteus, der sich mit einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit und Biegsamkeit in alle Formen zu schmiegen und in alle Gestalten zu verwandeln weiß, und auch, wenn er schweigt, und nichts zu thun zu haben scheint, noch durch sein stummes Spiel den Zuschauer ergötzt. Daß er übrigens alle Schranken der Wahrscheinlichkeit überspringt und alle Knoten durchhaut, muß einen nicht wundern, weil eben dies mit zu seinem Karakter gehört. Er ist nicht bloß der Liebling des Pöbels, nein des ganzen Volks und der Großen, die ihm mit dem Hofe oft zusehen und die ehrenfesten Bäuche schütteln. Die Großherzogin hatte ihn besonders in ihre Gunst genommen und fehlte nie, wann eines seiner Kraftstücke angekündigt war. Worin nun eigentlich sein Spiel besteht, ja das mögte ich beschreiben können, wie viele andre Sachen des Karnevals, um von dem ganzen Wesen eine recht anschauliche Vorstellung zu geben. Er spielt nichts anders, als die Lieblingsspäße des

Volks, aber er ist kein bloßer Dummbart, obgleich auch dieser ein Hauptkarakter seiner Rolle ist; sondern ein leichtbewegliches Wesen, das immer von einem Gegenstand zum andern überspringt, und immer einen neuen Einfall und ein neues Spiel, außer dem zugeflüsterten, extempore bei der Hand hat. Er hat, wenn er auf seinen Strümpfen ist, so viel Witz und Laune, daß man ihm immer mit wachsendem Vergnügen zuhört und zusieht; er hat ferner eine so reiche Bereitwilligkeit, immer aus seinem Vorrathe mitzutheilen, daß er dadurch allein schon ein Wohlthäter und Liebling des Publikums wird. Er erinnert ziemlich lebendig an die alte Komödie zur Zeit des Aristophanes und darf manches bewitzeln und sagen, was unter einer ehrbaren Maske dem Ohre häßlich und widerlich klingen würde; er bestätigt den horazischen Spruch, daß nichts süßer, aber auch nichts schwerer sei, als lachend die Wahrheit sagen.

Auf den andern Theatern hat er unter dem Namen Arlechino auch eine andre Gestalt angenommen und rechnet schon mehr auf Eselsohren und eine Eselshaut, wie er denn auch selbst oft in dieser Haut auftritt. In der Kunst sind alle Mitteldinge erbärmlich und einzig zur Plage und zum Einschläfern gut; ich übergehe also, die zwischen Stentorello und dem Arlechino auf dem Theater des Borgo d'ogni Santi in der Mitte stehen, und halte den letztern fest, weil er so ziemlich alles in sich faßt, was sich von seinen Brüdern etwa sagen ließe. Da er bestimmt ist, die niedrigste Klasse von Zuschauern zu ergötzen, die sich hier gewöhnlich zusammenfindet, so läßt sich davon schon ein ziemlich richtiger Maßstab hernehmen, und wer die Menschen kennt, weiß schon, wie seine Späße und Einfälle und seine Darstellung beschaffen seyn müssen, um diesen Zweck zu erreichen. Stentorello spielte nach Art freier Menschen ohne Livree, und war meistens eine dem Hauptkarakter des Stücks zugegebne Person, ein Bedienter, oder ein lustiger

Genosse von Schelmereien und Unfällen, oder ein nachgehender Dummbart und Affe; Arlechino schämt sich nicht, in seinem eignen bunten Kostüm mit seiner Schellenmütze, seiner schwarzen Larve und seinem Pritschpelze aufzutreten, ja er würde ohne diese um sein ganzes Ansehen bei seinem Auditorium kommen. Auch er hat meistens mit Stentorello einerlei Rollen, aber er mahlt alles sinnlicher und dem Auge und Ohr und, wo möglich, auch dem sechsten Sinn handgreiflicher und fühl- und tastbarer aus, und es ist unglaublich, wie weit er seinem losen Maule da den Maulkorb machen kann, oder eigentlich muß, um auf die gröbern Organe seiner Zuschauer zu wirken. Die auf den andern Theatern waren bloße Nullen, aber dieser hier der ächte Harlekin, mit Witz und Laune begabt und besonders reich an Einfällen extempore und aus der Geschichte des gestrigen und heutigen Tages hergenommen, welche durch die Neuheit des Vorfalls sich den Beifall des muthwilligen Publikums versprechen konnte. Doch bestand eigentlich sein erstes Verdienst in der Kunst, die Worte zu verdrehen und durch Mißverständnisse und Auslegungen einen lächerlichen, oder einen obscönen und schlüpfrigen Sinn herauszuklauben, und darin hatte er es zum Bewundern weit gebracht, wie in dem andern, seinen Körper wie eine Gliederpuppe zu recken und seine Sprache in alle möglichen Töne zu verwandeln; ja auch in Thierstimmen war er nicht weniger ein Held. Die Wichtigkeit übrigens, mit der die Zuschauer diese Sachen behandeln, der heilige Ernst, und der Beifall und die Aufmerksamkeit, die sie diesem ersten Helden der komischen Bühne geben, auch wo er ihnen einmal über die Gränze zu springen scheint, ja ich mögte sagen, die Humanität, mit welcher sie manches dulden und loben, was ihnen auch nicht gefällt, diese hat mir nicht wenig Vergnügen gemacht. Es scheint, daß sie es fühlen, daß jeder, der einzig den Zweck hat, andern Vergnügen zu machen, auch wenn er fehlt und es ihm nicht gelingt, doch allemal

auf Schonung und Mitleid Anspruch machen kann, und nicht durch ein eben so grausames, als unnützes Lachen und Zischen und Poltern, zu demüthigen und zu beugen ist. Ich wünschte davon dem teutschen Publikum eine kleine Portion, das so gerne pocht und auspfeift; das sollte man nur, wo offenbar Unsittlichkeit (die der Schauspieler ins Spiel bringt) und Betrügerei sichtbar ist. Denn so leicht und unbefangen man sich hier auch dem Vergnügen und der Erlustigung hingiebt, so wäre es doch sehr vermessen, zu behaupten, daß viele im Publikum nicht oft fühlten, wo gegen Anstand und Sitte, (das ist im Karneval nicht leicht) oder, welches eine größere Sünde ist, gegen Laune und Spaß angestoßen wird; aber das überspringt man leicht.

Die Komödie dieser letzten Theater ist ein närrisches Ding, und es geht immer Schlag auf Schlag und Knall auf Knall, wie auf einem Schlachtfelde, oder auf dem großen Schlachtfelde des menschlichen Lebens. Wie die einzelnen Theile zusammenhängen, darnach fragt man nicht, weil auch der Zuschauer darnach nicht fragt. Geht es nur fein toll und laut durcheinander, giebt es gehörige Raufereien und Zänkereien, Lärm, Toben, Mißverständnisse auf der Bühne und hinter den Kulissen; giebt dies zum Lachen hinlänglichen Stoff und Harlekin Gelegenheit, mit seinem Holze drein zu schlagen, so hat man jeden Zweck erreicht und findet es nicht lächerlich, oder vielmehr sehr lächerlich, — denn Lachen ist eben der höchste Zweck — wenn er Kaiser und Könige, Minister und Richter, Helden und Prälaten weidlich mit dem Knall seiner Keule im allgemeinen Raufen und Zausen, im Fliegen des Gewandes, Stauben des Puders von den gerupften Perüken und himmelanfliegenden Beinen der Gefallenen, Niedergestürzten, oder gar Erduellirten von der Bühne treibt. Daß gleich darauf eine sehr ernsthafte, oder gar weinerliche Scene folgt, läßt sich niemand anfechten, das muß einmal so seyn; jedem sein

Recht. In der That, wenn man Harlekin abrechnet und die Scenen, die er und seine Helfer spielen, die oft sehr komisch und in einem leichten und natürlichen Dialog sind, kann man sich nichts Tolleres denken, als diese Komödien und Tragödien. Die übrigen Scenen springen plötzlich in einen ganz andern Ton und eine andre Sprache über und reden und peroriren, wie ein altes bestaubtes Pergamentblatt, gedunsen und aufgeschwollen, feierlich und weinerlich bis zum Erbrechen, ohne Leben und Dialog; ein Beweiß, daß der Italiäner keine Komödie hat und nur zuweilen durch diese Bewahrer des Paladiums, durch Harlekin und Konsorten mit der Nase darauf gestoßen wird, was er aus diesem Gefühl des Volks für alles Lächerliche und diesem schönen Trieb, so leicht zu lachen, machen könnte, wenn eine Meisterhand sich ans Werk machte und die groben Schlacken herauswürfe. Die Spieler fühlen diese Inconsequenz der Schriftsteller, oder vielmehr diese auf das Gefühl der Zuschauer berechnete Sicherheit, es wagen zu dürfen, so gut, daß sie bei diesen herz- und halsbrechenden Scenen, wenn sie sie eben durchgewürgt und durchgeweint haben, seitwärts herzlich lachen, oder auch dem Parterre zugekehrt, und wenn sie wieder einfallen müssen, sogleich in den gehörigen Ton treten. Dies würde anderswo beleidigen und eine kleine Züchtigung verdienen, hier nicht; entweder, weil es Sitte ist, oder, weil man selbst dunkel fühlt, daß es wohl abgeschmackt seyn mag, wenn eben Harlekin seine Possen durchgespielt hat und dieselben Personen mitgeharlekint haben, sie nun als feurige Liebhaber, tyrannische Eheherren, zärtliche, oder zürnende Väter auftreten und ihre Empfindungen auf himmelhohen Stelzen springen, oder in tönende Wasserblasen eines kalten Platzregens der Worte sprudeln lassen.

Ein eignes Divertissement dieser Theater sind die sogenannten Abbattimenti, oder Gefechte, wo ein Meister in der Kunst nach der alten italischen Fechtkunst mit Schwert

und Dolch bewaffnet, perorirend und Streiche austheilend mit großer Schnelligkeit und Gewandheit unter einem Haufen Bewaffneter sich umdreht, ohne übermannt zu werden. Man hat daran gleichsam ein Bild der alten Banditen und Braven, die hoffentlich mit der jetzigen Revolution immer mehr aus dem schönen Lande verschwinden werden. Diese Abbattimenti und Combattimenti sind ein Lieblingsstück des Volks und ein lautes Jubelgeschrei empfängt sie gewöhnlich; doch fehlen auch die Torneamenti und Gioſtre nicht, welche jetzt auch in Teutschland zur Ungebühr auf den Theatern und in den Romanen rasen, so ärmlich und traurig diese immer auf den kleinern Theatern und bei der schlechten Garderobe sich ausnehmen. Nur wenn man bloßen Spaß daraus macht und ein Paar ausgekleidete Harlekins die Maulthiere oder Eselein der Donquixote sind, nur dann sind sie leidlich.

Das Lächerlichste aber bei weitem sind die Trauerspiele, die mich immer lebendig an die Sommertheater in Pest und Presburg erinnerten, wo in den Zwischenakten aus großen Tonnen Bier und Wein geschenkt ward, die im Proscenio standen. Man kann sich nichts Schwülstigeres, Abentheuerlicheres und Halsbrechenderes denken, als diese Helden, Prinzen und Prinzessinnen mit ihren hohen Worten und Socken, worauf sie einhertrumpfen, und Harlekin immer mitten unter ihnen mit seinen Späßen und Schelmereien im schneidendsten Kontrast, er, der gewöhnlich durch seine Pfiffe, oder Dummbartigkeit, oder durch den glücklichen Stern, der über seiner Geburt waltete, die Tragödien zu einem glücklichen Ausgange bringt. Das Resultat ist, man suche hier keine Regel und Vollkommenheit, sondern nehme alles hin wie ein leichtes und wildes Spiel dieser leichtfertigen und geräuschvollen Tage und lasse das Urtheilen zu Hause; das paßt überall nicht für das Karneval. Auch darüber darf man nicht klagen, daß man für sein Geld zu wenig kriegt, denn das Spiel dauert gewöhn-

lich drei ein halb bis vier Stunden von 8 Uhr bis nah an die Mitternacht; auf einigen Theatern beginnt es auch mit 6 ein halb bis 7 Uhr.

Zwischen diese Komödien und Tragödien und Schalksstreiche Harlekins sind gewöhnlich Farsen und Intermezzi eingemischt, oder sie machen auch den Beschluß. Diese Farsen sind kleine Stücke in Prosa, bloß zum Lachen gemacht, wie man hier sagt, und die einzig durch das gute Spiel stehen, ein Gemisch von Lächerlichen Scenen und Aufzügen, die, ohne eben viel Witz und Laune zu haben, durch ihre Anspruchlosigkeit, durch den raschen Gang des Spiels, ja selbst durch ihre Abentheuerlichkeiten und Lächerlichkeiten gefallen; denn dies ist eben ihr Karakter. Die Intermezzi sind kleine komische Opern, oft mit einer ganz hübschen Musik begleitet und mit leichten Arien und Balladen durchwebt, deren einziges Verdienst freilich ist, daß sie faßlich und populär sind, sowohl in Inhalt, als in Poesie und Musik; das Aeußere des Spiels ist übrigens dasselbe mit dem der Farsen, nur daß es mit ein wenig mehr Decenz einhergeht, obgleich auch hier die Püffe und Stöße und das Schütteln der Haarbeutel und Perüken nicht fehlen; doch freilich sind das Kleinigkeiten gegen die übrigen Ausgelassenheiten des Hände- und Armspiels, wie man sich hier mit Wonne zuruft: o come fanno alle braccia ed alle mani! Eines ist dabei aber karakteristisch, daß die Weiber selten das Abentheuerliche des Spiels, das Wilde des Getümmels und das Antike und Närrische des Kostüms mit den Männern gemein haben, sondern bloß auf Schelmerei und Possen leichterer Art eingeschränkt bleiben.

Uebrigens haben die Masken, wie draußen auf den Promenaden und öffentlichen Plätzen, so auch hier im Parterre ein großes Vorrecht, das ihnen nicht leicht streitig gemacht wird, weil man auch sie als Beförderer und Mehrer der Freuden und Lustbarkeiten des Karnevals ansieht,

oder bloß, weil es so die alte Sitte ist. Sei es noch so gedrängt voll, ihnen wird allenthalben Platz gemacht, versteht sich zum Durchgang durch die Platea, (Gasse) nicht auf den Bänken, denn da wäre es um die Masken eine schöne Sache. Aber schon dies ist ein Großes, weil sie sich auf diese Art doch leicht ein besseres Posto zum Stehen und ein näheres verschaffen können, als die Unmaskirten, die zu spät kommen und nicht die Stärke, oder Unverschämtheit der Schultern haben, sich durchzudrängen. Der Ton luoco alle maschere! wird fast eben so schnell befolgt, als der der Träger und Kärrner auf den Gassen; alle gambe! oder a terra cavolini!

Uebrigens glaube man nicht, daß es bloß die Abende Komödie gebe, sondern es wird mehrere Vormittage von 10 bis 1, 2 Uhr gespielt, meistens zum Benefiz der Schauspieler, die dann natürlich die Lieblingsstücke des Publikums wählen. Da haben die ersten Sänger nichts vor dem Stentorello des Theaters del Cocomero und dem Harlekin von ogni Santi voraus, die auch ihre Benefiztage hatten. Ich habe auch dieses mehrere Male mitgenommen, und die Logen und das Parterre eben so gedrängt voll gefunden, als die Abende. Auf einigen Theatern gab es auch mehrere Abende nach dem Schauspiele Bälle, wie auf dem Teatro della Pergola und dem Teatro nuovo. Die größte Lust dabei waren die Masken, deren man freilich bei Tage schon satt kriegen und am Licht der Sonne besser genießen konnte. Auf den Bällen des ersten Theaters war meistens alles Feine und Edle und Patrizische der Stadt versammelt und es ging mit ziemlicher Munterkeit und Ungezwungenheit her. Indessen mogte es für die einzelnen Partieen, die Nacht und Maskirung zu mancher Schelmerei begünstigten, lustiger seyn, als für mich. Höchstens hatte man hier noch Gelegenheit, manche schöne und junge Gesichter der Edeln mehr zu sehen. Ueber den Tanz läßt sich nichts sagen, da der Italiäner ihn dem Engländ-

der und Franzosen nachtanzt; doch das entgeht keinem, daß er ihn sehr schlecht nachtanzt, und daß man vergebens die Lebhaftigkeit und das Feuer sucht, was sich selbst bei den Teutschen zuweilen findet. Man darf überall unter den höhern Klassen der europäischen Völker, die noch nicht im neuen Sauerteig der Dinge aufgeschwollen sind, nur kleine Verschiedenheiten suchen, und diese sind meistens Folgen des verschiedenen Klima's; fast kann man die Europäer dieser Klasse wohl für Eine Nation halten. Ein andres ist es mit dem geringen Volke, das überall die Karakterzüge eines Volks unter jedem Himmel reiner bewahrt und sicherer zeigt. In dieser Rücksicht waren mir die Bälle auf dem Neuen Theater lehrreicher, weil sie den guten Bürger mit seinen Söhnen und Töchtern und manche muntere Jugend der höhern Stände zum Wittern und Löffeln und Schnäbeln zeigten. Hier war doch einiges Eigne und Italiänische, wie ich es auch sonst zu sehen gewohnt war, und die Masken des Karnevals trieben ihren vollen Muthwillen und ihre Ausgelassenheit, ohne sich durch die Rücksichten einer steifen und beschwerlichen Decenz binden zu lassen, und dieses gab dem schlechten Tanz einiges Leben und mitunter ganz lustige Scenen und Possen, die Tanz und Musik zum Schweigen brachten, ohne daß es zu andern Unordnungen, zu Zank und Händeln Gelegenheit gegeben hätte.

Man kann auf alle diese Fastnachtspiele zu sehr mäßigen Preisen abonniren und dann hingehen, wo man grade die meiste Lust erwartet. Daher sieht sich ein Fremder von allen Logen ausgeschlossen, die alle von Einheimischen besetzt sind und muß sich auf die Gefahr seiner Haut auf das Parterre einlassen, wo allerlei Volk zusammenfließt und der Erste und die Maske den besten Platz einnimmt.

Man glaube nicht, daß zu diesen Karnevaltheatern die Schauspieler alle aus der Fremde verschrieben werden, oder von selbst kommen und dort ihre Fahnen aufpflanzen.

Es ist überall mit den Schauspielern Italiens ein ganz anderes Ding, als mit unsern teutschen, oder mit andern. Die berühmtern Künstler, Sänger und Tänzer vermiethen sich bei einem Hofe, oder bei einem Unternehmer auf ein ganzes, oder halbes Jahr, auf die Herbstzeit, auf das Karneval rc. denn lange Verbindlichkeiten geht nicht gern ein Italiäner ein, sondern liebt den Wechsel und das Ziehen von einer Stadt zur andern, so daß er oft im Sommer in Turin, im Karneval in Florenz, im Frühling in Napoli spielt. Mancher große Künstler spielt auch oft nur einige Monate, z. B. im Karneval, und lebt nachher, bis die Zeit wiederkömmt, von dem reichen Gewinnst dieser Monate im stillen Frieden des geräuschlosen Lebens; denn das Leben kennt ein Italiäner. Zur Karnevalszeit aber, wo alles aus den Regeln des gewöhnlichen Lebens springt, verläßt mancher Bürger einige Zeit sein Gewerbe und tritt plötzlich als Sänger und Schauspieler allem Volke zur Belustigung auf. Es waren unter den Spielern auf den kleinern Theatern mehr als die Hälfte, besonders die Weiber, aus Florenz, die man sonst als keine Schauspieler kennt. Eine lose Dirne, die eine leidliche Larve, oder ein leidliches Stimmchen hat, verdingt sich um einen billigen Preis an einen Unternehmer und singt und spielt die Fastenzeit durch, braucht dieses öffentliche Auftreten nun zugleich als ein treffliches Mittel, sich neue Bekanntschaften zu erwerben und sich bemerkt zu machen; daß solche alle Mittel der Augen und Winke zu brauchen wissen, versteht sich von selbst. Andre dieser Schauspielerinnen sind Töchter von Aeltern, die dieses Gewerbe einige Wochen bei einem bürgerlichen Geschäfte treiben, oder es sind auch junge Weiber irgend eines elenden Violinkratzers oder Korporals, der im Orchester steht. So kömmt eine Gesellschaft zusammen, die um 1, 2 Groschen der Person drei vier Stunden vorspielt. Auch der erste Meister unter den Komikern, Stentorello, ist ein Florentiner und verkauft seinen

Mitbürgern als ein Höker Parmesankäse und Schinken, sobald er den Socken des Aristophanes ausgezogen hat. —

Karnevalslustbarkeiten und Anhängsel.

Sobald der zweite Weihnachtsfeiertag abgeläutet ist, geht das Karnevalsleben an und währt bis zum ersten Fastnachttag. Alle Theater springen mit dem 26. December auf und zugleich eine Quelle zahlloser Lustbarkeiten und Possen. Doch das rechte Leben geht erst mit dem Heiligendreikönigstage an und wächst von Woche zu Woche, so wie die Zeit der schwarzen Trauer näher kömmt. Diese Befania wird auf eine eigne Art gefeiert. Dieses Fest wäre wahrscheinlich noch glänzender gewesen, wenn die grimmige unhesperische Kälte nicht so viele der Klasse in die Keller und Dachstübchen, oder lieber Erdstübchen, getrieben hätte, welcher dieser Jubel am meisten am Herzen liegt. Der Hauptspaß ist eigentlich den Abend vor Epiphaniä. Schon in den ersten Nachmittagsstunden geht das Geplänkel der leichten Schaaren an, ich rede von den Buben und dem nächstangränzenden Alter. Eine Menge langer Hörner aus Glas, die zu diesem Behuf eigentlich feil sind, schreien vom Mittag an durch die Stadt, und selbst von gebildeten Leuten sieht man viele mit diesen Insignien des Tages; auch blasen sie wohl einmal recht herzlich darein, laufen sich einander auf den Leib und trompeten sich mit lautem Gebrüll an. Aber am Abend ist erst die rechte Lust, und dauert von 6 Uhr bis spät nach Mitternacht. Wie ein Ameishaufen scheint die Stadt aufgewühlt, und wohin man sich wendet, sieht man schön geputzte und fröhliche Menschen lustwandeln, und einander mit den Hörnern und mit Lachen und Schäkern Lust machen. Wilder und munterer streifen eine Menge Masken durch diesen Haufen, als man sie die vorigen Tage gesehen hat, aber alles besonders für den scherzvollen Abend gewählt, die närrischesten, possier-

lichsten und groteskesten, die man sich denken kann. Sie machen das Vorspiel, und geben durch ihre leichtfertigen Bewegungen, Einfälle, Sprünge und Winke unter den Spazierenden, so wie diese durch die mancherlei und verschiedenen Aeußerungen der Freude und des Wohlbehagens, einen unendlichen Spaß. Ohne dieses giebt ein schönes Gewimmel und Getümmel dem Zuschauer Lust und Begeisterung, in dem muntern Menschenstrom mit fortzuschwimmen. Aber man hat dies nur gleichsam in der Nähe; denn der Schall der Hörner und Trommeln und Pfeifen, mit denen Buben in Banden von 10 bis 50 umherziehen, und worin der gewöhnliche Glockenklang an festlichen Abenden, der fast nie verstummet, dumpfer toset, übertäubt alles, und läßt nur Ein großes Gefühl, daß man lebt, und im Strudel der Lebendigen fortgetrieben wird. Endlich gegen 8 Uhr erscheinen dann die Königinnen des Tages, die schon lange vorher in feinen buntbemahlten Liedern ausgehängt, und an allen sonnigen Ecken der Stadt, am Arno, auf dem großen Platze u. s. w. ausgehängt, ausgeschrieen, und zur Cimbel und Guitarre gesungen sind, die preisvollen Befanen (Befane). Welche abentheuerliche und bizarre Gestalten der Verputzung und Ausstaffirung des sterblichen Leibes der kleine närrische Gott Kapriccio je erfand, oder Mode und Verkrüppelung je nothwendig machten; alles wodurch ein Volk, das leicht lacht und ergötzt wird, und alles mit Nachsicht und Duldung, ja mit einer Art Achtung und Unverletzlichkeit aufnimmt, was diesen süßen Trieb der menschlichen Natur zu befriedigen strebt; alles, wodurch dieses sich in Schwung und Munterkeit zu setzen gewohnt ist, wird hier aufgeboten und ausgestellt, um diesen ersten Jubeltag des Florentiner Karnevals zu verherrlichen. Selbst der kältere Nordländer fühlt eine neue Lebenswärme und eine Ader fescenniner Lust durch sein Herz rieseln, und vergißt auf einige Zeit die unnatürliche Weise seines Landes, bei jedem unschuldigen Spaß,

ben

bey jeder Darstellung des Witzes, der Dummheit und des Aberwitzes, die muntre Menschen zu seinem Vergnügen veranstalten, sich erst weise und ängstlich zu fragen, ob es ihm wohl anstehe, hierüber zu lachen und sich zu vergnügen, ob er mit den Buben gehen, oder ihnen nachgehen, ob er dem Wagen der triumphirenden Befana als ein Sklave folgen könne? Denn nichts geringeres, als ein Triumphwagen, ist es, worauf diese Herrscherinnen der Nacht einherziehn. Stattlich aufgeputzt mit einer hochthürmenden Frisur und Behängsel, blitzend von tausend Perlen, Juwelen, und silbernen und goldenen Schildern, wie die bescheidene Nacht sie für ächt annimmt, eine fröhliche und lachende Maske vor dem Gesichte, und die heitre rothe, oder himmelblaue Farbe auf ihrem Gewande, sitzt sie froh und herrlich auf einer Biga, linker Hand ihren Sklaven und Geliebten neben sich, der einige Fuß niedriger sitzt. Dieser ist weder in Stattlichkeit, noch Kühnheit der Miene, noch an Pracht und Zier des Aeußern mit der Heldin zu vergleichen; ja recht absichtlich scheint für ihn das gröbste Tuch zum Kleide, und der traurigste Hut der Stadt für sein hohes Haupt ausgesucht zu seyn; eine weiße Schürze fließt lang über seine Füße hinab, und ein langer verrosteter Bratspieß hängt an seiner Seite. Die Rechte hält das gläserne Horn, und posaunt zu Ehren der Heldin. Zitternd wagen diese Hände es zuweilen, ihren hohen Körper zu berühren, und zärtlich, doch schüchtern, blicken die Augen zu ihr empor. Sie, die nur die süße Pflicht fühlt, aller Welt Freude zu machen, erwiedert diese Liebkosungen mit herzlichen Umarmungen, schmatzenden und schallenden Küssen und holdem Lachen und Worten, indem ihr aus ihrem reichen Vorrath von Zärtlichkeit und Wonne immer noch genug an die glänzende und zahlreiche Begleitung auszuspenden bleibt. Zwölf oder zwanzig Gespanne von Buben ziehen diesen Triumphwagen, oft noch in Begleitung einiger Eselein, die aber, wie die Rosse vor den Wagen der

beliebten englischen Demagogen, gleichsam nur zum Staate da sind. Trommeln donnern voran und wirbeln nach, und Fahnen wehen lustig durch den sprudelnden Dampf der Fackeln, die zu beyden Seiten in langen Reihen ihren Rauch und ihre Funken stäuben. So geht es durch die besten Gassen und über die lebendigsten Plätze der Stadt vier, fünf Stunden lang, und die Begleitung und Herrlichkeit des Zuges wächst im Gehen. Endlich um die Mitternacht wird alles dünner und stiller, und die Buben machen gleichsam den Rogus der abgelebten Freude. Wohin man die Schritte wendet, sieht man sie in dicken Haufen mit den letzten Stumpfen der Fackeln, Strohwischen, Kienspähnen sich versammeln, und mit wildem Geschrei dieses alles, nebst manchem zerbrochenen Glashorn zu Einem Haufen zusammenwerfen. Um diesen letzten Jubel tanzen und trommeln sie noch die letzte Stunde herum, und satt an Freude, mit heisern Kehlen, berußtem Gesichte und hungrigem und ausgefrornem Magen, geht jeder heim in sein Hüttchen oder Häuschen. Den folgenden Tag der Befania sieht man noch eine kleine Fortsetzung dieses Spieles in allerlei Ausstellungen von Befanen aus den Luken und Fenstern. Zwey längst dem Arno waren vorzüglich schön, und die eine, die im vierten Stock eines Pallastes sich im Fenster zur Schau legte, mit ihrem Liebsten im Arm, war mit so vielem Geschmack und guter Laune gemacht, und hatte so viel Ergötzliches und Feines in ihrer ganzen Gestalt, daß sie mehrere Stunden die Freude der zahlreichen Menge machte, die an dem schönen hellen Tage längst dem Flusse sich erging, und es über diesem neuen Wunder vergaß, das Eis anzugaffen, welches der Arno in großen Stücken mit sich führte, und welches sich zum allgemeinen Jubel und Erstaunen an den Pfeilern seiner Brücken brach.

Obgleich der Lärm der Waffen, die vertriebenen und umherreisenden Könige, und das Warten der Dinge, die

da kommen sollen, die Menschen in Furcht und Hoffnung halten, und den öffentlichen und auch den leichtern Freuden und Lustbarkeiten des Lebens wenig günstig sind, so ist doch der Karnevalsgeist immer noch ganz munter, und war es selbst in den Tagen, wo eine ungewöhnliche Kälte die weicheren Körper hier hart angriff. An den gewöhnlichen Tagen, d. h. wo keine solenne Aufzüge waren, gab es immer schon manchen Spaß, besonders gegen die Abend- und Theaterzeit, an schönen Tagen fuhren und spazierten Masken in allerley Gestalten umher und gaben den Spazierenden Räthsel auf, und zugleich eine unschuldige Unterhaltung. Buben in großen Banden zogen mit Trommeln in den lebhaftesten Straßen und Plätzen umher, und hatten ihr gebührendes Gefolge. Aufzüge von fröhlichen Musikanten, die entweder keine Meister der Kunst waren, oder ihre Kunst verstellten, sah man wieder an andern Orten, und oft am hellen Tage Frauen, oder feinen Mägdlein eine giornata bringen; aber am lustigsten ging es des Abends in den Theatern her, wo die mancherlei verkappten Gestalten die Langeweile des Wartens etwas versüßten. Aber freilich war dies alles Kleinigkeit gegen die Tage des Korso, wo man die ganze Weise und den ganzen vollen Glanz dieser italiänischen Saturnalien am besten kennen lernte, und selbst vom allgemeinen Taumel angesteckt ward. Denn so einen dicken Bärenpelz hatte ich nicht um meinen nordischen Leichnam mitgebracht, daß nicht wenigstens einige Strahlen des hesperischen Himmels durchgedrungen wären. Diese Tage des Korso fassen so ziemlich alles zusammen, was sich vom Karneval sagen läßt, und ich will also einen für alle etwas ausführlicher beschreiben.

Der Korso war dieses Jahr nicht weniger als sechsmal, die zwei Sonntage vor dem fetten Donnerstag, und den fetten Donnerstag, und die drey letzten Tage des Karnevals (il carnasciale). Den fetten Donnerstag und die

beyden letzten Tage des Carnasciale war ferner noch die Lustbarkeit unter den Loggi degli Uffizi. Alle Buden waren an diesen Tagen weggeräumt, und die schönen Loggien, so wie der schöne Platz, den sie mitten umfassen, sauber gefegt und geschmückt. Die Endloggie, welche die zu den Seiten verbindet, ist je zu beyden Enden mit zierlichen Buden geschmückt, wo Tische, Stühle, Bänke, unter sauberen Zelten angebracht sind, und Gefrornes, Limonade, Chokolade, feine Weine, Likörs und Konfecte und andre Leckereien für den lüsternen und hungrigen Magen gereicht werden. Diese Loggien sind an diesen Tagen eigentlich für die Großen und alle zierliche Welt bestimmt, und kein geflickter und gerupfter Mantel, keine Livree, kein Bauersmann darf sich hier sehen lassen. Auch würde dann der Raum nicht hinreichen, und diese unsaubern Geister würden bald alles wegjagen. Damit dies nun nicht geschehe, stehen an den Eingängen Wachen, und sind mit großen Ketten Schranken gezogen. Die piazza del Gran Duca und die niedliche kleine Loggie der Bronzen und Marmore wimmelt indessen vom Volk aus allen Klassen, die entweder als Zuschauer dieser Herrlichkeit sich zusammendrängen, oder schon den Geist des Abends im Leibe haben, wo ihnen auf dem Platze der Kreuzkirche und in den Theatern alle mögliche Gleichheit mit diesen, unter den Loggien Spazierenden bevorsteht. Die Lebhaftigkeit unter den Loggien geht mit dem Mittage an, und dauert bis gegen zwei Uhr. Alles was fein und zierlich, jung und schön, edel und prächtig ist, und den Geist des Vergnügens und die Lust, sich zu zeigen, fühlt, fließt hier allmählig zusammen, aber auch die Väter und Mütter, die Prinzen und Baronen, der Großherzog und seine Männer fehlen nicht. Jeder und jede bietet alles auf, sich in der besten und vortheilhaftesten Gestalt zu zeigen. Die jungen Stutzer und die Weiber und Mädchen, die liebenswürdig und einer toast werth sind, (brindisevoli) die vielen Fremden, die französischen,

cisalpinischen Officiere, die Schweden, Dänen, Engländer, die mit Kriegsschiffen in Livorno liegen, alle in den Trachten und Uniformen ihres Landes und mit dem Ausdruck ihrer Regierungen in Gang und Miene, geben diesen Stunden ein Interesse, das außerordentlich ist. Was man endlich an den übrigen Tagen von schönen Masken und Gesellschaften, Aufzügen und Gruppen einzeln sieht, das alles findet sich hier beysammen, und erregt einen Schwindel und Taumel und einen Geist der wilden Freude, der selbst bebrillte Nasen noch witternd, und hinkende und hölzerne Füße behend macht. Einige Masken sahe man hier auch außerordentlich schön, mit einem Geschmack und einer Auswahl der Kleider und Gewänder und einem orientalischen Reichthum des Geschmuckes und Geschmeides, daß jede Vorstellung weit dahinter bleibt. Diese ziehen eine Zeitlang die Augen an und nach sich, aber für den Geschmack dieser Tage und des Volkes sind doch die komischen und lächerlichen, welche auch bey weitem die größere Zahl waren.. Sie machen diese Stunden eigentlich karnevalisch, wenn nicht schon die Menge feiner, gesitteter, und fröhlicher Menschen, die sich im jubelnden Gedränge des Lebens und der Freude über und unter einander drängen und bewegen, dem Menschen ein weit süßeres Bild des Friedens und der Geselligkeit gäben, als alles Gedränge um einen blutigen Sieger und einen verbannten König gewähren kann. Anfangs ist alles leer, und einzelne Gestalten wandeln wie Schatten auf und ab, und scheinen selbst nicht zu wissen, was sie hier suchen, so frostig und leblos und stumm erscheinen sie natürlich sich und andern; aber es wächst allmählich, wie die Meeresfluth, oder ein Bienenschwarm, und so auch das Getöse und Gesause. Es füllen sich die Loggien und endlich gießt sich der Strom strudelnd über den schönen Platz in ihrer Mitte aus. Alles findet sich, was zusammen gehört, und die lustigen Täuschungen und Auftritte mit den Masken heben an. Vom

Platze her tönt in dies decentere Gesumse die lautere Stimme der Käufer und Verkäufer und der Zuschauer, die ihre Freude lauter aus der Brust hervor zu geben gewohnt sind. Endlich gegen zwei Uhr heben die Stillstände und Attruppirungen an, besonders um die Masken, die nun auf mancherlei Art ausgekundschaftet und ausgemacht werden. Das ist das letzte Fest. Der Strom fließt ab, wie er wuchs, und alles unreine Wasser strömt die letzten Minuten vom Platze her mit ein, und in wenigen Augenblicken sieht man von Tausenden keine Spur mehr.

Nun ist etwa eine gute Stunde Stillstand und man sorgt, seinen Körper für die Freuden und Mühen des Abends zu stärken. Gegen drey Uhr gehen dann die Verkündigungen und Vorrüstungen des Korso an, wie leichte wollige Wolkenstreifen das düstre und volle Gewitter verkündigen. Mancherlei Masken kreuzen hie und da durch die lebhaftesten Straßen, auf den Plätzen und längs dem Arno, wo die Menschenzahl zusehends wächst und endlich in der ganzen Länge gleich einem Bergstrom strudelt. Einige scherzhafte Equipagen und Kavalkaturen, die die folgenden Stunden verherrlichen wollen, fangen an sich hier vorübereilend zu zeigen, und Janhagel mit allem muthwilligen Gezücht von Buben läßt die Trommeln und Pfeifen an allen Ecken und aus allen Winkeln der Stadt ertönen. Auf der Piazza di Santa Croce sammelt sich allmählich die Menschenzahl, und die lange Reihe der Tische mit Confect, Wein, Kuchen, Zuckerkügelchen, Nüssen, Pinien, Kastanien, Feigen, lagert sich, und die schreienden Alten mit Kastanien, Pfefferkuchen, Obst und allerlei Gebackenem gehen noch ziemlich einsam einher, einzelne Wagen und Reiter fliegen wie der Teufel im Puppenspiel lustig vorüber. Endlich gegen vier Uhr fangen einige Wagen an umzurollen, und eben so, wie unter den Loggien, wächst es allmählich, bis man endlich im Gewimmel, im Rasseln der Wagen, Donnern der Trommeln und Tosen der Tausende von Men-

schen sich verliert. Doch dies will einzeln beschrieben seyn und läßt sich unmöglich in ein fortlaufendes Ganze fassen.

Diese Corsi sind seit undenklichen Zeiten und von den glorreichen Tagen der Florentiner Republik her und damals noch viel glänzender gefeiert worden, als jetzt, wie jeder leicht von selbst ermessen kann, der weiß, daß der Geschmack für öffentliche Spiele und Lustbarkeiten entweder durch die Schuld der Zeit, oder der Regierungen, also immer durch die Schuld der Menschen, in allen Ländern seit den letzten Jahrhunderten fast vertilgt ist, und daß man eben so viele schöne Gebräuche, die die Väter der guten Vorzeit als Menschen und als Bürger näher zu vereinigen dienten, nur noch aus dunkeln Beschreibungen kennt. Diese Corsi haben indessen noch so ganz den alten Geist und das Gepräge der Freiheit und Gleichheit aller Stände und Alter für einige Zeit, daß sie in dieser Rücksicht etwas sehr Interessantes sind. Sie gehen von der Piazza di Santa Maria Novella bis zur Piazza di Santa Croce, wo aber der eigentliche Ablauf der Wagen (decursus) ist und der Jubel der versammelten Menschen. Es ist die Länge einer Achtelmeile. Dieser Platz der Kreuzkirche, wo auch um Johannis das Spiel des Calcio gespielt zu werden pflegt, ist ganz dazu eingerichtet. Im Hintergrunde vor der Kirche ist eine Menge Stufen der großen Kirchentreppe, worauf eine ansehnliche Menschenzahl Platz findet, und die weite Mitte ist mit kleinen Kapitelli aus Marmor eingefaßt und mit Ketten geschlossen. Rings umher läuft nun immer noch eine breite Straße, so, daß zwei Wagen neben einander hinfahren und zu beiden Seiten an den Häusern lange Schnüre von Menschen stehen können. Am Vorderende ist ein Springbrunnen, der nicht springt, mit Basreliefs geziert. Um diesen geht der Umlauf, wenn er die große Runde des Platzes gemacht, und dies ist eigentlich die glänzende Gegend der Zuschauer und der Platz, wo die Kutscher ihre

Geschicklichkeit am besten zeigen können; auch wissen die, so auf ihre Geschicklichkeit und ihre Pferde stolz sind, einen Zirkel so zierlich zu beschreiben, daß ein Nero sich eine Ehre daraus machen würde. Wenn dieses Rund gemacht ist, geht es rasch vorwärts zum Platz Maria Novella und zurück. An diesem Korso kann jeder Theil nehmen, und wenn er von Katzen und Hunden sich ziehen ließe, desto schöner für das Vergnügen des Tages. Alles ist willkommen und desto willkommner, je lächerlicher und närrischer es erscheint. Der Großherzog mit seiner Familie, um populär zu seyn, fehlte kein einziges Mal, und alle Edle des Landes, alle stattliche Fremde und Minister mit ihren Equipagen verherrlichten dies schöne Volksfest und man hatte also hier recht Gelegenheit die Blüthe der patricischen und unpatricischen Jugend, die schönsten Weiber und Mädchen in ihren stattlichsten Erscheinungen zu bewundern. Diese stolzeren Equipagen waren untermischt mit allem, was es von Mieth- und Lohnwagen, Eseln und Mäulern in Florenz giebt; alles mußte für diese Tage heran. Auch die Menge der Landleute war alsdann nicht vergebens zur Stadt gekommen und kutschirte mit dem Eingespann seiner Kaleschen und mit seinen Mäulern lustig mit darunter. Auch waren wohl fünf bis sechs Gespann Eselein zu sehen, die einen närrischen Wagen mit eben so närrischen Masken zogen, dann folgten wieder Reiter zu Pferde und auf Eseln, hinten und vorn gezäumt, wie es der Capriccio des Tages wollte; alles dieses indessen mit dem größten Ernst, und das Eselgespann, oder der Eselreiter, den der Zufall vielleicht gleich auf den Großherzog, oder eine andre stattliche Equipage folgen ließ, genoß derselben Achtung und Rücksichten von den Zuschauern und der Wache, die zu Pferde und zu Fuße umher hielt. Damit nun nichts an diesen Tagen fehle, gab es immer noch eine ingeniöse Kutsche, die durch die künstliche Organisation der Federn und des Getriebes sich von selbst fortbewegte, immer mit den andern im

Schritt und im Trabe gleichen Schritt hielt und vier ausgesuchte Masken fortkutschierte. Sie erregte bei ihrer Erscheinung allemal ein lautes Hurra des Volks und war von einer zahllosen Menge Buben begleitet, welche die Trabanten dieser leichten Equipage machten. Andre Wagen wurden von Löwen und Tigern gezogen, versteht sich in gehöriger Zahl, um nicht den Athem zu verlieren und ein Bär oder Wolf saß auf dem Bock und die gehörigen Masken waren drinnen. Hier zeigte sich der brio des Volks und der spirto carnavalesco in seinem ganzen Glanze und es war ein rechtes Vergnügen, diese Kinder und Gebilde einer fröhlichen Phantasie vorüberrutschen zu sehen. Man sah hier so ziemlich das ganze Thierreich erschöpft, versteht sich von den stattlichern Thieren, und Gespann, Kutscher und Insassen aus der äsopischen Familie hergenommen. Schöner aber bei weitem und glänzender waren die Vorstellungen aus der Mythologie, und es gab hier einige sehr feine, besonders einige Bacchische, wo dieser Gott der Freude, mit Guirlanden von Weintrauben und Epheu bekränzt, auf einer weintriefenden Tonne mit vollem Becher im Vordergrunde saß und seine Faunen und Silenen im Hintergrunde hatte, alles mit großem Aufwande von Geld und Kunst und gewissenhafter Beobachtung des Kostums. Den Preis indessen an allen Tagen trug ein horazisches Cervicem si quis pictor equinam etc. davon, wo die Karrikaturen, wie sie unser producirendes und schreibseliges Geschlecht leider so oft zusammensetzt, und die wilden Misgeburten der Phantasie von nicht schlechten Pinseln gemahlt und menschlichen Leibern und Köpfen zugegeben waren. Es war das Thema einer wandelnden ars poetica auf mehrern Wagen vorgestellt, die ein Komenius benutzen könnte, einen horazischen orbis pictus in usum tironum heraus zu geben. Die lächerlichen und lustigen Seiten des vielköpfigen und vielleibigen Menschenlebens zeigten sich hier gleichfalls in mancherlei lustigen Darstellungen

und ließen die Tragödie, oder Komödie, die jeder von uns armen Erdenwürmern spielen muß, so unter dem sanftern Licht der Freude erscheinen. Was haben wir arme Schelme vom Leben, wenn wir unsre Thorheiten und Kinderspiele nicht ein wenig belachen dürfen? Das sollten wir einander nicht so übel nehmen, auch außer der Karnevalszeit nicht; wollte Gott, wir hätten nichts zu beweinen und zu verfluchen! Wenn diese Menge der Wagen mit ihrem Vorspann und Inhalt und besonders mit den Kontrasten so recht lebendig vor die Phantasie gestellt wird, so kann man sich wirklich kaum was Lustigeres und Wohlthätigeres für das Zwergfell denken, besonders wenn man erwägt, mit welchem Ernst und welcher Leichtfertigkeit zugleich dies behandelt und wie alles so ganz über Einen Kamm geschoren wird.

Auch muß ich eines hübschen Aufzuges erwähnen, der sich zweimal mit in den Zug mischte und dem Feste eine seiner muntersten Zierden gab. Dies waren die sogenannten Signorie. Sie sind in der verflossenen Zeit in der ganzen Landschaft um Florenz sehr häufig gewesen und dauern nur noch in den nächsten Orten um Florenz fort. Man kann sie als ein Ueberbleibsel der alten Saturnalien ansehen und einige Gelehrte entblöden sich nicht, dies ohne Zweifel zu behaupten. In den vorigen Jahrhunderten haben sie eine ordentlichere und strengere Disciplin gehalten, und die Karnevale durch prächtige Aufzüge und Schmäuse und frohes Zusammenleben verherrlicht. Jetzt ist nur noch dieser kleine Rest und von diesem auch nur noch ein Restchen übrig. Mehrere Landleute eines Ortes, oder mehrere Ortschaften treten zusammen und organisiren sich zu einer Art Bande der Freude und des Jubels. Weil aber die Freude Vieler, die nach einem gewissen Zweck hinstrebt, einer eignen Disciplin nöthig hat, so wählen sie sich ein Haupt, gleichsam einen Freudenkönig und dieser heißt il Signore, oder il Padrone. Er gebietet troz einem Bohnen-

könig, oder einem Studentenpräses unumschränkt und theilt unter seine Genossen die Ehren- und Dienstämter aus, und diese gehorchen und geben ihm alle die Ehre und den Glanz, den ein Gebieter von vielen Gehorchenden erhalten kann. Eine dieser Signorien zeigte sich hier zwei Tage. Sie hat genau den Ton und Anstrich des übrigen Karnevals. Der Signore, oder König der Signorie ist ganz nach ländlicher Sitte reich mit bunten Flittern mit wehendem und rauschendem Golde und flatternden Bändern geschmückt und eine Art Krone ziert sein erlauchtes Haupt, oder vielmehr ein Mittelding zwischen einer Krone und einem Diadem. Man erblickt ihn auf einem stattlichen Maulthiere, dessen Sattel und Geschirr seiner Würde entspricht und sich schimmernd und funkelnd vor dem übrigen Gefolge auszeichnet. Ein breites Schwert, kurz und römisch, hängt in einem bunten Gürtel an seiner linken Lende und ein Paar mächtige Pistolen stecken vor ihm in den Sattelholftern. Das übrige Gefolge, das etwa 80 Mann hoch seyn mogte, war auf folgende Art vertheilt: Zunächst vor ihm ritt ein Herold auf einem Maulthiere mit dem Heroldstabe und einem bunten Schilde auf der Brust, das aber nur gemahlt war. Diesem voran wehten zwei Fahnen, die zwei der rüstigsten und größten Knappen trugen und mit mancherlei herkulischen Schwenkungen hin und her bewegten, auch sie in die Luft warfen und wieder auffingen. Zur Seite der Majestät und diesen Fahnenträgern vorauf, marschirte das behende Fußvolk, mit Reiterei gemischt, und hinten und vorn schloß Reiterei den Zug ein auf buntgeschmückten Eselein. Ganz vorauf aber ritten Trompeter und Hornbläser und Pauken und Zinken und andre Kriegsmusik schallten. Die Mannschaft war übrigens durchaus bunt, roth- blau, weiß, mit mancherlei Geschmeide und Geflitter angethan, und ließ es auch an Stimmenmusik nach Sitte der alten Kriegsheere nicht fehlen. Man kann sich nichts Scherzhafteres und Fröhlicheres denken,

als diesen langen Schwanz, wie er sich mit einem Male in die Reihe der Karossen einschob. Man vergleiche diese Majestät mit seinen Eseltrabanten, mit dem Großherzog und seinen vorauf und nachreitenden Officieren von der Garde, und man hat ein allerliebstes Bild. Beide waren im Zuge und nur drei Karossen trennten die Gebieter. Ein zweites Mal saß diese ländliche Majestät auf einem Wagen und da hatte alles noch eine imposantere Gestalt. Die Insignien seiner Hoheit hingen und flitterten und flatterten verschwenderisch um ihn her und sechs Grauchen, herrlich aufgezäumt und beschirrt, zogen ihn wie im Triumph, und, als wenn diese Thierchen eine ungewohnte Laufsucht anwandeln mögte, ging bei jedem ein Zügelhalter zur Seite her und so rollte der Zug mit seiner gewöhnlichen Begleitung vorwärts. Uebrigens muß ich nicht vergessen, daß alle maskirt waren vom Monarchen bis zum hintersten Stallknecht. Kein Mensch findet dies übrigens lächerlich, daß er sich darüber lustig machen sollte, aber wohl weiß er sich dadurch lustig zu machen. Der übrigen Eselwagen, mit lustigen Masken bepackt und mit Pulcinellen begleitet, der possierlichen Reiter und Reiterinnen im mannichfaltigsten Kostum und mit dem närrischsten Vieh will ich weiter nicht gedenken und nur so viel melden, daß jeder an seinem Platze galt, trotz dem nach- oder vorfahrenden Principe und Marchese.

Doch es ist Zeit, mich in das Gewühl der Zuschauer und der übrigen Spieler auf und in den Platz zu mischen. War unter den Loggien degli Uffizi alle feine und elegante und höhere Welt auf den Füßen, so ist es hier der gute Bürger mit seinen Frauen und Söhnen und Töchtern und der Kontadino mit den seinigen, alle für diese Tage des Jubels herrlich und schimmrig herausgeputzt. Diese nehmen nun den schönen eingeketteten Platz in der Mitte und die Stufen der Kirche ein und geben durch ein wilderes und lärmenderes Getöse und das Geschrei der Freude aus

freierer Brust und ihre Bezeugungen mit Händen und Füßen ein ganz anderes und zwar ein weit muntereres Bild des Karnevals, als das unter den Loggien, und sind das eigentlichste und natürlichste Akkompagnement zum Rasseln der Wagen und Knallen der Peitschen. Doch wenn ich von ihnen rede, so gilt es von der Mehrzahl; denn auch aus den andern Ständen fehlen hier die Männer nicht, die entweder auf die Augenweide, oder auf die Herzensjagt hübscher Gesichter ausgehen, oder auch bloß auf den Genuß so vieles Lebens und Gewimmels einer frohen Menge. Die Häuser rings um den Platz sind mit Köpfen vollgepfropft und auf den Balkons zeigen sich Konversazionen, und manche schöne Jugend, die nicht in den Karossen rundläuft, legt sich hier zur Schau und erhält denn auch an diesem freien Tage ohne Zwang und Zurückhaltung in Worten und Thaten ihren Weihrauch, doch steht dies nur den Masken zu. Diese sammeln sich wohl unter ihrem Balkon, oder Fenster in bunten Haufen und bringen ihr in der Sprache, die zu ihrer Vorstellung und ihrem Kostum paßt, eine Art Vivat; oder stellen sie Banden von Musikanten vor, so erhält die Schöne eine giornata, je unstimmiger und widerbellender die Instrumente klingeln und knarren, desto besser; ja selbst wenn es Kuhhörner sind, darf sie sich dieser Verehrung nicht entziehen, und muß sie mit Grazie, wenn sie deren hat, hinnehmen, weil sie sonst nicht nur von dieser, sondern auch von der andern Menge eine herzhafte Auszischung und Auspfeifung zu fürchten haben würde. Der Hauptstrudel der Menge hält sich immer links, wo auch die Instrumente und Anfeuerungen dieser Volksfreunde zu haben sind. Eine lange Reihe Tische mit Wein, Rosoli, Rum und Konfekt steht aufgeschlagen und vor niedern Tribunen sitzen mit der Wage und dem Maße die Kuchen- Kastanien- und Fruchthändlerinnen und Fratschler und mit großen Körben die, welche die goldenen Orangen, Citronen und Cedrate feil bieten. An

dieser Seite ist das Gedränge der Masken und ihr Gefolge am lebhaftesten, die andre wird durch die schwächeren Buben mit ihren Trommeln verherrlicht, die hier nicht durchdringen können, und dient den Spazierenden zum Athemhohlen, wenn er ihnen hier beinahe ausgepreßt ist. Hier sieht man die Masken des zweiten und dritten Ranges in ihrem höchsten Glanze und Prunke und sie sind für mich weit ergötzlicher gewesen, als die der Höheren. Die Kunst und Zierlichkeit reicht nur immer bis zu einem gewissen Grade, aber die Nacktheit und die Ingenuität des Menschenherzens, die schlichte und simple Aeußerung der Freude in ihren natürlichsten und fescenninischen Gestalten und Erfindungen, diese behagt immer, wie die Spiele der Kindheit auch noch im spätern Leben gefallen, weil die Kindheit des Menschen und des Lebens so was Süßes ist. Die Hauptpersonen unter den Masken sind die Pulcinelli mit ihren bunten Gewändern und Pritschhölzern und sie haben eine große Freiheit vor den übrigen, die sie aber nicht misbrauchen. Einen Streich mit dem Holze muß man sich schon gefallen lassen und thut es gerne. Sie sind gleichsam das leichte und fliegende Heer dieser gedrängten Haufen und springen in mannichfaltigen Gruppen umher, mit einander fechtend und sich klopfend, oder den übrigen Masken einen kleinen unschuldigen Schabernack anhängend. Aber auch jene nehmen sich kleine Neckereien und Verfolgungen nicht übel und hängen sich in mancherlei Zuwendungen, Zumuthungen und Redensarten den Spazierenden an. Man kann nicht anders, als sich mit ihnen einlassen und das angefangene Spiel in dem Ton, den sie angeben, fortsetzen. Die Kastanien, Pinien, Pfefferkuchen, Zuckerkügelchen, Bonbons und andre Kleinigkeiten fangen nun an umherzufliegen und die leichtfertige Jugend im Schnappen und Fangen zu beschäftigen. Orangen und Citronen fliegen durch die Luft, und Masken tragen an langen Stangen kleine Kringel in reichen Guir-

landen, die sie bald höher, bald tiefer senken, von einer Menge schreiender Buben umgeben, die wie die Fische um die Angel schnappen, bis sie einige der niedrigen erhaschen und im wilden Geraufe um diese sich balgen. So geht es in Einem fort bis gegen 6 Uhr, wo es lichter und lichter auf dem Platze wird. Alles gruppirt sich nun, und es beginnt die Jagd der Masken, wie am Ende unter den Loggien. Die Karossen rollen endlich in großen Zwischenräumen matt und traurig vorüber und die Theater empfangen die Gäste, die hievon noch nicht satt sind und sich noch bis 11, 12 Uhr an dem teutschen Trunkenbold, dem französischen Pariser (oder Stutzer) und dem geprellten Spanier (il Tedesco Ubbriaco, il Parigino franceſe, lo Spagnuolo beffato) satt lachen wollen; denn auch der Italiäner lacht gern auf Kosten andrer Leute, und ich habe herzlich über das Urbild gelacht, das man sich noch immer von einem wilden, ungeschlachten und besoffenen Teutschen macht, der nichts kann, als saufen, fluchen, Tische und Bänke entzwei schlagen und sein Weib prügeln.

Alles, was auf kleinen Erwerb durch Spaß und durch Betrug ausgeht, ist während der Freiheit des Karnevals in Bewegung und tummelt sich tagtäglich auf den besuchtesten Plätzen und Stellen der Stadt herum. Puppenspieler, Gaukler, Narrendoktoren, Bänkeprediger, Blinde und Lahme, die auf das Mitleid, die Weichheit, den Aberglauben und das fröhliche Herz der Menschen rechnen, alle füllen nach Vermögen die öden und stillen Lücken des Karnevals aus und dienen an ihrem Theile nicht schlecht zur allgemeinen Lust. Weil diese Dinge ächt italiänisch sind, so nehmen sie sich auch nicht so erbärmlich aus, als es gewöhnlich bei uns Nordländern der Fall ist, wo kein Berührungspunkt mit den Zuschauern und Zuhörern ist, ja wo selbst oft die spielenden Personen nicht zum Spiele, das sie sich anmaßen, gehören.

Vor allen voran steht unter diesen zahlreichen Haufen derjenige, der mir tausendmal Vergnügen gemacht hat und dessen Name nicht in die engen Gränzen Italiens gebannt bleiben muß. Er heißt Joseph Tucci, das Ideal eines Montambanco, oder Narrendoktors. Unter allen Quacksalbern, Wundermännern, Bänkerednern und Zahn- und Wurmdoktoren, und was die Legion dieser außerordentlichen Geister sich selbst für Namen giebt, oder von andern erhält, unter allen, die hier während des Karnevals figurirten und perorirten, behauptete er die erste Stelle und ich habe selbst in Paris seines Gleichen nicht gesehen. Freilich schadet solchen Ehrenmännern, die für das Beste und die Gesundheit der Menschheit arbeiten, weder Advent, noch Quadragesima, aber doch hatte das Karneval sie vorzüglich zusammengebracht, diese Zeit, die alles Erlaubte und Verbotene ans Licht bringt, und wo das Volk, einmal vom Geist der Unruhe umhergetrieben, gern jedem Schauspiel und Ohrenspiel sich zudrängt und auch bereitwilliger ist, seine Taschen aufzuthun. Sie erscheinen gewöhnlich zu Fuß und zu Pferde, galonnirt mit Tressen, oder mit Zähnen und Knochen, so daß man sie für Abkömmlinge der Huronen halten könnte. Tucci aber behauptete endlich den großherzoglichen Platz allein, nachdem er alle von der Bahn geschlagen hatte, und noch die letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz redete er von seinem hohen Stuhl. Er hat mir das Bild eines Meisters der Kunst gegeben und manche Aufklärung über die Art, sich durch die anschauliche Beredsamkeit den leichtesten und sichersten Weg zu den Herzen der Zuschauer zu bahnen. Fast alle Tage hatte er neue Wendungen und Phrasen und Gegenstände und Spielereien, woran er diese knüpfte, und so sammelte er, so viel andre auch singen und schreien und trommeln mogten, ein neues Auditorium um seinen Tisch. Eine kleine dürre Figur in einem grünen Kleide mit Gold besetzt, stand er da und wußte seine spitzbüsch freundlichen

Augen

Augen unter einer heitern Stirne und an einer kleinen Habichtsnase spielen zu lassen, während Hände und Füße so demonstrirten, daß er im Januar und Februar, die dieses Jahr auch hier keine Frühlingsmonate waren, von Schweiß troff. Er war Zahnarzt, Bruchbändermacher und Wunderessenzendistillirer und hatte die Insignien seiner Kunst meistens um sich her auf dem Tische liegen. In der Mitte stand als die Königin eine große dickbäuchige Ampolla mit dem Balsam und eine Menge kleiner Gläschen lagen umher. Zu beiden Enden prangten ein Schädel und Zähne, die entweder frisch auf dem Platze ausgezogen waren, oder durch ihre monströsen Wurzeln und ihre Länge Erstaunen erregten. Die abgewandte Seite nahmen die Bruchbänder ein und vor ihnen lag eine Menge gedruckter Zettel, deren einige auch am Halse der großen Flasche wehten, worauf alle die wunderbaren Wirkungen des Wunderöls zu lesen waren. Gewöhnlich fing er mit dem schönsten Schädel an und hielt eine Predigt an das Volk über Adams Fall und die allgemeine Sterblichkeit und über den alten Wurm, der den Vater der Menschen verführte, weswegen seine Kinder nun von so vielen Plagen des Leibes heimgesucht, und auch, wie er sich ausdrückte, von Würmern vollgestopft sind. Aber Gott, der die Menschen nie ganz verlassen könne, habe sich ihrer von jeher angenommen und gegen den großen Wurm Christus und alle Heiligen, gegen die kleinen Würmer aber Pflanzen und Mineralien wachsen lassen. Dieses Wunderöl, das er austheile, sey ein uraltes Arkanum alter Philosophen, und von seinem Großvater in einem Kloster zu Pistoja entdeckt; es sey auch dieses olio di distrazzione allein bey ihm ächt zu haben. Bescheiden begann er sodann, er wolle nicht behaupten, daß es gegen alle Uebel diene, aber zugleich machte er doch die meisten menschlichen Krankheiten namkundig, in denen es von schneller Wirkung sey. Dieses mit der Anrufung der Heiligen, des Allerhöchsten (Alto

supremo) und der unbefleckten Jungfrau begleitet. So stark war seine Beredsamkeit, so schön sein Organ, so trefflich und genialisch seine Wendungen, daß es selten an Thränen, und also nie an paoli fehlte. Auch seinem Zahnauszieher ließ er einst einen Prolog vorangehen, der sehr vernünftig war, und in dieser Kunst war er vorzüglich, denn das zeigte er sogleich öffentlich an mehreren, denen er zum Heil derer, die im Fegefeuer schmachten, (ein gewöhnliches Gebet derjenigen, die etwas an Armen umsonst thun,) umsonst, oder um einige Grazien den Mund rein machte vom Uebel. Oft auch kam er mit einem Kauz, einem Hahn, oder einem andern Vogel auf einer Stange, hielt erstlich seinem Gewerbe eine Ehrenrede, das es nothwendig mache, sich zum Narren zu machen, weil die Leute es so wollten, deswegen brauche auch er eine parola buffonesca, oder einen dergleichen atto, per far rider, um die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen, und so mit seinen Gaben sich der Menschheit und seinen theuersten Landsleuten nützlich machen zu können. Und in der That konnte dieses tausendfältige Genie sie mit seinem Kauz zum Weinen, und mit dem Todtenkopf zum Lachen bringen, wenn er wollte. So köderte und schmierte er sie mit dem Oel und Balsam seiner Zunge und seiner Büchsen und Flaschen und sagte auch wohl selbst zuweilen, im Vertrauen auf seine Kunst, die Gewalt der Zunge und des Genies sei immer stärker gewesen, als die der Knochen. Er sey klein und winzig von Körper, aber Gott sey mächtig im Schwachen, und Goliath liege David unter.

Eine Menge Gaukler zeigten auf dazu gemietheten Sälen Taschenspielerstreiche und Künste, und hatten immer ihr Auditorium, andere brauchten Affen und Hunde und andere Thiere, selbst Silenus Eselein zu solchen schnellen Dingen. Was würde Petrarch sagen, wenn er wieder lebendig würde, und das Sonnet, das er zuerst adelte für die lyrische Poesie, nun für jeden Esel und Köter gemisbraucht

sähe; denn in kleinen Sonnetten sind meistens die Ankündigungen. Welcher Italiäner wäre auch so schlecht, daß er nicht ein Sonnet machen könnte? Besonders lächerlich war mir die Aufschrift auf dem ausgehängten Porträt eines kunstreichen amerikanischen Hühnerhundes: Hier sieht man, was man nicht glaubt, und glaubt man, was man nicht sieht. Qui si vede, che non si crede, e si crede, che non si vede. Das ist die erhabene Mystik, wodurch Heilige und Unheilige von jeher die Welt bethört haben und mitunter sich selbst.

Ein anderer Zweig des nie aussterbenden Jubels waren eine Menge Puppenspiele, die an frequenten Stellen der Stadt den ganzen Tag mit kleinen Pausen bis in die sinkende Nacht hinein spielten, und oft keinen schlechtern Witz hatten, als die kleinen Theater, deren Spieler auch meistens extemporiren. Man sah hier nur wieder in einem verjüngten, oder verjüngtesten Maßstabe den Geschmack des Volks dargestellt, und la Pulcinella und il diavolo machten den Stentorello und Arlechino oft witzig und närrisch genug, und einige andre Personen spielten die Zwischenakte. Die Regierer und Lenker unten im Narrenhäuschen mußten die Stimmen moduliren, und so ging das Spiel denn auf offenem Platze, unter einer Loggie, oder auf einer Kirchentreppe zum Vergnügen einer zahlreichen umherstehenden Versammlung vorwärts, und konnte man über das eigentliche Spiel nicht lachen, so gab das Tausendfache und Lebendigere der Umstehenden einen desto reichern Stoff. Mit einigen Violinen und Cimbeln und der rundgehenden Büchse wurden die Intermezzen gemacht, und die Hauptscenen der komischen Tragödie hingen auf großen papiernen Mahlereien an langen Stangen, bunt und schimmernd gemahlt, und wurden von den lieben Bauersleuten und den Buben mit staunenden Blicken studirt. Des Abends wurde eben diese giuochi di burattini in Sälen gespielt, und mit dem größten Ernst von den Spielern und Zuschauern behandelt.

Mehrere Reihen Bänke waren für die Zuschauer bereitet, und der Eintritt für die ganze Herrlichkeit zwey Grazien, wofür man freylich drey Stunden sein Zwergfell erschüttern konnte. Auch diesem edlen Vergnügen habe ich, in dem Saal des ersten Spielers vom großherzoglichen Platze, zwey Abende geweiht, und fand es immer gedrängt voll, nicht bloß vom Pöbel, sondern von manchen rechtlichen Leuten und vielen feinen Masken. Es ward hier auch die Kunst mehr veredelt, sie war nicht mehr das plumpe Spiel des Platzes, sondern der Teufel und Pulcinella waren viel kultivirter und feiner, und das ganze Spiel auch der übrigen Personen um viele Stufen hinaufgestimmt; alles war in Worten und Werken hochtragisch, was den nächsten Uebersprung zum Komischen macht, so wie nichts mehr Lachen erregt, als die Affektation, wann sie einem gesunden Gemüthe an die Ohren schlägt. Desto schöner war alles, je weniger der Teufel und Consorten es sich bey aller Mühe verwehren konnten, daß nicht die alten Rücken und Tücken, und die eingewurzelten Weisen und Unarten ihnen in den Nacken stießen. Auf diese ersten theatralischen Vorstellungen folgten Taschenspielerkünste, zum Theil ganz vorzügliche, wie ich sie bey uns von den besten Meistern, die sich ungeheuer bezahlen lassen, nicht besser gesehen habe. Dann kam ein chinesisches Schattenspiel mit herrlicher Musik, und einigen kläglich gesungenen Balladen. Endlich machte ein Maschienenspiel den Beschluß, welches die einzelnen Scenen des Karnevals vorstellte, die wandelnden Masken, den Korso und die venezianischen Forzen, oder Kraftstücke, die leider hier nicht Sitte sind; und zu allerletzt ein Teller, der für so vielen Schweiß und so viele Anstrengungen der Spieler von den Honorazioren der ersten Bänke noch ein kleines Freudengeld erbat. Auch hier selbst fand man keine Auslachung und Verspottung, die dergleichen Leute bey uns gewohnt sind. Man nahm alles mit der gehörigen Art hin, und wußte wohl, daß auch diese für das

allgemeine Vergnügen, wenn gleich auch für das tägliche Brod arbeiteten.

Auch selbst die Blinden, Lahmen, Elenden und Krüppel gehören mit zu den Menschen, die das Getümmel und die Unterhaltung des Karnevals vermehren. Wie sollte man den Leidtragenden unter den Menschen abschlagen, was man nicht den Freudesuchenden verwehrt, öffentlich aufzutreten und ihre Rolle zu spielen? Auch sie müssen, wie es den Kindern des Unglücks gewöhnlich geht, für die Freude und Unterhaltung des Volks arbeiten. Sie sammeln sich je drei und vier mit Violinen und Cimbeln, oder einer alten klimpernden Laute, und machen auf irgend einer sonnigen Stelle auf dem Platz des Großherzogs, oder längs dem Arno Musik, indem sie schöne neue geistliche und weltliche Lieder hersingen, wovon sie gewöhnlich einen reichen Vorrath gedruckt haben. Diesen suchen sie um einen Soldo, oder eine Grazie das Stück abzusetzen, und damit diese Art des Erwerbes besser gehe und die Zuschauer nicht ermatten, machen sie auch wohl Späße und spielen kleine Komödien unter sich. Einige sind auch Improvisatori — in Italien kann ein jeder etwas seyn — und machen aus irgend einem Vorfall des Tages sogleich einen Volksschwank. So habe ich sie unendliche Neujahrswünsche, die offenbar das Gepräge eigner Erfindung und eignen Witzes trugen, der Menge absingen hören, die denn durch so viele Bemühungen bewegt, und durch die Erinnerung an das Fegfeuer und die heilige Jungfrau erweicht, oft außerordentlich freigebig in den hingelegten Cembalo wirft, woraus die Hand eines Blinden die Pfennige zusammenrafft. Wenn es nicht schon außerordentlich rührend wäre, diese Elenden die Stimme der Freude und Lust aus den Saiten locken, und die Freuden und Dinge des Lebens besingen zu hören, die einigen von ihnen nie erschienen sind, so hat doch meistens ihre Miene so viel Ausdruck nicht des Entzückens, sondern der Verzuckung, und ihre Stimme

oft eine einfältige und herzrührende Klage, daß sie mich oft innig bewegt haben. Nie werde ich eines alten blinden Weibes vergessen, das, von einer reizenden Tochter geführt, das niedliche Liedchen von Bertola sang: O bella mammola tutta modesta mit einem so süß melancholischen Ton, daß es ewig in meiner Brust leben wird. Oft auch haben sie Rosenkränze, Krucifixe, Ringe und Zettelchen, die an heiligen Orten geweiht sind, oder von heiligen Knochen berührt, worüber sie erst einen frommen Sermon halten, und dann reichlich sie absetzen.

Doch vor allen haben diejenigen das einträglichste Gewerbe, welche wirklich oder verstellt mit dem fallenden Uebel behaftet sind und sich an besuchten Stellen den Augen des Volks zur Schau stellen. Dieses Uebel scheint hier eben so heilig und unverletzlich zu machen, als es bey gewissen wilden Völkern macht, welche die damit Behafteten häufig für Lieblinge der Götter halten, die sie ihrer Offenbarungen würdigen; und in der That solche Menschen weissagen nicht weniger, als die Fieberrasenden. Habe ich je eine Aehnlichkeit mit der Behexung der Hasen, Eichhörnchen, Vögel durch die Klapperschlangen gefunden, so ist es diese hier. So eine Person wirft sich auf die Knie, spreitet die Schürze vor sich aus und legt in sie ein Krucifix, indem sie zugleich mit den Armen eins macht, als gälten die Ordalien noch, und die Augen halb verkehrt, halb entzückt in dem unbeweglichen Kopfe auf das Crucifix heftet. Ich habe es oft mit Erstaunen gesehen, wie schnell dies wirkt. Die andern armen Teufel mögen spielen und singen, so gut sie können, sie reichen nicht an diese stumme Beredsamkeit des frommen Aberglaubens. Nicht blos Grazien, Soldi und Quatrini, nein die Paoli und halben Paoli fliegen in die Schürze und um das Krucifix, und mit reicher Lese erhebt sich endlich der Büßende, oder die Büßende. Es ist ein Gedränge, ein Gaffen und Staunen

im Blick und Gebehrde, ein Bekreuzen und Küssen des Krucifixes, daß ich diesen Anblick wohl Leuten gönnen mögte, die noch nie in einem katholischen Lande gewesen sind. In einem bessern Sinne sollte freylich der alte Spruch res sacra miser ewig gelten.

Noch eine andre Art ist diese. Bey der Annahung hoher Feste singen, oder erzählen sie die biblischen Geschichten, die hierauf Beziehung haben, populär und begreiflich auf aushängenden papiernen Tafeln gemahlt. Die Pausen füllen sie mit der Violine, oder Cimbel aus, und sagen die Geschichten entweder im Kanzelton, oder halb singend beinahe als Recitativ her. Eben so müssen die Geschichten des Tages, die Einnahmen von Städten, Schlachten, Todesfälle merkwürdiger Männer herhalten, und selten fehlen die Klexereien zur Erläuterung. So ward die ganze Tragödie des armen Königs von Sardinien hier in effigie ausgestellt und abgesungen, ehe er noch hier auf seiner Flucht ankam; doch ihm konnten diese Sänger und Mahler nicht leicht Unrecht thun. Wenn die Erzähler besser wären, und wenn die Witzigen von ihnen so witzig seyn dürften, als sie mögten, so könnte dies ein Weg werden, manches Gesunde und Stärkende in die Köpfe des Volks zu bringen. Besonders war es hier, von dem Volke immer Trauerscenen und Hinrichtungen auf den Platz bringen zu sehen, die von den Franzosen in Italien veranlaßt waren, z. B. die fromme Nonne, die sich entleibte, als die Husaren ins Kloster brachen, der Genueser Rekrut, den sie von seinen Liebchen rissen, der wieder zu ihr desertirte und guillotinirt ward, eben so kläglich als erbaulich anzuhören.

Ich will es wagen von ein Paar solchen Volksgesängen, als einer Art Volksmesser, hier eine unvollkommene Uebersetzung zu geben, nemlich von dem niedlichen Liedchen von Bertola, dessen ich nur eben erwähnte, und von einer Volksposse im gemeinen Ton. Es ist nichts so gemein, wenn es auf die Zeichnung individueller Volkszüge an-

kömmt, daß es der Referent wie seiner unwürdig verschmähen dürfe.

Jene Posse führt den Titel: Le Tremendissime ed arcistupende prove del grandissimo Gigante Sgarmigliato, d. h. die erschrecklichen und erzwunderbaren Proben des großmächtigen Riesen Ohnehos. In folgenden Versen wird sie abgesungen zum leichten Tanz bei ein Paar Cimbeln und einer Trommel, die bei dem Refrain einfällt:

Wenn einer wünschet Wunder zu hören,
Reck' er die Ohren nicht auf zu den Sphären,
Wie sie in lustiger Musica klingen.
Hieher! Hieher! ich will ihm singen
Wunder vom Riesen Ohnehos.
O wie war er entsetzlich groß!

Wer das Geschlecht von dem Helden kannte,
Leitet es ab vom Stamm des Morgante;
Zehn Jahre vor seinem Vater gebohren,
Einige sagen im Lande der Mohren,
Andr' in Bologna, andr' in Sachsen. *)
Oder in England, wo sie sich baxen,
Baxen auf Bauch, und Rippenstoß.
O wie war er entsetzlich groß!

Wer kann schaffen die Arbeit der Spindeln?
Tausend Paar Lacken, ihn einzuwindeln?
Fünftausend Betten, ihn zu bedecken?
Für seine Pißtücher fehlen die Hecken.
Zehntausend Ochsen müssen gleich sterben,
Hundert Männer dran gehn und gerben,
Tausend Schuster sich plagen und bängen,
Sein' ersten Stiefeln zum Leisten zu zwängen.

*) In Sachsen. Sonderbar, daß die Volkssagen in Italien und Frankreich, wenn sie von Riesen und Menschen außerordentlicher Stärke erzählen, diese in Sachsen geboren seyn lassen. Sollten die gewaltigen Leiber der Sachsen zu Karls des Großen Zeit, mit welchen die Franken und Italier sich wohl bekannt machen mußten, so bis auf die Fabel und Sage hinein fortgewirkt haben? Auch die Römer hatten eine Zeit, wo sie mit Teutonen und Gothen und Parthern ihren Kindern ein Grauen machten. Die Dinge vergehen, die Meinungen bleiben.

Daß ihm Hosen die Lenden umschließen,
Läßt er tausend Elefanten erschießen;
Und wer zählet die Stücken vom Zitze,
Aufzupassen dem Köpfchen die Mütze?
Doch riß die Naht auf wegen der Engen;
Hosen und Stiefeln sah man ihn sprengen;
Alles brach in Verwunderung los:
O wie ist er entsetzlich groß!

Hinter der Nase hohen Revieren
Konnten drei Reiterschwadronen marschiren.
Niest' er, so flogen wie Mücken und Fliegen
Himmelan Heerden von Schafen und Ziegen.
Klatschte der Regen und stürmte es sausend,
Sein hohler Zahn gab Zuflucht für tausend.
Hoch stand sein Haar einem Wald zu vergleichen,
Läuse wie Kälber ihn weidend durchstreichen.
Kein Baum war gnug, um als Stab ihn zu richten,
Denn zum Zahnstöcher entwurzelt er Fichten,
Und so wie wir auf Blumen und Sträuchen,
Schritt er zermalmend auf Buchen und Eichen,
Felsen zerrieb er wie einen Kloß —
O wie war er entsetzlich groß!

Mönche selbst konnt' er im Essen beschämen,
Denn einen Wallfisch zum Anbiß zu nehmen,
Sechs Delfine und zwei Sirenen,
Lernte er schon sich als Knabe gewöhnen.
Tausend Ochsen und wilde Säue,
Hirsche und Rehe wie viel' aufs Neue!
Was er an Hämmeln und Kälbern gefressen,
Wer kann die Größe der Zahlen ermessen?
Zum Desert zehn Tonnen Rosinen,
Mandeln zur Fracht für drei Schiffe zu dienen,
Käse geformet nach Mühlensteinen,
Feigen und Nüsse aus Meilen von Hainen.
Und seinen Becher, so weit als Galeeren,
Konnte er zehnmal und hundertmal leeren,
Bis er die Augen betrunken schloß.
O wie war er entsetzlich groß!

In seinem Ohre war vorn eine Halle;
Krämer und Trödler drin schacherten alle;
Es'lein, mit Eimern und Säcken beladen,
Gingen zu zehen und nahmen nicht Schaden;

Kutschen konnten mit Vieren drin wenden.
Aber das Schönste ist stets an den Enden:
Hinten stand prächtig ein stolzes Museum,
Auch eine Kirche, draus klang das Te Deum,
Orgelspiel und der Domherrn Gesänge —
Drinnen wandelt die betende Menge,
Woll'n allesammt in Abrahams Schooß.
O wie war er entsetzlich groß!

Schritt er, so stand ein Fuß auf der Alpe
Ueber Verona, der andre auf Calpe;
Stand er aufrecht, so sah er die Mohren
Schwitzen, durch Schnee sich die Lappländer bohren,
Graben die Häuser sich unter der Erden,
Daß sie nicht gar zu Eiszapfen werden.
Mußte er thun was die Kaiser auch müssen,
Klang es, als würde die Erde zerrissen;
Schlug er sein Wasser ab, in Orellanen
Braust' es zu wirbelnden Oceanen:
Wär' er nicht früh in der Jugend gestorben,
Hätt' uns die Sündfluth zum zweiten verdorben;
Auch ihn traf das sterbliche Loos.
O wie war er entsetzlich groß!

Eines Abends entschlief er im Kühlen,
Mücken umsummten ihn lustig im Spielen:
Da flog ihm eine so tief in die Nase,
Daß er auffuhr mit Niesen vom Grase,
Nieste so lange und also gewaltig,
Daß eine Ader der Lunge ward spaltig,
Riß ihm den Schlauch seines Bluts auseinander;
Ausspie er gleich einen rothen Mäander,
Fiel auf die Kniee, ward bleich und ermattet,
Bis seine Augen das Dunkel beschattet:
Bald fällt zusammen sein mächtiges Leben,
Daß drob die Länder und Meere erbeben.
Todt ist der stattliche Ohnehos.
O wie war er entsetzlich groß!

———

Bertola.

O bella mammola, tutta modesta,
Il primo zefiro d'April ti desta,
Vivi rinchiusa, ma da lontananza
La tua ti accusa dolce fragranza
O bella mammola, mammola bella,
Sii tu l'imagine d'ogni donzella!

Chi va per coglierti, se avanza il piede,
Già sta perpremerti, ne ancor te vede
Pure e gentili le tue fogliette
Tra l'erbe vili giaccion neglette.
O bella mammola, mammola bella,
Sii tu l'imagine d'ogni donzella!

Quando sul crescere di primavera
De' fior più nobili cresce la schiera,
Ch'apron più vaga, più altera foglia,
Ti stai tu paga, che niun ti coglia.
O bella mammola, mammola bella,
Sii tu l'imagine dogni donzella!

O Veilchen liebliches, still und bescheiden,
Dich weckt der früh'ste Lenz, Blümlein der Haiden,
Lebst so verborgen, aber von weitem
Muß uns dein süßer Duft, wo du bist, deuten.
O Veilchen liebliches, lieblich zu schauen,
Sei du das Ebenbild aller Jungfrauen.

Wenn wir zu pflücken dich, Blümelein gehen,
Oft wir zertreten dich, eh wir dich sehen;
Thust ungeachtet unters gemeine
Unkraut die Blättchen dein, lieblich und feine.
O Veilchen liebliches, lieblich zu schauen,
Sei du das Ebenbild aller Jungfrauen.

Wenn junge Frühlingsluft schmeichelnder wehet
Und stolzer Blumen Schaar prangend erstehet,
Wenn Rosen, Nelken, Lilien entzücken,
Stehst du und lockest nicht, daß sie dich pflücken.
O Veilchen liebliches, lieblich zu schauen,
Sei du das Ebenbild aller Jungfrauen.

Nachtrag von Florenz und andern Sachen.

Außer dem Taumel des Karnevals, wo alles aus seinen gewöhnlichen Angeln gerissen ist, laßt sich in Florenz für denjenigen nicht viel machen, der im Glanz und im Strudel des Lebens seine Glückseligkeit sucht. Alles geht dann in einer Stadt, die nicht reich und wo der Zusammenfluß der Fremden nicht groß ist, einen sehr stillen und bedächtigen Schritt, und auch die Vergnügungen, die man sich macht, sind äußerst einfach. Die Großen und Adlichen ziehen mit der schönen Jahrszeit auf ihre prächtigen Villen und machen die Stadt noch öder, der Hof selbst lebt häufig auf seinen schönen Schlössern, und man sieht alsdann kaum einige Equipagen in Florenz. Die guten Bürger und Bürgerinnen mit ihren Kindern wandern zu Bekannten auf die schönen Hügel, manche haben auch selbst ein Gärtchen, oder einen Weinberg vor der Stadt, wo sie ihrer Muße süß genießen können. Fast alles von dieser Klasse wandert zu Fuße und der Miethkutschen und Fiaker sind nach Verhältniß der Stadt und der Menschen, sehr wenige. In der Stadt ist sonst das gewöhnliche Schauspiel- und Kaffeehausleben, welche die Plätze sind, wo Bekanntschaften gemacht und fortgesetzt werden. Von teutscher gastfreylicher und häuslicher Geselligkeit weiß man hier wenig, und was in den Konversazionen der Großen und Honoratioren davon übrig geblieben ist, sind elende Schnörkel und Verzierungen, in denen sich nur die Eitelkeit des Wirthes abglänzen sieht. Ueberall führt der gebildetere, ja auch nur der wohlhabendere Florentiner, was zugleich von manchen andern Italiänern gelten kann, das ästhetische äußere Leben; sein Herz braucht so viel nicht, als das des Teutschen.

Eines der ersten Vergnügen, welches die Italiäner sehr genießen, ist das Spazieren, weil es eines der wohlfeilsten und zugleich unschuldigsten ist. Obenan unter den

Promenadeplätzen stehen die Kirchen; denn das Kirchengehen ist in Italien noch mehr ein Promeniren, als in andern katholischen Ländern. Es geht immer von einer zur andern, besonders aber besucht man die vollsten und glänzendsten, weil es dort auch die eleganteste und zierlichste Gesellschaft giebt. Dies ist nicht allein alltäglich so, sondern selbst an hohen und höchsten Festtagen und an solchen sogar, wo jedes christliche Herz sich mit Staub und Asche bestreuen sollte. Das ist ein Laufen und Stehen und Gehen, bloß um gesehen zu werden, ein Herumgucken und Spioniren nach Leckerbissen, die hier nicht gesucht werden sollten, ein Flüstern und Lächeln und Kichern und Hände- und Kniedrücken und ein Winken und Nicken, die süße Vorbereitungen zu süßeren Schelmereien sind. So wird hier, wo die Sünde so leicht abgewaschen wird, manche Sünde vorbereitet, und die Früh- und Spätmetten, vorzüglich die abendlichen und nächtlichen Processionen und Aemter, die armen Sündern oder Heiligen zum Heil oder zur Ehre gehalten werden, geben nur zu viele Gelegenheiten. Ich könnte von der Christnacht und von anderm nächtlichen Gottesdienst sehr interessante Skizzen geben, wenn es nicht zu weit von meinem Gesichtspunkte läge, und wenn solche Scenen selbst in Romanen nicht schon genug spukten. Man braucht dem Aal nur eine heitre Nacht und Thau zu geben, so schlüpft er von selbst auf dem Lande fort. Die geistlichen Herren, vor deren Augen und an deren Seite solche kleine Menschlichkeiten abgemacht werden, gehen still mit ihren Kelchen, Meßgewändern rc. von einem Altar zum andern und lassen sich durch nichts stören. Jeder mag gehen, sprechen, lachen, flüstern, soviel er will, wenn er nur die allgemeinen Weisen mitmacht, so ist es gut. Dann fühlt man es recht, wie alles nur äußerer Dienst ist und auch von den Geistlichen selbst für nichts anders gegeben wird. Nach dieser Kirchenpromenade, — versteht sich, daß wir von festlichen Tagen und müßigen Menschen sprechen, die immer festlich

seyn können — geht ein großer Theil der feinen und frohen Welt auf der schönen diesseitigen Gasse am Arno, längs dem Arno genannt, spazieren, eine Promenade, die für den Herbst, Winter und ersten Frühling trefflich ist, im Sommer aber mit der Hitze aufhört, weil die Südsonne, die vom Wasser des Stroms und von den Häusern abprallt, sie unausstehlich macht. In den andern Zeiten ist hier aber sehr häufig alles Schöne und Elegante von Florenz ausgegossen und die lange Strecke von der alten Brücke bis zur Dreifaltigkeitsbrücke zeigt dann nur ein einziges fröhliches Gewimmel. Selbst den Großen gefällt es oft, bis hieher zu fahren und dann unter der strudelnden Menge auszusteigen. Etwas entlegner ist der schöne Garten Boboli am Pallast Pitti, weil er grade an der östlichen Seite der Stadt liegt, aber dafür ist er Sommer und Winter wunderschön, seine Bäume und Lauben verlieren nie das Grün und den Duft, immer tönt er von Gesängen der Vögel, denen dort keine Schlinge, noch Flinte schaden darf, und immer ist er voll von Menschen, die die schöne Natur und die Einsamkeit lieben. Wenn ich im December und Januar 1798 und 99 hier manche Stunde sitzen und mich am Schönen und am Himmel sonnen konnte, wie sollte dies in gewöhnlichen Wintern nicht noch mehr der Fall seyn? In diesem Garten sieht man die reitzendste und schönste florentiner Jugend, vorzüglich die weibliche, welche in die dichten Gedränge der Stadt sich noch nicht mischen darf; selbst diejenigen werden hier oft an der Luft herumgeführt, welche sonst in einsamen Zimmern, oder gar in Zellen erzogen werden. Das kleine Volk, das mehr nach Lärm, Geschrei und Gerassel fragt, und einen trompetenden Esel, oder einen singenden Krüppel interessanter findet, als das feinste Mädchengesicht, oder die zärtlichste Nachtigall, stört diesen Lorbeerhain weniger und streift höchstens nur in einzelnen Gruppen durch. Darum suchen die Vornehmern und Bessern diesen Aufent-

halt der Freude, und man kann oft listig genug in ihrer Nähe und Gesellschaft seyn, zumal gegen die Dämmerzeit, wo die Büsche noch dichter sind. Auch die Geistlichkeit liebt diesen Ort besonders und die jungen Seminaristen mancher Kollegien und Orden werden dahin fleißig an die Luft geführt. Einzelne Herren Schwarzröcke schleichen oft einsam in den abgelegenen Gängen, wo nicht selten loses Gesindel mit den Fasanen sich verkriecht. Junge Schwärmer und Verliebte sitzen umher und lesen, lüsterne Weiblein trippeln umher und spähen, feine Stutzer treten gravitätisch und stehen bei jeder Statüe einige Minuten still und fixiren sie mit der Lunette. Kurz, das schöne Amphitheater von Boboli hat ein wahres Schauspiel; ich will aber nicht ausplaudern, was ich sonst noch vielfältig sah und hörte, das sollen die verschwiegenen Schatten bedecken. Vom lieblichen Prado habe ich schon an einer andern Stelle geredet, der ist aber nicht für alle Füße und für alle Tage, und an den gewöhnlichen kutschieren nur einige Große da herum, und allenfalls wandern neben ihnen wenige Fremde und Emigranten.

Der Freigebigkeit und Humanität der hiesigen Regierung habe ich bei mehrern Gelegenheiten erwähnt, sie ist ganz Wienerisch, ja fast noch mehr. Die Gallerie, die Palläste, Spitäler, Bibliotheken, Villen rc., alles steht nicht bloß unentgeldlich für eines jeden Genuß und Gebrauch offen, sondern es ist ausdrücklich der Befehl da, einen jeden nach seinem Begehren und Wunsch dabei zu fördern und zu unterstützen und durchaus nicht das geringste anzunehmen. Dieser Befehl ergeht freilich auch an andern Orten, aber man muß schon geben und giebt gern, um nicht Gesichter um sich zu haben, die wie solche aussehen, welche geköpft, oder gehangen werden sollen. Aber fast alle Männer, die als Aufseher, oder nur als Wächter und Bedienten bei den öffentlichen Anstalten in Florenz stehen, sind eben so bereitwillig, ihre Pflicht zu thun, als höflich

und freundlich, was nie als Pflicht befohlen werden kann. Vorzüglich karakteristisch aber für die hiesige menschliche Regierung ist es, einen jeden zuzulassen, er mag Bürger oder Bauer, oder der unterste Tagelöhner seyn, dagegen hat man die Bedienten in Livree von vielen Anstalten namentlich ausgeschlossen, eine merkwürdige Unterscheidung; ein Mensch, der freiwillig eines andern Farbe trägt, ist nur der erste nach seinem Pferde und Maulthiere und muß billig hinter jedem Eseltreiber stehen, der frei ein kargeres Brod ißt.

Eben so menschlich und liebenswürdig ist die Polizei, die nie durch Gaunereien und Nachstellungen sich geschändet hat, wie anderswo; denn in den meisten Ländern ist sie nur eine Spionin, die auflauert, wo noch ein Restchen von Freiheit emporduket, um ihn mit der Wurzel auszureißen; darüber geht der erste Zweck meistens verloren. Fast scheint es, als habe das toskanische Volk keiner so straffen Zügelung nöthig, als andre Völker. Alles regiert sich gleichsam von selbst, und wenn auch kleine Mängel und Unordnungen einreißen, so ist es besser, man duldet sie, als daß man nach der andern Seite zu weit über die Gränze schreitet. Viele der Misbräuche und Gräuel, die andre Städte Italiens übel berüchtigt machten und noch machen, kommen hier außerst selten vor. Von Banditen, von Dolchen und Vergiftungen und von gefährlichen Liebesabentheuern und Hurenhändeln hört man hier nicht. Das alles ist von jeher nicht recht toskanisch gewesen und die Mediceer haben solches Unkraut nicht recht aufkommen lassen. Der Karakter des Toskaners ist rechtlicher und freier, als an den meisten Orten Italiens, das Joch der Ausländer und der Pfaffen und Aristokraten hat die Nation nicht so sehr herabgewürdigt, daß solche Dinge, wie sie anderswo erlaubt, oder doch gleichgültig dünken, hier nicht immer abscheulich gewesen seyn sollten. Auch das Weib hat hier immer noch mehr Freiheit gehabt, als anderswo

in

in Italien, und so sind viele Ränke und böse Geschichten an der Wurzel abgeschnitten gewesen. Auch in Rücksicht dieses Geschlechts ist man hier immer sehr teutsch und französisch gewesen. Alles durfte ziemlich ans Licht hervortreten und die verheiratheten Weiber hatten die gebührende Freiheit und wußten sich selbst vom Cicisbeat frei zu halten, so sehr dies durch die Sitten Italiens angeht. Die unverheiratheten Töchter bessern Standes werden billig unter strenger Aufsicht gehalten, welches auch in Italien wohl mehr, als anderswo, Noth thut. — Die politische Freiheit ist hier nun vollends groß; seinen drohenden Feinden muß der hülflose Staat schon alles erlauben, sie fordern und reden hier, was sie wollen, und führen sich allenthalben wie die Herren Italiens auf. Unter dieser Rubrik der Nachsicht laufen auch alle andre, Fremde und Einheimische mit, und also darf man eben nichts schonen; nur von den Franzosen übel sprechen, ja nur winken ist ein Verbrechen, und das beahndet die Regierung unerbittlich, und es ist selbst schon an allen Ecken zu lesen, daß niemand sich unterstehe, von Franzosen und Cisalpinern, diesen treuen Freunden, Böses zu denken, oder zu sprechen. Jeder kennt sich.

Der einzige Vorwurf, den man der Polizei machen mögte, sind die vielen Armen, deren man hier aber noch weniger umhergehen und die Leute anfallen sieht, als in andern Städten Italiens. Man mögte sagen, daß die Menge der Spitäler und Lazarethe diese Plage der Bürger noch mehr befördere. Man hat den Italiänern im Durchschnitt die Faulheit aufgerückt, der Toskaner ist sicher nicht faul, aber einzelne Taugenichtse begünstigt offenbar der Himmel und die Verfassung. Sicher, in diesem schönen Klima von einigen Groschen täglich leben zu können, lungert mancher seine schönen Jahre so hin, und weiß in den alten nichts besseres, als betteln, oder sich öffentlich füttern zu lassen. Die Anstalten dieser Fütterung in den Spitälern sind vortrefflich, und ich habe in einigen, z. B. in

dem berühmten von Maria Nuova und in dem neuen der Incurabili, eine Ordnung und Reinlichkeit gefunden, die nicht italiänisch, sondern fast wienerisch ist. Aber empörend ist es, wenn man so manchen mit gesunden Armen und Beinen darin findet, der sich und sein Leben besser benutzen sollte, als so lebendig vermodern. Viele der Bettler kommen indessen nicht auf die Rechnung von Florenz, oder nur von Toskana. Das Elend, das allenthalben seinen Paß bei sich trägt, ist aus manchen Gegenden Italiens in dieses menschliche und wirthliche Land geflossen, und mancher muß mit Schmerzen bitten, was er sonst mit Freuden gab. Ich erwähne nicht einmal der armen französischen Flüchtlinge, die man eben so in dieses letzte Asil zusammengetrieben hat. Die Florentiner schreien laut, daß diese auf ihren Schultern leben, die Regierung selbst kennt ihr Interesse wohl; aber ist das Interesse was menschliches?

Noch ein letztes Wort von den Vetturini, oder Fuhrleuten und Kutschern Italiens. Da die Extraposten gewöhnlich sehr theuer und jetzt theurer sind, als je, so thut man wohl, immer diese Vetturini zu wählen, wenn man von einem Ort zum andern will. Man findet sie allenthalben in Menge und kann oft auf ihrer Rückreise sehr wohlfeil mit ihnen bedingen. Aber strenge bedingen muß man alles, sonst machen sie Schelmereien; aber so weit geht ihr Esprit d'honneur, das Bedungene bis auf den kleinsten Deut zu erfüllen. Gewöhnlich bedingt man Kost und Schlaf mit ein, und man erhält Mahlzeiten und Betten durch ihre Vorsorge besser, als durch Verabredung mit dem Wirth. Thut man das nicht, dann kehrt sich das Ding um, und man muß das Dreifache und für sie zugleich mitbezahlen, was man sich auch vorsehen mag. Leicht findet man auch gute Gesellschaft für große Städte und reiset also sicherer und lustiger. Kaleschen und Schäsen zu zwei Pferden, oder Mäulern, Karossen zu vier und sechs stehen immer in Bereitschaft; man macht täglich 8 bis 10 Meilen, schläft

gut und fährt nicht mit verbundnen Augen durch das Land hin, das man doch auch sehen soll. Wohlfeiler können diese Vetturini fahren, als in andern Ländern, weil fast alle Wege Chaussee sind, für welche eine Kleinigkeit an Wegegeld, für manche auch nichts bezahlt wird. Wer sich also nach Landesbrauch zu fügen weiß, reist hier bequemer und wohlfeiler als irgendwo. Sonst ist dieses Geschlecht gegen seine Leute, die es fährt, artig und lustig, thut alles für ihre Freude und Bequemlichkeit und dankt für einige Paoli Trinkgeld mit dem tiefsten Handkuß.

Ich könnte nun noch von der Lombardei, von Mantua, Parma, Mailand und Turin manches sagen, was sich vielleicht lesen ließe, aber meine Reise dort war doch meist eine Flucht und ward es noch mehr, als ich mit dem König von Sardinien zugleich aus Turin fort mußte und wieder mit andern dem schönen Florenz zufloh. Einiges über das Verhältniß der Franzosen und Italiäner, über die Regierung der ersten und ihren Einfluß in die italiänischen Sitten, werde ich vielleicht bei den Genueser Sachen sagen, wo es mehr an seiner Stelle seyn wird. In Rücksicht auf die Gegenstände der Kunst und des geselligen Lebens, waren diese Orte meistens ausgestorben. Jeder Fremde ward wie ein Spion behandelt und sah also nicht mehr mit Sicherheit, als was der Augenschein und das darstellende Leben lehrte. Die Sehenswürdigkeiten also, die da zu beschreiben wären, würden der Mensch seyn und was ihm zunächst anhängt.

Reise von Florenz nach Livorno

den 21. Febr. 1799.

Um 9 Uhr waren meine Sachen gepackt und ich träumte bis 10 im Garten Boboli, den ich noch um einige Zweige und Blumen ärmer machte. Als ich zurück kam,

war auch mein Fuhrmann schon da und prellte mich, weil ich nicht fest genug bedungen hatte, noch um einen scudo, indem er da christiano und da galant'uomo so lange schwur, daß ich ihm das Geld in den Rachen warf. Dann empörte mein Gefühl die Unverschämtheit meines Buben, der mir aufwartete; ich hatte ihm vor einigen Tagen schon reichlich zum Abschiede gegeben, da trat er mich noch gierig an, als ich von der Treppe stieg, und schrie: Und mir geben Sie nichts? Ich warf ihm einige Paoli hin mit dem Gefühl, auch du wirst einst eine Plage der Reisenden seyn, drückte den Hut ins Gesicht, stieg ein und sah Florenz nicht mehr an. Doch kaum war ich außer den Vorstädten, so schien die Frühlingssonne so warm an mein Herz und die junge Luft der Liebe und Freude wehte mich so mild an, daß aller Unmuth schnell dahin war. Ueberdies ist die ganze Straße an zwei Meilen weit von Florenz nur gleichsam Ein schönes Dorf, so dicht liegen die einzelnen Wohnungen und Dörfer an einander. Das schöne Wetter hatte alles herausgelockt, und Weiber, Mädchen und Kinder und die ländlichen Handwerker mit ihren Tischen und Geräthen arbeiteten und jubelten im Freien, alle Weinberge und Felder waren voll Menschen; die einen schnitten die Reben, die andern banden sie; andre trugen die ausgeschneitelten Bündel der Bäume und Reben, andre wieder schleppten Pfähle, Stangen und Weidenzweige zum Binden zu; andre behackten und beschaufelten das Korn, oder gruben und pflügten zur Frühlingssaat. Dies Bild der Thätigkeit und des Wohllebens weckte mich bald wieder auf und aller Verdruß war verweht. Von den Rändern der Gräben dufteten Veilchen und aus den Hecken und Lüften zirpten Grillen und Vögel. Im Wagen hatte ich für die ersten drei Stunden einen Kumpan an einem alten Officier, dem der viele Schnupftobak die Nasen- und Kehlensprache der Florentiner noch kräftiger gemacht hatte. Indessen war ich daran gewöhnt und verstand ihn

recht wohl, obgleich die Unterhaltung nicht gegenseitig war; denn er hatte weit größere Lust zu erzählen, als ich, zu hören und zu antworten. Er sprach, wie alle Alten, von der alten Zeit und vom siebenjährigen Kriege, den er mit den andern Toskanern mitgemacht hatte, und vom König von Preußen, dessen wunderbares Glück er überirdischen und bösen Mächten zuschrieb, so wie er seine Laufbahn mit den Fortschritten der Franzosen in Italien und Neapel verglich, die er jedoch nicht bloß dem Teufel, mit dem sie einen Bund hätten, sondern auch den goldnen Kugeln beilegte, welche sie geschickt zu verschießen wußten. Ehrlich genug sagte er auch ein Wort Laudons über die toskanischen Regimenter, das noch nicht veraltet ist: „Die Schaafe sind gut, aber die Hirten taugen nichts." Nota bene, setzte er sogleich hinzu, unsre damaligen Officiere waren meistens Lothringer. Ich ward endlich dieses Alten los und konnte mich noch besser an der schönen Gegend weiden.

Anderthalb Meilen von Florenz verengt sich das Thal und die Hügel und Berge treten näher. Man sieht nur Wohnungen, welche Wohlstand und Leidlichkeit athmen, und die schönen Villen der Riccardi und Salviati. Rechts jenseit des Arno liegen die Hügel von Arimino, die einen trefflichen Wein geben, und weiter in der Ferne die von Carmignano über Poggio a Cajano, deren Wein von allen Weinen um Florenz der geschätzteste ist. Etwa drittehalb Meilen hinter Florenz wird es öde. Die Berge zu beiden Seiten treten dicht zusammen und klammern den Arno gleichsam zwischen sich ein. Hier geht es bergan und man sieht zu beiden Seiten eine Menge Steinbrüche, die alle voll von Arbeitern waren, die hier die Steine nicht bloß aus dem Groben, sondern zu Säulen, Pfosten, Fensterluchten, Kapitälern und andern Verzierungen zurecht hauen. Sie arbeiten theils im Freien, theils unter leichten Barakken, worin sie ihr Geräthe haben und gegen Hitze und

Regen Schutz finden. Der Arno giebt einen leichten Transport nach Florenz und einen leichteren nach Pisa und Livorno. Auch lagen unten mehrere Barken und Böte, in welche die Steine von den Arbeitern sanft hinabgelassen wurden. Die Berge hier sind nicht mit Oelbäumen und Reben, sondern mit elendem Leccen- und Eichengesträuch bedeckt und mit magern Tannen. So ging es eine Stunde beinahe am Strom auf und ab, bis der Weg sich wieder senkte, der Arno sich rechts von ihm abwandte und ein andres schönes Thal sich aufthat mit Dörfern und Villen und Klöstern, doch mit der Dichtigkeit der Wohnungen im Arnothal bei Florenz nicht zu vergleichen. Wir ließen links die schöne Villa Ambrogiana des Großherzogs liegen und kamen gegen Abend in das Städtchen Empoli. Dies ist ein kleiner netter und volkreicher Ort, dem man an 6000 Menschen giebt. Einer der besten Florentinischen Mahler, dessen Namen ich nicht weiß, gewöhnlich nur Empoli genannt, ist hier gebohren, und er ist wohl das wichtigste, was sie je geliefert hat. Wir hielten uns nur ein halbes Stündchen hier auf und fuhren noch ein halbes Stündchen bis la Scala, wo wir ausspannten.

Es war eben die Zeit der Schneitelung der Reben, so wie der Lichtung der Bäume, welche jene stützen. Die Felder des ganzen Thals, durch welches wir bis Pisa gefahren sind, sind in größere oder kleinere Oblonga abgetheilt, die nur das Bild eines schönen Gartens geben. Die Einfassung machen Ulmen und Rüstern, auch zuweilen Gelsen und Weiden, und an diese lehnen sich die alten Weinstöcke. Einige beschneiden sie im Herbst, d. h., lassen ihnen die zwei, drei Zweige, welche treiben und tragen sollen; aber bei weitem die meisten, wie uns hier der Augenschein lehrte, nehmen diese Arbeit im Frühling vor. Es ist ein angenehmer Anblick, wie die Winzer diese in mancherlei Formen und Schlingungen winden und welche Geflechte und Kränze sie daraus machen. Sind die Bäume in zu weiten

Zwischenräumen, so wird noch wohl ein Pfahl in die Mitte gestellt, der die Reben verbindet, und so laufen die schönen Guirlanden fort, die freilich weit schöner sind, wenn sie mit ihren Trauben und dem Schmuck der Blätter sich zur Erde beugen. Bei einigen war noch eine Reihe Pfähle zur Seite, abwärts von den Bäumen an drei, vier Ellen, wo man einige Zweige hinleitete, damit sie besser der Sonne genössen. In wenigen dieser Abtheilungen hingegen sah man die virgilischen Tabulate. Diese sind entweder mit Pfählen gereiht, durch welche man kleine Stekken zum Tragen der Reben geschlagen hat, deren Zweige über einander daran befestigt werden, oder sie bestehen aus bloßen Rohrstangen, von deren Pflanzung und Gebrauch schon oben geredet ist. Im Ganzen ist die Arbeit sehr mühsam, und alles wird mit außerordentlicher Sauberkeit und Zierlichkeit gemacht. Der Boden ist durchweg braun und äußerst schwer und erfordert wegen des Weinbaues eine häufige Umwühlung. Die Oblonga sind fast alle von Süden gegen Norden offen, um die Sonne und Befruchtung besser empfangen zu können, und Gräben fassen sie meistens ein, weil die Thäler am Arno so niedrig sind. Hier wächst freilich nur ein schwacher und sehr irdischer Wein, den der Italiäner sehr naiv Pißwein (vino pisciarello) nennt. Oelbäume hat man nach dem florentiner Arnothal weniger, so wie die Berge und Hügel überall jenes lachende Ansehen verlieren, das sie um Florenz haben. Auf den Feldern sieht man trotz des strengen Winters Roggen, Weizen und Wolfsbohnen schon ziemlich kraus, und den Flachs, der aber durch den harten Winter sehr gelitten hat, 8 bis 10 Zoll hoch. In den Dörfern vor Empoli und am Wege findet man eine Menge Ziegeleien, die zugleich Töpfereien sind. Man macht diese Arbeiten mit großer Geschicklichkeit und Zierlichkeit, und manche fast im Geschmacke alter hetrurischer Gefäße. Die Töpfer sollen sich auch rühmen, ihre Kunst sei von jenen schönen

Zeiten bis auf die unsrigen immer hinabgeerbt. Besonders aber wundert sich der Fremde über die Konchen und Amphoren, die zu einer Dicke von drei, vier Zoll und zu einem Inhalt von drei, vier Tonnen gemacht werden, und keineswegs der Stärke und des hellen Tons mangeln. Solchen Amphoren, mit Deckeln aus eben dem Thone, vertrauten die Alten ihre besten Weine an und auch jetzt fürchtet man nicht, kostbare Flüssigkeiten hineinzuthun. Auch andre niedliche kleinere Gefäße zu Blumentöpfen und anderm feinen Gebrauch sieht man hier in Menge, zum Theil von sehr reizender Form.

Freitag, den 22. Febr. 1799.

Um fünf Uhr Morgens sattelten wir im schönsten Mondschein auf, mit den besten Hoffnungen für einen heitern Tag, und der Weg ging ebener durch ein ebenes Thal, bis wir uns mehr Pontadera näherten. Da ließen wir den Arno immer mehr rechts, und unser Weg führte uns links durch eine sehr anmuthige und lustige Gegend, immer auf einem messergleichen Bergrücken, beinahe bis Pontadera fort. Rechts war das Thal viel weiter und die Morgensonne vergoldete die fernen Schneeberge von Massa und Carrara, welche ich so oft mit inniger Sehnsucht von der hohen Terrasse des Gartens Boboli gesehen hatte, und welche nun ihre glänzenden Häupter aus dem Nebel hoben, der im weißen Silberdampfe rund umher zu ihren Füßen schwamm. Das Rauschen des Arno war in der Ferne, rechts stießen nahe Hügel sogleich an unsern Wegrücken, und liebliche Thäler und Klüfte mit Reben und Fruchtbäumen, als eben so viele Lustgärten schlossen sie zwischen sich ein. Sparsam sieht man Obstbäume in der Mitte und oben einige kümmerliche Tannen. Die Gegend ist bey weitem so lustig und belebt nicht, als die um Florenz, ob-

gleich man auch hier noch ganz ansehnliche Flecken und Dörfer findet, wie z. B. Pontadera und Cascina. Von Cascina senkt sich der Weg sanft zur Ebene und zum Thale hinab, das sich mit den Thürmen von Pisa in der Ferne immer weiter ausdehnt, und zu beyden Seiten die Berge weiter zurückschiebt. Hinter Cascina geht der Weg immer längs dem Arno. Diesen machten wir rasch, hielten einige Stunden Rast vor dem Livorner Thor von Pisa, und fuhren um zwey Uhr weiter.

Alles verändert sich sichtbar, je näher man Pisa kommt. Zwar sind noch die Reben auf den Feldern, aber in weitern Zwischenräumen und weniger lustig anzusehen; sie werden immer dünner und der Boden sandiger und leichter. Auch bey den Wohnungen und Menschen findet man einige Verschiedenheiten. Erstere haben hier häufig eine Art Hof und Umzäumung, wie man sie fast nirgends um Florenz findet. Diese sind meistens aus Wacholder und anderm kleinen Gesträuch, aus Dornflechtungen und aus Rohr gemacht. Umher stehen Zuckerhutförmig die Strohmiethen und Heuhaufen, von welchen letztern man mit eben so viel Zierlichkeit, als von einem Käse, ausschneidet, und immer nach den Gegenden hin, woher der Regen nicht zu kommen pflegt. Die Villen sind selten, und, wenn man einige sieht, nicht mit dem Glanz, wie man sie um Florenz so häufig findet; eben so gehören Lorbeern und Cypressen hier schon mehr zu den Seltenheiten. Es war ein schöner Mittag, und aus allen Hecken tönten die Grillen und Laubfrösche, und Frösche aus allen Pfützen und Sümpfen; aber wenig Lerchengesang, weil man diese lieblichen Thierchen meist im Winter wegfängt. Die südlichen Mauern von Pisa hingen rund umher voll Guirlanden von Orangen und Limonen, die aus dem dunkeln Laube hervorschimmerten, ein schönes Vorgefühl für diese Stadt, der ich diesmal nah vorbeyflog.

Die Tracht ist, drey Meilen vor Pisa etwa, ganz anders, und dies zeigt sich noch mehr vor Livorno, wo sie ganz stairisch wird. Die langen Mäntel der florentiner Bauersleute werden zu den kurzen, wie man sie um Laibach und Triest sieht, etwa bis in die Kniekehle reichend, wie die Buseruns unserer Matrosen mit einer weiten Matrosenkapuze. Die fahrenden, grabenden und arbeitenden Männer tragen aus weißer Leinwand den ganzen Ueberwurf der thüringischen Fuhrleute und ihre Ackerstiefeln; eben so ist die Tracht der Weiber ganz auf thüringisch und fränkisch verändert. Man sieht nicht mehr die leichten Hüte, nicht die bunt bebänderten und beflitterten Aermel, Schultern und Mieder der Bäuerinnen um Florenz, sondern das Haar hält ein weißes, oder buntes Tuch zusammen, das in langen Zipfeln zierlich über die Schultern herabfällt, und das Kamisol ist schlecht und unverziert. Die geputzt sind und zur Stadt und Kirche spazieren, haben ein großes Schleiertuch, ganz im Geschmack unserer Schönen umgeworfen, und zum Theil auch gegen Nebel und Wind den Kopf wie in einen Nonnenschleier eingemummt. Meist braucht man dazu ein leichtes rothes wollenes Tuch, seltener ein weißes, oder buntes aus Baumwolle. Die Männer in diesen Pisaner oder Livorner Gegenden haben mehr das Ansehen der Stärke und des Muthes, und die Weiber sind weißer und schönfarbiger, als die um Florenz; aber ihnen Beyden fehlt das leichte und freie Ansehen, und die heitre Miene, die jene meistens so vortheilhaft auszeichnet, besonders wenn man sie bey festlichen Gelegenheiten sieht, wo sie bloß für die Freude leben. Schon um Pisa habe ich die Gegend verändert genannt, aber hinter Pisa war sie es auf eine noch weit auffallendere Weise, und ich glaubte eine Haide und Waldgegend von Pommern zu sehen. Die Baumpflanzungen und Reihen von Reben waren fort. Man sieht nur eine weite Ebene, mit Korn besäet, und zu beyden Seiten Wälder

von Letschen, Eichen und Tannen in der Ferne; große Wiesen voll von Rinderheerden und Pferden, Koppeln mit Gehägen, worin schon Heerden lustig spielten und sprangen, wie bey uns im April und Mai; alles dies versetzte mich in einen süßen Traum des oberen Vaterlandes. So kamen wir in einen Wald, oder eine Art Haide mit Wacholder, Schlangenkraut und gestutzten Letschen und Eichen, worin Kühe und Pferde weideten. Der Boden ist hier schlecht und sandig, und so geht es fort bis Livorno. Alles ist Fläche und ohne Bäume, und nur als eine Seltenheit sieht man eine Rebe am Wege. Dreiviertel Meilen vor Livorno hört das Gebüsch auf, und die nette Stadt liegt hell vor Augen. Ich fuhr in der Dunkelheit ein, und nahm in einem Hause Platz, wo ich mir schon ein Zimmer bestellt hatte, kämpfte mit einem halben Dutzend Fachini, die sich mit meinen zwey Koffern heraufgedrängt hatten, und alle ihr Theil am Raub haben wollten, und brachte meinen Abend in der Gesellschaft des Hauses recht lustig zu. Weil es nemlich in den großen Wirthshäusern wegen der Menge der Fremden unerschwinglich theuer war, so hatte ich mir bey einem Manne, der bloß logirt, eine Stube durch einen florentiner Freund bestellt, und ging essen nach einer table d'hôte, wohin ich wollte.

L i v o r n o.

Ich habe in dieser niedlichen Stadt acht recht frohe Tage verlebt, und werde mich ihrer immer mit einer gewissen Vorliebe erinnern, die mich vielleicht als einen am Meer Gebornen für alles, was an der See liegt, oder wohnt, partheiisch macht. So fröhlich habe ich hier öffentlich unter allen Nationen mich umgetummelt: so viele Landsleute gesprochen, so lieb bin ich von italiänischen und teutschen Handelshäusern, so freundschaftlich von dem

wackern schwedischen Konsul Torngrèn aufgenommen worden, daß ich hier wieder recht unter Menschen zu seyn glaubte.

Livorno stieg, so wie Pisa sank. Es war sonst in der ältern Zeit unter dem Namen Portus Liburnus ein sehr unbedeutender Ort. Aber als gegen das Ende des 13. Jahrhunderts der Hafen von Pisa von den Genuesern zerstört ward, wuchs Livorno zusehends, noch mehr aber, als es in die Hände der Florentiner kam. Im 16. Jahrhunderte ward es von Kosmus dem Ersten zu einem Freihafen gemacht und mit manchen andern Vortheilen begabt, und so ist es fortgeschritten, bis auf den heutigen Tag. Die Stadt ist nicht groß und hat etwa Dreyviertelstunden im Umfang. Man kann sie leicht durchmessen; denn von der Porta Pisana, zur Porta Colonella, die schöne Straße Ferdinanda entlang ist wahrlich keine lange Strecke, ihre Breite von Norden nach Süden mag etwas mehr ausmachen. Im Ganzen aber bildet sie beynahe einen Zirkel. Sie ist rund umher mit Wasser umgehen und mit Wällen und Bastionen versehen, hat auch einige Forts und Kastelle, besonders die sogenannte Fortezza vecchia, und deswegen heißt sie eine Festung, ohne eben besonders fest zu seyn; aber wenn die Franzosen, oder eine andre kaninchenartige Nation, sie in Besitz hätten, sie würden schon was daraus machen; denn die Lage ist allerdings für eine Festung sehr günstig, da rings umher keine nahen Berge und Hügel sind, die sie bestreichen könnten.

Die Stadt gehört nach meinem Gefühl zu einer der lustigsten und muntersten und in mancher Rücksicht auch zu einer der niedlichsten, die ich auf meiner Wanderschaft gesehen habe, so ein Gewümmel und Gewühl des thätigen und handelnden Lebens bewegt sich in ihrem kleinen Raume, besonders angenehm für den, der viel in Seestädten zu leben gewohnt ist. Und doch ist dies nichts gegen die Zeiten der Fülle und des Gewerbes, die noch vor einigen

Jahren hier gewesen sind, und die ein allgemeiner Friede wieder herbeiführen würde. Alles seufzt und klagt auch hier über Elend und Krieg, obgleich Toskana das einzige Land ist, das bis jetzt mit leidlichen Zahlungen abgekommen ist. Korsaren stören das Meer, ganze Länder sind geschlossen, Fracht und Assekuranz werden immer theurer, und das Geld wagt sich nicht, weil man auch hier täglich eine Ausstreifung fürchtet, und schon einmal eine Probe gemacht hat. Nicht allein über die englischen Häuser ist es hier hergegangen, obgleich manche durch Bestechung vieles gerettet haben, sondern auch einige Italiäner hat man hart mitgenommen. Die von der englischen Zunge, obgleich sie zum Theil 20, 30 Jahre als toskanische Unterthanen in Livorno gelebt hatten, mußten doch böse heran und selbst die Eisengitter ihres Kirchhofes lösen, welche die Franzosen abbrechen wollten. Deswegen sind auch die meisten von hier gegangen, einige haben die Hand ganz aus dem Teig gezogen, andre existiren indirekte unter fremden Namen und Firma.

Im Ganzen kann man nicht sagen, daß die Stadt schön sey, denn die meisten Straßen sind, wenn gleich grade, doch eng und durch die Höhe der Häuser dunkel. Aber sie hat einzelne Schönheiten, die vielen der größten Städte fehlen, und eine Lebendigkeit und ein Bienengesumm der thätigen Menschen, die allein mehr werth sind, als alle schönsten Plätze und Gassen, wenn nicht Wohlstand und Reichthum darin erscheinen. Dahin gehört besonders die schöne Via Ferdinanda, (Ferdinandsstraße,) welche die Stadt gleichsam in der Mitte durchschneidet, obgleich die nördliche Seite größer ist. Sie läuft vom Pisaner Thor bis zum Thor Colonella schnurgrade und breit fort über die piazza d'arme, und sie und der Platz selbst sind das eigentliche Leben der Stadt, und der Tummelplatz, wo es von 11 bis 2 Uhr und um die ersten Abendstunden wimmelt. Hier sind die ersten Kaffehäuser, die Rendevous zu

gewissen Stunden, und gleichsam die Börse von Livorno, und hier kann man täglich ohne Ueberdruß im Gespräch, oder im Spazieren sehr angenehm einige Stunden hinbringen. Schöner in seiner Art und unstreitig einer der schönsten, die es geben kann, ist der Platz selbst, ein großes Oblongum, von dem die Via Ferdinanda links vom Pisaner Thor ein Drittel ausschneidet. Dieser herrliche Platz zeigt offenbar, daß die Stadt für eine geräumige und große berechnet war, und auch jetzt in dem kleinen Umfang der Wälle und Mauern bietet er durch seine Lebhaftigkeit dem Auge nur das Bild einer großen Stadt dar. Auf dem Ende links ist der Dom und seitwärts die Hauptwache, und zu beyden Seiten und Enden laufen noch mehrere Loggien fort, wo Buden, Kaffehäuser, Trödler und kleine Krämer, auch Handwerker, unter freierem Himmel arbeitend, jeder nach seiner Bequemlichkeit, sich rühren. Am andern Ende zur rechten Hand ist der Pallast des Großherzogs, so kleinlich, daß er keine Erwähnung verdient. Die übrigen Häuser sind brav und schön; aber welche Zierde würde der Platz durch einen Florentiner Dom an einem Ende, und durch einen ähnlichen Pallast am andern gewinnen! Außer der Via Ferdinanda ist auch die kurze Via Borra breit und schön, aber wenig lebhaft. Die Kirchen verdienen nach den Florentinern weder im Aeußern noch Innern Erwähnung. Daß die Griechen und Türken ihre Bethäuser und die englische und protestantische teutsche Kirche ihre Säle zur Andacht bey dem Englischen und Hamburgischen Konsul haben, ist etwas Bekanntes; doch jetzt sind das keine Dinge, wornach man fragen muß.

Die Kaffehäuser sind vorzüglich schön und die Florentiner dagegen wahre Schuhflickerbuden, die freilich bey der Nüchternheit der Florentiner auch nicht gut anders seyn können. Diese sind lang und zierlich und laufen oft durch drey, vier Zimmer fort und sind vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht immer voll Menschen, und ein Bottega

im Neu-Griechen versicherte mich, daß sie zuweilen an Einem Tage für 100 Zechinen umsetzten. Dafür ist auch alles gut und wohlfeil und von Venedig, Mailand und Florenz himmelweit verschieden. Die Wände sind schön tapeziert und bemahlt und mit großen und kleinen Spiegeln herrlich behangen, die Tische aus weißem und grauem Marmor, das Geschirr alles aus Silber und gutem Porzellan. In ihnen treibt sich alles um, wes Alters, Geschlechts, Standes und Volks es sei, ohne sich zu geniren, und mit der Freiheit und Gleichheit, welche eigentlich nur in großen Handelsstädten zu Hause seyn kann. An einem Tische sitzen die Geldmäkler, am andern die politischen; an einem treibt man die Könige von den Inseln zuletzt ins Meer, sich zu ersäufen, an dem andern schmiedet man Plane, den Kaiser und die Russen und Preußen und Schweden den Franzosen auf den Hals zu schicken. Hier sitzt ein Haufe Matrosen, so viel es handelnder Nationen giebt, und weiß mit seinem Gelde sich schon verständlich zu machen, um des guten Getränkes in Menge zu erhalten, dort eine Gruppe lumpiger Buben, welche gaunern und betteln, um des Abends ihr Sorbet, Limonade und Orzate trinken zu können. An diesem Tische sitzen die frischen Republikaner mit ihren Monturen und Kokarden und auf dem Boden klappernden Säbeln, an jenem Emigranten, arm und scheu, die höchstens eine einfache Limonade, oder einen Kaffe einnehmen und mäßig ein Stücklein Gebackenes eintunken, um so ihr Abendbrod zu halten. Feine Dirnen sitzen unter jungen Schiffern und Franzosen, die fleißig Stärkungen und Süßigkeiten zutragen und es an freundlichem Sprechen und Winken nicht fehlen lassen; und das hohläugigste und abscheulichste Geschlecht, die Kuppler, schnüffeln umher und treten bei'm Abmarsch diesem und jenem aus der Thüre nach, um ihm eine belissima ragazza, eine vaghissima nimfa zu empfehlen. Ich kenne dieses Gezücht, sei es in den 20gen oder 50gen, so genau an Blick und

Wesen, daß ich es meistens auf den Kopf sagen will. Männer und Jünglinge aller Nationen drängen sich in der Mitte unter einander, alle Sprachen Europens klingen zusammen und eine Menge Schweitzer, Tyroler und Savoyarden, welche Strümpfe, Tücher und mancherlei Kleinigkeiten zum Verkauf umtragen, tosen darein. So hat man das Bild der Welt im Kleinen. Die ersten Kaffehäuser sind in der Ferdinandsstraße, der Neu-Grieche, (il Nuovo Greco) das lebhafteste und größte, und ein andres gegenüber nahe am Waffenplatz, und näher dem Pisaner Thore der Japaner (il Japonese).

Die Häuser sind meistentheils vier, fünf, ja einige auch sechs, sieben Stock hoch, haben ein sehr heiteres und lichtes Ansehen und sind im Aeußern viel fensterreicher und netter, als die Florentiner, obgleich es von Pallästen hier sehr wenig giebt. Man findet auch wenige aus dem grauen Sandstein aufgeführt, oder aus pietre bozze, sondern die meisten sind massiv und aus Ziegeln. Man hat hier ein sehr gutes Materiale, die Mauern mit wenigen Kosten wie unvergänglich zu machen. Man braucht nemlich den Tufstein, der im Felde und am Strande sich häufig findet, um die Zwischenräume der Ziegel in der Mitte zu füllen und sie selbst glatt und zierlich umher zu mauern. Diese halten fest zusammen und machen zugleich eine so harte und wohlfeile Mauer, daß es eine Lust ist. Ich habe sie draußen im Felde hinter dem Moleto der Quarantaine nicht nur von Sklaven herausbrechen, sondern auch nachher bei den neuen Bauen in den Vorstädten einflicken und einfügen sehen. Wenn in Venedig der Abstand von den papierfenstrigen Hütten zu den Pallästen groß ist, so findet man dies Beleidigende hier nicht, sondern alle Häuser haben ein frisches und freundliches Ansehen und dürfen sich ohne Schaden auf die Köpfe und Schornsteine sehen lassen. Aber das Pflaster der Gassen reicht nicht an das Florentiner, die Fliesen sind bei weitem kleiner und an

manchen

manchen Stellen auch höckerig, und die vielen Menschen machen mit dem Karren und Fahren bey dem geringsten Staubregen, oder Nebel alles schmutzig, bis etwa auf den Platz und seine schönen Straßen, welche ihre Größe und Offenheit mehr schützt.

An der nördlichen Seite der Stadt läuft vom Hafen ein breiter Kanal, über welchen mehrere Brücken führen, bis dicht an die östlichen Mauern mit mehrern kleinen Nebenkanälen. Dies erleichtert und erspart außerordentlich, und man hat für die Waaren große Magazine um ihn herum gebaut. Man pflegt diesen Theil der Stadt wohl Venezia zu nennen. Zum Hafen führen zwei Thore, das Hafenthor und das della Colonella, welches letztere zugleich aus der Stadt führt. Außer diesen ist die Porta Pisana, die Porta von San Marco, die aber meistens verschlossen ist, und ein andres Thor, für Fußgänger, auf die Wälle führend.

Um in der Stadt alles kurz abzufertigen, noch einige Notizen, und diese sind zuerst zwei Anstalten Leopolds, der mehr ein guter, als ein großer Mensch war. Am Thor St. Marco findet man nemlich ein Erziehungshaus für Soldatenkinder, eine feine Einrichtung, die sich von ihm herschreibt. Eine Seite des Gebäudes bewohnen die Mägdlein mit ihrem Anhang, die andre die Knaben, das Thor theilt sie. Ordnung und Reinlichkeit und gute Polizei herrschen im Aeußern und Innern und die Kinder tragen alle das blühende Gepräge der Gesundheit und Fröhlichkeit, die mehr, als alles Lob, für die Einrichtung spricht. Mehr aber im Geist einer handelnden Stadt ist die zweite Anstalt, die bis jetzt wenig nachgeahmt und deren Erdenkung und Einrichtung doch so natürlich ist. Dies ist das berühmte Oelmagazin, ein großes massives Gebäude, ganz aus Steinen aufgeführt. Es sind große Tröge aus Stein und zwar aus Schiefer eingemauert, mit steinernen Deckeln. Ueber jedem ist das Maß des Inhalts und die

Nummer gemahlt. Jeder Kaufmann, der eine beträchtliche Ladung bekömmt, schüttet sie hier auf, wo das Oel sich Jahrelang frisch und rein erhält und fast nichts verliert, weil weder Frost, noch Luft und Sonne daraus saugen kann. Alles dies ist mit einem Aufwand und einer Größe gemacht und wird in einer Sauberkeit erhalten, welche der Stadt Ehre machen.

Wunderbar ist es, daß es in einer so reichen und wohlhabenden Stadt nur ein Theater giebt und auch dieses Eine wenig besucht wird. Das ist gar nicht italiänisch. Es ist etwa wie das Theater del Cocomero in Florenz an an Größe und Einrichtung, aber theurer als das della Pergola. Auch hier gehen die großen Opern fünf- und zehnmal hinter einander fort. Ich habe nichts als die Zerstörung Jerusalems absingen hören die drei Male, daß ich es besuchte. Der Kastrat Damiani singt brav und auch einige andre sind mehr, als mittelmäßig; aber wenn man Marchese und neuerlich auch noch einen David gehört hat, so gefällt es nicht so ganz. Ich saß fast immer unter Franzosen, die für einen Fremden allenthalben die bequemsten Leute zum Plaudern sind. Die ersten, obgleich gute Republikaner, konnten bei dem Eintritt einer ganzen Schaar von jungen Bauern und Bäuerinnen doch der natürlichen Bemerkung sich nicht erwehren: welch schönes Land dies seyn und wie gut es regiert werden müsse, da nicht einmal in Frankreich (welch ein Nachdruck!) sie mit den Ersten und Besten auf einerlei Sitzen Platz nehmen. Im Karneval sind auch hier einige Winkeltheater und Livorno hat alsdann auch seinen Korso.

Was man hier wie in Florenz vermißt, ist die Erleuchtung, die man eigentlich gar nicht findet; denn die ine, oder andre Laterne bei einem öffentlichen Hause, oder unter einem Madonnenbilde wird man doch nicht rechnen wollen. Dies ist wirklich ein großer Mangel, und doch müßte die Erleuchtung sich nirgends wohlfeiler bewerkstel-

ligen lassen, als in Italien. Zum Glücke machen Banditen und andres Ungeziefer, was auf die Menschenleben ausgeht, hier diese Anstalt eben nicht nothwendig; denn auch hier sind Mordgeschichten fast so gut, als Wundergeschichten, und überdies ist die Stadt so klein, daß man höchstens in 10 Minuten bei einem langsamen Schritt von einem Ende zum andern kommen kann.

Die Vorstädte sind meist rund um die Stadt; besonders aber läuft in den Nordost ein schöner Kranz von Vorstädten, mit Gärten und Feldern untermischt, die Miene machen, mit der Zeit mit der Stadt zusammenzufließen, welches, wie man sagt, auch Leopolds Plan gewesen seyn soll, welcher sich vielleicht von selbst ausführt, wenn nur die Welt einmal wieder ein wenig Ruhe hat. Dann kann man nichts bessers thun, als die Festungswerke hier schleifen und höchstens die Wasser zur Bequemlichkeit des Hin- und Herschiffens zu lassen und einige Brücken darüber zu schlagen. Der Hafen behält immer seinen Schutz an der fortezza vecchia, und einigen Bastionen. Auch diese Vorstädte sind schön gebaut, besonders die Straße nach Pisa und Monte Nero und Volaterra. Sie sind schnurgerade und breiter, als die in der Stadt. An allen Ecken findet man neue Häuser in Arbeit, die nach und nach zu Gassen auswachsen. Wenn dieser Umfang sich ausfüllt, so wird Livorno beinahe so groß, als Pisa. Man rechnet hier jetzt schon an 60000 Einwohner und die Menge der Fremden und französischen und italiänischen Ausgewanderten ist groß. Zwischen den Vorstädten und Wällen der Stadt von dem Pisaner Thore bis zum Thore Colonella ist ein lustiger grüner Rasen, der sich von den Wällen zu den Häusern sanft neigt und auf die Stadt und einen Theil des Meers eine angenehme Aussicht darbietet. Dieser anmuthige Rasenstreifen heißt gli Sparti und dient zu einem schönen Spaziergange, wo man die Feiertage und Feierabende ein lustiges Menschengewimmel findet und Gelegen-

heit hat, die feine und schöne Welt in Augenschein zu nehmen. Unten, innerhalb der Wälle sind kleine Gärten an den Wassern, mit allerlei Früchten bepflanzt. In einigen derselben findet man auch Zelte und Baraken mit niedlichen Bänken und Tischen, die während des Sommers zur Ruhe und zum Vergnügen dienen; andre sind bloße Lauben, mit Reben überflochten. Hier wird Erfrischendes und Stärkendes aller Art gereicht, sobald die Hitze und Schwüle des Sommers die Leute durstiger macht.

In den Vorstädten findet man auch die Begräbnißplätze (campi santi). Der der Christen (so heißen die Katholiken nur) ist seitwärts vom Pisaner Thor und ein regelmäßiges Viereck, mit vier Kapellen in Form der Rotunda eingefaßt, und mit mehrern Seitenkapellen im Innern, wo rund umher Arkaden laufen, unter denen die Großen und Reichen meistens ihre Gebeine hingelegt haben und mit Inschriften und Monumenten zur Seite prangen. Das schönste aber dieses Campo santo ist sein Angesicht. Ein anmuthiges Grün ist vor dem Eingange und Cipressen bilden einen halben Mond um den Rasen, und eine schöne und dunkle Cipressenallee führt vom Wall her schnurgerade zum dunkeln Eingang der Wohnungen der Todten. Dies sind die Verzierungen der Todten, wenn sie welche haben sollen, oder ein grauer Stein des Feldes mit seinem Grase, oder ein Baum mit seinen rauschenden Blättern. Diese geben ein liebliches Bild selbst des Todes und schlagen der Erinnerung keine schmerzlichen Wunden. Bei dieser Gelegenheit muß ich eines Legats erwähnen, das ich in den Kirchlein der Compagnia della Misericordia, der reichsten in Livorno, bemerkt habe. Man sieht über dem Hauptaltar zum Spiegel der lebendigen Sterblichen ein Skelett aufgestellt von weiland dem schönsten Weibe in der Stadt, welche sich als Augenspiegel nach ihrem Tode zur Erbauung der Frommen und zur Demüthigung der Schönheit aufzustellen befahl, und die, wenn sie im Leben ihre

Verehrer hatte, diese nun auf eine andere Art im Tode suchte. Es war eine wunderschöne Jungfrau, eine reiche Erbin, die im 17ten Jahre in voller Jugendblüthe starb, spröde, stolz und noch narcissisch unempfindlich war, viele Verzweifelte machte und durch dieses Kirchenlegat ihres Gerippes den Hochmuth als ein Spiegel der Demuth abbüßen wollte. Aber das Bild des Todes in seinem Gerippe aus Knochen und Knorpeln hat nichts Holdes und Schönes. Mir hat es einen andern Gedanken in den Kopf gesetzt, daß es gut seyn mögte, in den Schulen junger Mägdlein so einen Spiegel der Huld und Schönheit aufzustellen, um sie Bescheidenheit und Mäßigkeit zu lehren und wohin nach dem Umlauf weniger Lustra alle diese Reize endlich auslaufen. — Nicht weit von diesem ist der Kirchhof der Holländer in der Vorstadt nach Pisa hart am Wege. Hier liegen zugleich die teutschen und schwedischen und andre Protestanten. Es ist gar ein freundlicher und natürlicher, und keiner würde ihn für einen Kirchhof halten, wenn er nicht gleichsam mit der Nase darauf gestoßen würde, daß es einer sei. Rund umher im Innern laufen grüne Bäumchen und sein ganzer Raum ist mit Hecken aus Buxbaum und anderm lieblichen Grün eingefaßt und in schöne Baumalleen abgetheilt. In dem Gange der Mitte liegen die Begrabenen unter einem weißen, oder grauen Stein mit einer einfachen Inschrift meistens in der Landessprache dessen, der darunter liegt. Die Kinder des Frühlings, die hier mit jedem verjüngten Jahre neu entstehen, erinnern so lieblich und sanft an den ewigen Frühling des unzerstörbaren Lebens in uns und an die nimmer alternde Jugend der Geister, die hier ihre verwesliche Bekleidung dem Staube übergeben haben. — Näher der Porta Colonella am andern Ende degli Sparti am Wege ist der Campo santo der Engländer, von allen der prächtigste, so wie die stolze Nation von allen die reichste. Er ist von 1746, wie eine Aufschrift am Eingange sagt. Rund

umher laufen große Pfeiler aus Stein, die durch Eisengitter verbunden sind. Die grünen Rasen vorn sind auch ohne ihre Gebeine und Grabhügel; oder vielmehr giebt es hier nie Grabhügel. Diese Weise zu hügeln und den Kirchen Thürme und den Gräbern gewaltige Steine aufzusetzen, scheint ächt celtisch und germanisch zu seyn. Der hintere Theil hat einige prächtige und auch mehrere schöne Monumente aus Marmor, und einige feine Köpfe der weiland Besitzer der modernden Knochen. Manche Söhne der Edlen und Großen Englands liegen hier fern vom Vaterlande. Es ist auf den wenigsten Monumenten die Einfalt der Inschriften, die dem Gegenstand ziemt, sondern die meisten sind zu prahlend und geschwätzig. — Noch eine feine Partie ist in dieser Gegend in der Vorstadt am Wege nach Monte Nero, das Wäldchen der Kapuciner, ein schöner und kühler Wald aus Letschen und Lorbeern und andern Bäumen. Aergerlich war es mir, diesen Spazierort der heiligen Natur durch Schlingen und Leimruthen entweiht zu sehen. Ein Priester sollte im Asil der Ruhe und Unschuld die fröhlichen Kinder des Frühlings nicht morden. Ich pflückte einige Veilchen und Hyacinthen, und ging mismuthig weiter. Ach! daß die Herrschaft des Weltregierers, des Bauches, so groß ist!

Der Ort, wo die Quarantaine gehalten wird, heißt Moleto. Er befindet sich gleich außerhalb der Porta Colonella längs dem Strande in einem Raum von beynahe zwey Miglien. Es sind eigentlich drey Lazarethe, Sankt Leopold, Sankt Roch und Sankt Giacomo, alle drey von einem ganz ansehnlichen Umfang und mit mächtigen Mauren und Wällen eingeschlossen und größtentheils rund von Wasser umflossen. In der Mitte liegen die Schiffe und umher die Wohnungen für die Mannschaft und Passagiere, die 30 bis 40 Tage hier liegen müssen. Jeder Theil ist für sich und darf mit dem andern nicht umgehen, und ist jemand so unglücklich, oder unvorsichtig, einem später Ein-

schlossenen sich nur auf drey Schritt zu nähern, oder den Saum seines Kleides zu berühren, so wird ihm die Zeit, die er gesessen hat, für nichts gerechnet, und er muß wieder von vorne anfangen. Bey dem jetzigen Kriege und besonders seit den neuen ägyptischen und türkischen Unruhen ist der Handel nach der Levante auch sehr in der Klemme, und diese Gebäude stehen jetzt gewöhnlich leer.

Südwestlich von der Stadt geht man durch zwey Thore, durch die Porta Colonella und das Hafenthor zum Hafen, welcher gleichsam zwey Abtheilungen hat. Der erste Theil läuft auch unter dem Namen Darsena, und Darse. Er dient meistens den Barken zum Einladen, zur Befrachtung im zweiten äußeren, oder eigentlichen Hafen. Vormals lagen hier die Galeeren, als man deren noch hatte, und einige kleine bewaffnete Fahrzeuge. Hier werden auch die lecken und schadhaften Schiffe ausgebessert; hier ist die Zimmerei und Betеererei; hier liegen große Vorräthe von Schiffsbauholz und andern Materialien im Freien und in Magazinen; hier sind die Osterien des Schiffsvolks unter Baraken und auf kleinen Barken, wo es sich ungestörter leben läßt; hier ist das ganze Getümmel der Fuhrleute und Träger und das lebendigste Bild des Seelebens. Beinahe in der Mitte gegen diesen kleinen Anlandungshafen steht eine stattliche Bildsäule Ferdinands des Zweiten in kolossalischer Größe aus weißem Marmor, und sieht mit dem Herrscherblick und Herrscherstab über das Meer hinaus. Die Statue ist eben nicht schön. Besser gearbeitet sind die vier Sklaven aus Bronze, die gefesselt zu seinen Füßen knieen. Sie sind mit einer wunderbaren Perspektive so vom Künstler gestellt, daß man sie alle vier, obgleich sie in gleicher Entfernung die vier Ecken einnehmen, mit Einem Augenpunkte sieht, wenn man sich in einer gewissen Entfernung von der Porta Colonella stellt. Eine stehende Brücke führt von dieser Seite gleich am Thor Colonella zum Molo des andern Hafens und eine geschobene, um

den Umweg zu ersparen, ist gerade dem andern Seitenthore gegenüber.

Zwischen diesem kleinen und dem großen Hafen findet man einige stattliche öffentliche Gebäude, zuerst ein schönes Soldatenlazareth, welches die zahlreiche Judenschaft bey Leopolds Thronbesteigung hat bauen lassen, und welches den Erbauern und den Einrichtungen der innern Polizei und Ordnung Ehre macht; dann ein Tabacks- und Salzmagazin aus den Zeiten der Mediceer. Wenn man sich von hier links wendet, so macht man die Runde des Molo, die beinahe einen Miglio ausmacht, und den Hafen wie in ein Quadrat einfaßt. Zwischen diesem und dem ersten Hafen liegen die großen Schiffe und hier wird ein- und ausgeladen, doch sieht man bey gutem Wetter eine Menge Schiffe draußen auf der Rhede, unter welchen das kleinere Gewimmel der Fischerböte und Schaluppen und Barken sich lustig bewegt. Draußen am Molo hat man mächtige Klumpen Granit und Tufstein gegen die Wellen geworfen, und auch nach der nordöstlichen Seite gegen die fortezza vecchia; näher am Ufer läuft so eine Reihe Steinklumpen fort, auf deren Spitze ins Meer hinein ein kleines Fort mit einigen aufgepflanzten Kanonen den Eingang deckt. Man hat von den äußersten Mauern dieses Molo eine herrliche Aussicht ins Meer hinein und das Herz schwillt empor bei dem Anblick der gefüllten Segel und der Schiffe, die nach allen Seiten über die Tiefe fliegen. Nahe am Molo, der ersten Quarantaine gegenüber, steht auf einer kleinen Klippe der stattliche Fanale, oder Leuchtthurm, der bey Nacht den Schiffen zum Zeichen und der Stadt zu einer großen Zierde dient. Man sieht ihn allenthalben über die Stadt hinaus von Pisa und noch weiter her. Der Fremde versäume nicht, hier hinaus zu schiffen, um über die Stadt und das Meer einer unendlichen Aussicht zu genießen. Auch auf den Wällen den Sparti gegenüber ist ein schöner Standpunkt auf zwei hohen Hügeln, von

denen man die Vorstädte, die Gefilde, die Gebirge und den südlichen Theil des Meeresufers überschaut. Schon vom Molo sieht man weit ins Meer hinein. Zuerst am nordwestlichen Ufer nahe an der Stadt liegt ein Felsenklumpen mit einem hohen Thurm und einigen Kanonen; nebenbei steht ein alter finsterer am Ufer nach Art der Thürme unsrer Burgen. Hieher verlegen einige den alten Porto Pisano, dessen Lage die zerstörende Feindeshand und das verschlemmende Meer so ungewiß gemacht haben, daß man auch seine Stätte nicht mehr weiß. Weit hinein ins Meer sieht man einen weißen Thurm auf der flachen Felseninsel Meloria überleuchten, der die Schiffer warnen soll, daß sie ihren rauhen Rippen nicht zu nahe kommen; und fernher dämmern die kleine Gorgona, das fischreiche Porto Ferrajo auf Elba, und bei heiterem Wetter auch Elba mit seinen entfernteren Bergen und Korsikas hohe Küsten. Doch alles dieses genießt man tausendmal besser vom Fanale, so wie die Aussicht auf die Stadt, welche man vom Molo wegen der Masten und Wälle nicht haben kann. Nahe an der Darsena nordwestlich ist die Fortezza vecchia, gleichsam eine Citadelle und allerdings sehr fest; aber um sie zu vertheidigen, müßte man erst die Stadt an dieser Seite schleifen und alle nächsten Häuser zusammenschießen. Der Hafen ist schön und geräumig, doch für Kriegsschiffe nicht immer noch allenthalben tief genug, daher diese sich meistens draußen auf der Rhede halten. Das Kaperrecht auf der Rhede erstreckt sich bis auf einen Kanonenschuß vom Molo, oder von jedem der kleinen befestigten Klippen und Thürme im Meer.

Man rechnet auf diese Stadt an 60000 Einwohner und eine Menge Fremde, die wie Ebbe und Fluth wechseln. Die Juden sind erstaunlich zahlreich und machen über ein Drittheil der Bewohner aus. Sie sind meistens spanischen und portugiesischen Stammes, und bei den Verfolgungen, die sie im ehemaligen Vaterlande erfahren mußten, von den

Mediceern aufgenommen worden. Sie haben bis auf einige Kleinigkeiten mit den Christen fast alle Rechte gemein, doch klagen selbst die Billigen im Volke, daß sie eine Landplage sind, und durch Kleinheit des Gemüthes und Eigennutz sich auszeichnen. Eingewurzelte Unarten und Uebel legen sich freylich so leicht nicht ab. Der Ton ist, wie in allen lebendigen Städten am Meer, frei und zwanglos. Die vielen Menschen aller Nationen geben gleichsam einen Richtton, welcher der beste von allen ist, wo jeder seine Freiheit hat, es in gleichgültigen Dingen zu halten, wie es ihm beliebt. Man findet hier selbst bei dem Italiäner, außer seiner äußern Feinheit und Artigkeit, etwas von der teutschen Biederherzigkeit und der französischen Freimüthigkeit, und mir war hier zum ersten Mal wieder, als ob ich in Hamburg, oder Triest, oder in Leipzig zur Meßzeit mich tummelte. Diesen geselligen und menschlichen Ton zu befördern hat man eine eigne Anstalt errichtet, bei welcher Menschen von allen Zungen und Religionen zu den Interessenten gehören. Diese hat freilich einen italiänischen Namen, doch daran muß man sich nicht stoßen. Da der Name Academien in Italien so etwas Vornehmes ist, so haben sie ihrem Versammlungsorte und der Gesellschaft den Namen Academia de' Floridi gegeben mit dem Symbol: Omnia libant Floridi. Glücklich, wenn sie diesen Spruch erfüllten! Sie besteht aus Männern aller Stände, und man rechnet über 150 Mitglieder. Jeder findet hier für seinen Schnabel, was er bedarf, warme und kalte Getränke, Billard, Spielpartieen, und zu gewissen Zeiten Bälle und immer auch eine volle Tafel, wenn sie bestellt wird. Die besten einheimischen und auswärtigen Zeitungen fehlen gleichfalls nicht, und alles ist mit vieler Zierlichkeit und Nettigkeit eingerichtet. Dieser feinere Ton der Männer ist auch auf die Weiber übergegangen, und die italiänischen Schleier sind nur noch für die Kirchen. Sie gehen allenthalben mit einer Magd und auch ohne Begleitung herum,

sprechen mit ihren Bekannten und Befreundeten auf den Gassen und Promenaden, und thun wohl daran, so zu thun. Ich habe hier bei weitem mehr hübsche Gesichter gefunden, als in Florenz, und unter den Griechinnen selbst einige reizende. Man kann aber das dem Ort nicht geben, was vielleicht der Zufall hieher gebracht hat. Denn wie viele dieser Schönheiten sind nicht Ausländerinnen? Die Zahl der öffentlichen Weiber ist groß, dies kann man schon aus den vielen Ansprachen schließen, die der Fremde hier die Abende in den Kaffehäusern und an allen Straßenecken von ihren Mäklern erhält. Sie leben nicht im Druck, noch im Dunkeln, und da der Kours in einer reichen und von Zugvögeln wimmelnden Stadt gut ist, so sieht man sehr schöne und reizende. Sie wandern frei und ohne Anstoß auf allen öffentlichen Plätzen umher, finden sich auch wohl mit ihren Verehrern auf den Kaffehäusern ein, lachen und schäkern, und halten ihre Reize keinesweges unter dem Scheffel. Besonders waren die jungen Franzosen mit diesen reizenden Uebeln fleißig in Geschäften, die Officiere und Kommissäre, die Lucca haben frei und arm machen helfen.

Viele Franzosen giebt es hier. Ein Theil sind Emigranten, man kennt sie aber nicht alle, weil mehrere so kühn sind, die Kokarde anzustecken. Als ein industriöses Volk machen sie kleine Schmucksächelchen und kosmetische Kleinigkeiten, die sie an den Mann zu bringen wissen; andre treiben auch mit den Resten ihres Vermögens einen kleinen Handel und werden dabei selbst von republikanischen Landsleuten unterstützt. Auch an Italiänern dieser unglücklichen Klasse fehlt es hier nicht. Eben so zahlreich sind jetzt auch die neuen Franzosen, welche zum Theil als ein verderbliches Ungeziefer der Armee folgen, Kommissäre, Abentheurer, Herumtreiber, oder solche, die es nicht schön finden, für das Vaterland zu sterben; andre, die auf neue Unternehmungen warten, um dann vielleicht mit ins Rad

einzugreifen, welches die Welt in Umschwung gesetzt hat. Man liebt die große Nation hier nicht, wie sie sich selbst genannt hat, aber wohl fürchtet man sie, und jeder hütet sich, bei der Nähe einer dreifarbigen Kokarde frei zu sprechen, obgleich man hier sonst dem Munde kein Gebiß anlegt.

Der Handel dieser Stadt hat wenig mit einheimischen Sachen zu thun. Seitdem die Wollen- und später die Seidenmanufacturen in Toskana in Abnahme gerathen sind, ist auch dieser Zweig immer kleiner geworden. Was man von Landesprodukten also noch ausführt, schränkt sich auf Oel und Florentiner Weine und auf weniges Eisen der Insel Elba ein. Auch eine große Korallenfabrik ist hier in den Händen einiger jüdischen Häuser, welche einen ganz ansehnlichen Absatz machen soll. Wichtiger wird dieser Freihafen vorzüglich durch seine Niederlage von levantischen Waaren, und von dem, was England, Frankreich und Schweden ihm zuführen, welches er wieder durch alle Zweige der italischen Städte vertheilt. Buonaparte hat durch seinen Kreuzzug nach Aegypten dem Levantehandel einen großen Stoß gegeben, und die Livorner schimpfen auf diesen großen Mann, dessen Vater ein geborner Edelmann von Pisa war.

Zu leben ist es hier äußerst theuer, und man kann in Florenz beinahe mit der Hälfte ausreichen; für fünf, sechs Paoli hat man ein sehr gewöhnliches Mittagsessen, und für drei Paoli ein ordinaires Stübchen. Dies erstreckt sich natürlich auch auf alles, was gegessen werden kann, welches beinahe um ein Drittheil theurer ist, als in Florenz. Nichts geht aber über die Gierigkeit und Unverschämtheit der Gastwirthe und Träger und Aufpasser. Sie sind des Ausrupfens und Plünderns der Fremden so gewohnt, welche meistens unbekannt mit Sitten und Sprache hieher kommen, so daß man mit ihrer Unverschämtheit kaum auskommen kann, wenn man nicht flucht und auf den Stock

zeigt, der der Regent solcher Leute seyn muß; und wenn man ihnen nicht merken läßt, daß man nicht das erste Mal unter den Klauen ihrer Art sich befindet. Gewöhnlich fangen sie mit Schmeicheln an und mit Rühmen der Nation, von welcher der Fremde ist, mit dem Preise ihres Reichthums und ihrer Großmuth, mit der Erwähnung dieses oder jenes Mitgliedes der Nation, das sie bedienten und das ein Mann von molto garbo und spirto war, und ein so großmüthiger und freigebiger Herr, als man nie seitdem einen traf. Aber der ist verrathen, der sich von dieser freundlichen Miene fangen läßt, welche plötzlich das unverschämteste Eselsgesicht und selbst Drohungen annimmt, wenn man so ein Gezücht durch Mienen schrecken könnte. Jeden Tritt verdinge sogleich, wenn du dich nicht zanken und ärgern willst; denn eine Zugift über den gewöhnlichen Preis rechnen sie für nichts, drehen die Mütze dreimal mit höhnischem Lächeln um und gehen schimpfend und brummend heim.

Wer Livorno besucht, unterlasse nicht die Wallfahrt nach dem berühmten Monte Nero. Ich machte diese einen Sonntag Morgen in Gesellschaft einiger Hamburger Kaufleute, und der halbe Tag, den wir dort zubrachten, gehörte zu den angenehmsten meines Aufenthalts in Florenz. Dieses Kloster ist eines der berühmtesten, nicht bloß in Toskana, sondern in Italien, und täglich, besonders an den Feiertagen, versammelt sich hier eine Menge Frommer, um der heiligen Jungfrau von Monte Nero eine Verehrung darzubringen, und hier unter ihren heiligsten und seligsten Augen die Messe zu hören. Fast kein Schiffer und Fremder katholischen Glaubens kommt zu Livorno an, der bei seiner Ankunft, oder Abreise hier nicht einen Besuch ablegte, ein Gelübde löste, oder thäte. Ich habe es selbst mit vielem Vergnügen gesehen, mit welcher außerordentlichen Andacht und Verzuckung die vielen Hunderte sich zur Erde warfen, als die Thüren des Tabernakels auseinan-

der schlugen, und das reiche Gnadenbild erschien. Ich hatte den folgenden Morgen Gelegenheit, über dieses wunderthätige Bild die herzhafte und herzbrechende Rede eines ehrwürdigen Kapuciners mit langem schneeweißen Barte, im Dom in Livorno zu hören, und will also einige Züge der Geschichte desselben beifügen, wie der geistliche Herr sie gab. Seine Wunder, die es hier und aller Orten gethan hat, sind unzählig, und allein die, welche der Redner in einer halben Stunde aus ihrer Legion aufzählte, gingen in die Hunderte, so wie seine Thränen, Seufzer und Kniebeugungen in die Tausende. Dieses berühmte kleine Bild ist ein Urbild und stammt in gerader Linie aus Palästina, von wo seine Reise nach Negropont ging, wo es manches Jahrhundert große Thaten that. Von dort floh es vor den Saracenen über das Meer und landete am Monte Nero, und ist daselbst bis heute das erste Juwel aus der Gnadenkrone des toskanischen Volks, wie unser Redner meinte, und wenn alles verloren ginge, wenn die ganze heilige Kirche zusammenstürzte, wenn die Ketzer die Welt überschwemmten, die Türken und Franzosen alle Kirchen zerstörten, und dieses Bild nur bliebe, so wäre noch Hoffnung da, daß es allein durch seine Wunderkraft alles wieder herstellen und alles Abtrünnige und Verkehrte wieder bekehren und zurechtsetzen könnte. Bei dieser Gelegenheit muß ich etwas von der Weise des Schnupftuchs sagen. Ich habe es zwar auch in unsern Lutherischen Kirchen oft bemerkt, wie nach der Verlesung des Textes und dem Gebet der Predigt die Wuth des Hustens und Schnaubens auszubrechen pflegt, habe auch in Katholischen Kirchen oft diese unleidliche Nasenkanonade gehört, aber ein Signal, wie man hier giebt, ist mir noch nicht vorgekommen. Dieses war in einer Stunde, die ich ritterlich aushielt, drei bis vier Mal und währte jedesmal eine gute Minute. Der Alte schwang sein Schnupftuch vorwärts, und hob es mit einer anständigen Bewegung zur triefenden Stirn.

Mit einem Male ertönten alle Nasen so laut und fürchterlich und schwangen sich alle Schnupftücher so rauschend, daß auch ich zum Gewehr griff, um mich durch dieses Schiboleth nicht zu verrathen. — Hier scheint es mir nicht uneben, ein Wörtchen von dem Umtragen der Hostie zu sagen, wovon man in protestantischen Ländern so oft hört, ohne sich einen klaren Begriff davon machen zu können, wie es damit gehalten werde. Diese geweihte Hostie wird wie Gott selbst angesehen, und der Franzose nennt sie nur den lieben Gott, le bon Dieu. Wenn sie nun über die Straße zu einem Kranken getragen wird, so kann natürlich nicht genug Aufsehen und Ehrerbietung gemacht werden. Wo sie durchzieht, eilt alles an die Fenster, und ist es Abend, so wird mit einer Menge Lichter dem vorübergehenden Gott zu Ehren eine Illumination gemacht. Was draußen ist, entblößt sein Haupt und fällt auf die Knie. Der Kaiser selbst in Wien unterließ dies nie mit seiner Familie, wenn er so unglücklich war, Gott zu begegnen, der darin nicht gnädiger ist, als Paul der Erste in Petersburg. Die Wachen, wo es vorbeigeht, treten ins Gewehr, die Hauptwache tritt heraus, und die Trommel wird gerührt. — Bei einem solchen Reichthum der Madonna an Wundern fehlt es ihren Dienern natürlich nicht an irdischen Gütern, und diesem widerspricht ihr gutes Embonpoint und ihre heitre Miene nicht. Die Kirche ist niedlich und mit schönen Säulen und mehrern mittelmäßigen Statuen geziert, der Altar und das Tabernakel der Jungfrau ist reich an Gold und Silber. Die Wohnungen der Brüder schließen sie mit zwey schönen Flügeln ein, die nun ausgebaut und verziert sind, und dem Ganzen das Ansehen eines hübschen ländlichen Schlosses geben, wozu es freilich auch Vielen dient. Grade gegenüber baut man jetzt eine ganz hübsche Loggie, damit die Herren an lustigen Tagen darunter mit Spiel und Vergnügen sich erlustigen können; und hinter ihr legt man einen niedlichen Garten an, so wie

hinter dem Kloster ein ganz leidlicher ist. Aber schöner ist der Wald von Letschen und Eichen, welcher das Kloster rund umher einschließt, und hoch bis über die Spitze des Berges hinanläuft. Dieser schöne Berg hebt sich sanft vom Meer und steigt zu einem immer höhern Rücken, indem er sich in einem dunkelgrauen Halbzirkel, immer weiter gen Osten zurücktretend, von hier gegen Pisa wendet, wo er der Straße von Florenz ganz nahe kommt. Er ist meistens mit Wald bekränzt, und hier bei und um Monte Nero mit einer Menge heitrer Landhäuschen, Gartenhäuschen und Villen besäet, die ihm von Livorno her ein sehr lustiges Ansehen geben. Die Entfernung von Livorno nach dem Kloster ist eine gute teutsche Meile, und diese wird täglich von einer Menge Menschen- und Pferdefüße ausgemessen. Besonders ist zur Sommerzeit hieher die Flucht und Zusammenkunft der Livorner groß. Hier finden sie einen kühlen Wind vom Meer und oben vom Gebirge her, und Sommer und Winter den unvergänglichen Schatten der Letschen. Am Fuße des Berges liegen mehrere Häuschen, wo man sich im Anbiß und allerlei Getränk erfrischen und für das Hinaufsteigen stärken kann. Hier halten die Wagen an, und nun geht alles zu Fuß einen Weg, der gut geebnet und gebahnt in mehreren Krümmungen sich zum Kloster hinauf windet. Näher, aber steiler und rauher durch felsiges Gestein laufen mehrere Pfade für die rüstigeren Klimmer. Droben findet man Oelgärten und endlich Letschen, und vor der Kirchthüre hat der Teufel seine Kapelle, die reich mit Wein, Brantwein, Rosolio, Früchten und Kuchen versehen ist, und mit manchen andern Sachen, welche man auch seitwärts am Wege in kleinen Häuschen findet. Das Kloster liegt etwa in der Mitte der Berghöhe und hat eine himmlische Aussicht von seiner Terrasse über Livorno, Pisa, die weite Ebne in der Mitte, das Meer mit seinen Inseln, Thürmen und Segeln. Aber alles dieses ist nichts gegen die unermeßliche, welche man von der höchsten

Höhe

Höhe hat. Da öffnet sich auch jenseits eine weite Gruppe von Bergen und Thälern, die Inseln und Städte liegen in größeren und näheren Massen unten, und Livorno und Pisa scheinen dann nur unten am Fuße des Berges zu stehen. So reizend auch dieser Berg mit seinem Kloster ist, so öde und unfruchtbar ist meistens die Gegend, die gleichsam vom Meeressand angeschwemmt scheint und leichten Sand über Tufstein hat. Der Weg von Livorno hieher ist also wenig anmuthig, wenn man die Aussicht auf das Meer ausnimmt. Man sieht wenige Wohnungen, bis man den Bergen näher kömmt, und eine sandige Ebne mit Kornfeldern. Dies ist der Karakter des ganzen Landes um Livorno, und die Bäume mit ihren Weinstöcken sind selten und finden sich nur in den Gärten der Vorstädte. Doch sind die Felder durch den vielen Dünger fruchtbar und geben kein trauriges Bild. Oede aber sind die am nordwestlichen Ufer der Stadt längst dem alten Thurm bis nach dem Haidewald hin, den man auf dem Wege nach Pisa findet. Der Strand ist sumpfig und haidig und von einer Menge Gräben und Kanäle durchschnitten; doch machen die Heerden Viehes auch diese wieder lustig. Dieser Karakter der Maremmen (oder Meeresufergegenden) ist bis Pisa und um Pisa über die Ufer des Arno, Serchio und kleinerer Ströme und Kanäle bis an Sarzana im Genuesischen hinaus. Diese Meeressumpfgegend macht das Trinkwasser schlecht, und wirklich ist das in Livorno abscheulich und viele Reichere trinken also Wasser aus Pisa. Man hat auch in Livorno angefangen, diesem Hauptübel abzuhelfen, und ist mit der Aufführung einer Wasserleitung beschäftigt: ein schönes und nützliches Werk, wann es vollendet seyn wird, welches aber wegen der Schwierigkeiten und Kosten nur langsam fortgeht.

Noch muß ich zuletzt ein Paar Worte über meine Hausgesellschaft verlieren, welche zu den interessantesten gehört, die ich auf meiner ganzen Reise getroffen habe. Der

Zufall, dem es oft beliebt, zu spielen, hat diese sonderbar genug zusammengeworfen und ich will der sonderbaren Zeit wegen eine kleine Skizze davon geben. Voran stehe ein Weib, eine Französin aus Toulon, die mehrere Jahre in Cypern bei einem Verwandten sich aufgehalten hat und jetzt mit mehrern alten und jungen Weibern hat reisen dürfen, da man den französischen Konsul und die übrigen französischen Kaufleute ins Gefängniß geworfen hat bei der Kriegserklärung, die Buonapartes Zug nach Aegypten veranlaßte. Sie ist eine lustige und muntre kleine Runde mit aller französischen Lebhaftigkeit und Lust zu lachen und zu schwatzen, und dient uns zum Einlenken und Stimmen, wenn unsre Gesellschaft zu heiß und ernsthaft zu werden droht. Dann erzählte sie uns von den Türken und Griechen auf Cypern und besonders von den Sitten und Weisen und der Lebensart der letztern, von ihren Wohnungen, Schmäusen, Festlichkeiten, Hochzeiten und Tänzen mit und ohne das Schnupftuch, und es ist eine Freude, wie alle diese Dinge unter ihren Augen und auf ihren Lippen ein naives und komisches Ansehen gewinnen. Sie sowohl, als die übrige Gesellschaft, mich und einen Florentiner Kaufmann ausgenommen, ist durch die weltumkehrende Revolution hier zusammengebracht. Zuerst von dem Abgeschiedenen. Dieser eine, den wir verloren haben, war vom Gefolge des Königs von Sardinien, ein maître de garderobe, eine mächtige Figur, lustig und fröhlich, über das eigne und über das königliche Unglück und Exil scherzend: „Wenn man uns von der Insel Sardinien wieder zurückschickt, wohin sollen wir dann gehen? Das Meer ist groß und wir werden Wasser genug finden, um mit unsern Leibern alle Sorgen des Lebens zu begraben.“ Dann schlug er einen Triller, sang ein Stückchen und lachte die übrigen aus: „Wer nicht fürchtet, lebt immer vergnügt, munter, Freunde!‘ Dieser war unentbehrlich und mit ihm hat die Gesellschaft viel an Schwung und Leben verloren. Der

zweite in der Ordnung ist ein Sekretär des Kardinal Albani, mir der liebste und an Einfalt und Unbewußtheit selbst in Rom wie ein Kind geblieben. Er hat ein Weib und 8 Kinder daheim und ist als ein Diener des emigrirten Kardinals verdächtig geworden und hat sich hieher geflüchtet, ein Mensch, der einem die Menschen aller Länder lieb machen kann. Er ist immer heiter und gesprächig, und wann er sein Pfeifchen angebrannt hat, kömmt er regelmäßig alle Morgen auf ein halbes, oder ganzes Stündchen zu mir. Dann ruft er oft mit lachendem Munde aus: Ich habe mich in meinem Leben um Russen und Türken nicht bekümmert, aber jetzt sind sie grade meine einzige Hoffnung. Sage ich ihm dann, daß das ein schlechter Trost ist, daß diese stehlen und plündern und besonders den Weiblein hart mitspielen, so lacht er: „Sie werden nichts zu stehlen finden, dafür ist gesorgt, mit uns ist es zum Pferdefutter, zu Feldbohnen und Hafer gekommen, und auch die werden vielleicht bald verzehrt seyn; unsern Weibern und Mädchen werden sie auch nicht schaden, perché tutto che è perforabile, è perforato;“ es ist ein mäßiger Mensch, er sinnt ein Bischen und ruft dann: questi ci potranno forse far amar i Francesi. Sein Gesell oder vielmehr Landsmann ist ein junger Kaufmann, der vor zwei Tagen von Perugia angekommen ist und ihm alle neuesten Nachrichten mitgebracht hat. Es ist ein Natursohn, republikanisch gesinnt, und hat seinen vollgültigen Paß in der Tasche und seine Kokarde am Hute. Seine Nachrichten klingen nicht erbaulich und wenn er die Alten nicht lobt, so preist er die Neuen nicht. Alles ist aufs Aeußerste gespannt, die französische Armee, die Konsuln und Kommissäre haben sich gut versorgt, Sicilien ist gesperrt, Civita vecchia, der Hafen Roms und die Mündung der Tiber ist es durch die Engländer, und Hunger und Noth bedroht alles. Die Nationalgüter und die eingezogenen liegen unbebaut, weil sie bei der jetzigen Lage der Dinge keiner kau-

fen und pachten will; ganze Felder sind unbesäet, weil die Gelder fehlen, die Bestellung zu bezahlen, und weil manche nicht einmal Saamen kriegen können, sie zu besäen. Was man in Landstädten von Sitten noch gehabt hat, ist vollends hin, und alle schöne und leidliche Weiber werden liederlich und gar herumziehend, denn die Noth und das Beispiel sind groß. Ich für meine Person, sagte er, wünsche, daß es mit unserm Regiment, das wir doch einmal so theuer gekauft haben, nur so bleiben möge, allein unter bessern Menschen; aber wir sehen nur Elend, Bestechung und Gunst und keine Aufopferung bei denen, die uns das Beispiel geben sollten. Der Vierte in der Reihe und unstreitig der interessanteste, ist aus Ferrara, kein Emigrant, sondern seit mehr als 20 Jahren abwesend vom Vaterlande, ein schöner Mann an die 40 Jahre, auf dessen Gesicht in allen Zügen Redlichkeit und Feuerköpfigkeit ausgedrückt sind. Seine Sprache hat etwas unbegreiflich Süßes und Anziehendes und in seinen großen und düstern Augen brennt eine Glut der Schwärmerei, die gleichsam ansteckend ist. Er läßt sich für seine Ueberzeugung und seine Religion todt schlagen und haßt die Franzosen und alles, was auf sie Beziehung hat, unaussprechlich. Froh bin ich, spricht er, daß ich in ein Land gehe, wo ich, fern von diesen armen Verbannten und von meinem Vaterlande, es vergessen kann, daß ich nach Spanien, dem Lande der Dummheit und des Aberglaubens, gehe, um unter den halben Bestien mich zu erhohlen, da ich es unter diesen wiedergebornen Menschen nicht kann. Er spricht so warm zugleich für alles Gute und Rechte, daß man ihm nie Achtung versagen kann, so abstimmig auch die Meinungen seyn mögen. Eine karakteristische Anekdote erzählte er von Lucca, die dort bei Errichtung der Freiheitsbäume vorgefallen seyn soll. Ein Priester, mein Landsmann aus dem Ferrarischen, hielt diesem Erlöser der Welt bei seiner Pflanzung eine pompöse Rede, ein Erzschurke, der vormals in

Bologna den Kopf hing und über Mirakel und Wunderzeichen, über Nicken und Thränen der Heiligenbilder kopfhängerisch predigte, aber gleich mit den Franzosen umsprang. Unter andern brachte er diese Vergleichung an, welche unsre Zeit schön bezeichnet. Ihr habt euch, Bürger, bis jetzt Christen genannt und werdet es bleiben, aber einem schönern Namen muß jener Platz machen, hinfort heißet ihr freie Menschen, Kinder der Freiheit. Vielleicht floß einst am Holze das Blut des Gottessohnes, wir können es nicht so wissen, aber dieser Baum ist durch Vergießung des schönsten Blutes für die schönste Sache gewachsen und geheiligt, ihn müßt ihr hinfort anbeten und das Kreuz als ein Ding ansehen, das nur für die Schwachen noch gut ist ꝛc. Er ging so weit, daß selbst der französische General ihm gebot aufzuhören. Noch eine interessante Person der Gesellschaft ist die Wirthin des Hauses, die sich aber selten unter uns befindet. Sie hat verrückte Augenblicke, wo sie plötzlich von der größten Munterkeit in die tiefste Schwermuth verfällt, indem sie meint, eine Schlange im Magen zu haben, welche sogar bisweilen bis an die Zunge leckt, so daß das arme Weib sich oft voll Angst nach der Zunge fühlt, um zu sehen, ob sie auch schon von dem bösen Wurm weggeschnappt sei. Man hat vergebens schon der Madonna ein ewiges Lämpchen seit fünf Jahren Tag und Nacht im Wohnzimmer angezündet gehabt, es will alles nichts helfen, so wenig als viele Wallfahrten, die beide Vater und Sohn nach Monte Nero gemacht haben.

Beinahe hätte ich vergessen, daß man in Livorno fast alle Tage Fische mancherlei Arten haben kann, die zum Theil von Lucca und seinen Seen, zum Theil von Pisa kommen. Doch am meisten versorgt Porto Ferrajo die Stadt, wo im Sommer auch ein vorzüglicher Thunfischfang ist.

Den ersten März gleich Nachmittags war ich hier mit allen meinen Sachen fertig und fuhr frohes Muthes des

Weges nach Pisa. Es war ein schöner und heitrer Tag und ich freute mich der Frühlingsluft und des Sprossens und Keimens rings umher. Bald war ich wieder an dem Wald und der Haide und wanderte wohl ein Stündchen zu Fuß, indem ich den Wagen langsam fahren ließ. Nicht bloß Haide und Wachholder und Schlangenkraut steht hier unter den Letschen und Eichen, sondern allenthalben die duftende Myrthe und das süße Veilchen, und Krokus und wilde Muskathyacinthen dufteten lieblich an meine Nase. Auf dem Wege gab es bald ein neues Schauspiel. Die Länge einer halben Meile wanderten Weiber und Mädchen in Truppen von 10, 20 bis zu 50, leichtgeschürzt und in Feierkleidern. Sie kamen wie das Sausen der Bienen an schönen Frühlingstagen heran und viele trugen Körbe, andre die gelbblühenden Zweige spanischer Violen, welche dem Wachholderstrauche gleichen und statt des Laubes steifere Stacheln haben. Alle gingen baarfuß und mit aufgestreiften Aermeln, mit bunten Miedern und Schürzen und ihr Schleiertuch wie eine Muff zusammengefaltet, oder leicht um Hals und Brust flatternd; alle spielten und jubelten, selbst noch die Alten, mit Lachen und Lust, und so trippelte diese Armee mit leichtfertigen und fröhlichen Blicken vorwärts; jede in dem Ton ihres Alters, die Alten beteten Ave Marias, oder sangen ein Salve und ließen die Rosenkränze fleißig um die Finger laufen, die Jugend stimmte dagegen die neueste Heiligenlegende, oder neue schöne weltliche Lieder an, die ich im Karneval schon in Florenz gehört hatte, und dies alles ohne Anstoß und verträglich unter einander. Es gab einige recht feine und viele schelmische und glutvolle Gesichter unter ihnen und von Füßen und Knochen waren sie meistens feiner und zierlicher, als die Bäuerinnen um Florenz, sonst dieselben kleinen rundlichen Leiber. Diese lustigen Pilgerinnen wanderten mir so, wie ein Schattenspiel, vorüber und erinnerten mich an das alte Hetrurien und an das goldne Alter,

das wahrlich in einem Lande, wie Italien auch jetzt noch ist, möglich seyn könnte, wenn es möglich ist. Ihre Züge gingen, wie ich nachher hörte, nach Monte Nero und von da weiter zu einem andern heiligen Orte. Ich blieb vor dem Thore von Pisa in einem kleinen Wirthshause, von dem ich eine freundliche Aussicht ins Feld und auf die östlichen Berge und den Monte Nero hatte. Der Ueberrest des Abends ward in der Stadt verlebt, wo ich im Kaffehause vom Husaren mich erst labte und dann längs dem Arno wanderte. Da gab es eine Neuheit, welche viele Menschen dahin gezogen hatte; dies waren an 50 französische Officiere aus Lucca, schöne junge Männer, alle gerüstet und mit französischer Leichtigkeit. Aergerlich in meinen Augen stachen die steifen Pisaner dagegen ab, die selbst an diesen warmen Abenden noch ihre Müffen um die Hände geschlagen hatten, und andre, die in den Fenstern liegend ihre Töpfe mit glühenden Kohlen hielten. Den Abend fand ich mich daheim an der Tafel mit drei französischen Officieren und zwei Genueserinnen, ungewiß, welche die Anzieher und welche die Angezogenen waren, bis ich erfuhr, daß die Weiber hier schon seit 14 Tagen ein Zimmerchen bewohnten. Es fehlte ihnen nicht an Witz, was ihnen an Schönheit abgehen mogte; man scherzte und lachte und trank, und als der Wein und vielleicht etwas andres die Köpfe erhitzt hatte, wurden Gassenhauer und Freiheitslieder gesungen, von denen das beste den Refrain hatte: Buonaparte il gran guerriero ci a recato la libertà. Ich überließ jene ihren Wünschen und legte mich frühe auf mein Haupt.

Pisa und seine Gegenden.

Pisa hatte im eilften und zwölften Jahrhunderte eine Zeit, wo sie die erste Stadt Toskana's heißen konnte; diese

Zeit ist nicht mehr, man sieht nur noch an dem Umfang ihrer Mauern und an manchen Denkmählern, die der Neid der Florentiner nicht hat verderben können, was sie einst gewesen ist. Eine der ältesten Städte Toskana's ist sie sicherlich. Schon Virgil erwähnt ihrer als einer Stadt Hetruriens, welche mächtig war, als man noch an Roms Erbauung nicht gedacht hatte, Aen. 10, 175. Andre machen sie zu einer der zwölf Hauptstädte Hetruriens, deren jede einen Lukumo hatte und der Hauptort eines der zwölf Kantone war, in welche man das Land getheilt hatte. Im Mittelalter nach dem Tode der Mathildis ward auch diese Stadt nach und nach frei und die Parthei der Ghibellinen hatte in ihr meistens die Oberhand. Sie wuchs bald erstaunlich heran unter dem Schutz der Hohenstaufen und unter der Begünstigung ihrer herrlichen Lage am Arno, etwa drei kleine Meilen von seinem Ausfluß ins mittelländische Meer. Bald hatte sie einen eignen Hafen, den Porto Pisano, und beherrschte Sardinien, Korsika und viele Inseln im Archipelagus, machte auch den Welfischen Genuesern lange die Herrschaft zur See streitig. Endlich aber ward sie von diesen besiegt gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts und ihr Hafen ward zerstört. Im Anfang des 15ten Jahrhunderts fiel sie unter das grausame Joch ihrer alten Nebenbuhlerin Florenz und mit dieser endlich im 16ten Jahrhundert unter die Mediceer. Die Florentiner haben es so mit ihr gemeint, daß von dem einst wimmelnden Hafen von Pisa an der Küste zwischen Livorno und dem Arno nicht einmal die Spur mehr ist, und daß eine Stadt, die damals mehr Menschen zählte, als jetzt Florenz, jetzt zwischen 16 und 18000 Bewohner in ihren weiten Mauern enthält. Lucca und Livorno sind auf ihren Trümmern gewachsen, und was auch die spätern Fürsten gethan haben mögen, die alte Zeit und der alte Geist kehrt nimmer wieder. Noch bis diesen Tag ist in dem Herzen manches Pisaners eine Art Ingrimm gegen alles,

was florentinisch heißt, und viele behaupten wohl mehr partheiisch, als wahr, daß Pisa nur erst an Leopold einen Fürsten gefunden habe, der es nicht haßte. Voran unter den heiligen Denkmählern einer bessern und glücklichern Zeit dieser Stadt steht der

Dom.

Dieser ist unstreitig das erste Gebäude in Pisa; wenn man den Florentiner so leicht vergessen könnte, würde man ihn wohl erhaben und majestätisch nennen. Er stammt aus der blühenden Zeit der Stadt und im Jahr 1163 ist zu ihm der Grund gelegt von den Schätzen, die man durch den Handel und die Kreuzzüge gewonnen hatte. Diese Zeit der Blüthe und der Macht offenbart sich auch durch die vielen griechischen und orientalischen Säulen, Gesimse, Inschriften und andre Dinge, die man aus den Städten der Levante und Aegyptens entführt hatte. Die Kirche hat etwas Finsteres und Feierliches und erregt durch die Denkmähler alter Größe zugleich eine Art süßer Wehmuth. Sie ist ganz mit Marmor bekleidet, und man sieht viele Säulen aus Porphyr und 74 der größten unter dem Schiffe aus orientalischem Granit. Eine Inschrift oben im Chor sagt, daß dieser Dom nach dem großen Siege bei Palermo aus der Beute gebaut ward, die man von den Saracenen machte. An Pracht und an Denkmählern und Gemählden hat man nichts geschont, obgleich doch nicht sehr vieles für die Kunst darin zu sehen ist. Das schönste aller Gemählde ist zur Seite am Hauptaltar die heilige Genoveva mit dem Lamme von Andreas del Sarto, worin man den großen Meister im Kolorit bewundert; aber auch der Kopf der Heiligen ist himmlisch schön; nahe dabei sieht man von eben dem Künstler über dem Hauptaltar mehrere männliche und weibliche Heilige gemahlt, welche aber doch neben seiner Genoveva verschwinden. Das Chor ist oben mit Mu-

saik nach alter Art und rund umher mit Schlachtscenen aus der ältern Zeit geziert, die zum Theil auf die Erbauung Beziehung haben; auch der Fußboden unter der Kuppel ist äußerst schön mit Musaik ausgelegt. Von hier rechter Hand fortgehend findet man in der Kapelle des Kreuzes zuerst ein schönes Denkmahl aus Marmor des Kardinals, Grafen Scipio Ilci, und tiefer im Grunde mehrere Bildsäulen, unter andern auch die ersten Menschen nach dem Fall, alles mittelmäßige Arbeit. Hier hat auch der Schutzheilige der Stadt St. Ranieri seinen Altar, woran man ein Paar treffliche Säulen von Verde antico bewundert, die auch wohl der Raub aus einer Stadt oder Insel Griechenlands sind, wie so vieles Andre, was man hier eingemauert und eingeflickt sieht. Unweit dem Chor sieht man noch die Austheilung des Abendmahls, ein merkwürdiges Stück: Es sind alles eben so viele Priesterköpfe, die unter der Maske der Demuth gar viel Stolz verstecken; brav ist Judas Kopf, der im Weggehen Grimm und Verzweiflung zeigt. Linker Hand am Ende sieht man noch ein Stück von Rafael in seiner ersten Manier, wo er die Fesseln seines Meisters Pietro Perugino noch nicht zerbrochen hatte, es ist die Madonna mit mehreren Heiligen; schon viel Grazie, aber noch kein freies Leben; die Leute gehören noch nicht zu Einer Gruppe. In dieser Kirche findet man auch das Grabmahl Heinrichs des Siebenten von Lützelburg eingemauert. Er starb, von einem Mönche mit einer Hostie vergiftet, als er nach Rom reisen und in Italien sich der Herrschaft annehmen wollte. Die Pisaner als treue Ghibellinen, die von ihm viel gehofft hatten, wollten doch wenigstens seine Gebeine hier begraben wissen, wo sie noch kurz vorher den Lebendigen als Freund bei sich bewirthet hatten. Ueber der Thüre, die dem hängenden Thurm gegenüber ist, findet man zwei wunderschöne Stücke von Säulenköpfen eingemauert, die von dem Tempel zu Ephesus seyn sollen, der Schafft grün, die Knäufe weiß. Vor-

züglich schön aber ist das Vordergesicht der Kirche, welche in mehrern Säulenstücken spitz zulaufend, sich erhebt. Oben sieht man nach gothischer Art Thiere und Ungeheuer von den Spitzen herabschießen. Drei schöne Thore aus Bronze zieren dieses Vordergesicht, deren Arbeit von Johann von Bologna seyn soll, nach dem man jedoch vorzugsweise die eine Thüre nennt. Mich dünkt, man kann sie immer mit den schönen Thüren der Täuferskirche in Florenz von Ghiberti vergleichen. Sie stellen meistens Scenen aus der Geschichte des Herrn vor, die erste die früheren seiner Kindheit und Jugend, die zweite einige mittlere, und die letzte die Passion. Wunderschöne Thiere, Blumen, Arabesken und lustige Ideen des Künstlers machen die Einfassungen und über den Thüren prangen alte Mosaiken. Der Boden der Kirche ist nach Art der Florentiner mit mehrern Marmorarten ausgelegt.

Battisterio. Hängender Thurm.

Dieser Faccia des Doms gegenüber steht die Täuferskirche oder il Battisterio, eine Rotunde, wie die Florentiner, aber höher und weiter und nach meinem Gefühl ein schönes Kunstwerk. Sie ist 10 Jahre vor dem Bau des Doms nach der Angabe von Dioti Salvi vollendet. Draußen ist sie oben zwischen den Säulen und dem Dache mit mehrern Fratzen und Schnörkeln ganz nach der Weise des Alterthums verziert. Aber um ganz ihre Schönheit und den hohen Geist des Meisters zu empfinden, muß man eintreten. Ich habe kaum eine leichtere und schönere Kuppel gesehen. Mächtige Säulen aus orientalischem Granit stützen sie und machen mit der prunklosen Einfalt des Innern einen großen Eindruck. Jeder kleinste Laut wird in dieser Kirche zu einem Donner, der aus dem elliptischen Gewölbe der Kuppel wiederhallt. So donnert der Erhabenste aus dem Werk seiner Hände, den Wolken, die er wie

ein Kleid zusammenwickelt. Vorzüglich schön ist der Taufstein mit köstlichen Säulen aus Jaspis, Granit, Porphyr und andern kostbaren Steinen. Hier sieht man auch Basreliefs des alten Meisters Niccolò von Pisa, eines der ersten Künstler in Bronze unter den Neuern.

Am entgegengesetzten Hinterende der Kirche steht auch eine der berühmten Sehenswürdigkeiten der Stadt, der hängende Thurm, von einem Teutschen, Namens Wilhelm, im 12ten Jahrhundert erbaut, und wahrscheinlich absichtlich mit seiner Schiefe erbaut; größer würde das Wunder seyn, wenn er sich so geneigt hätte, ohne zu stürzen, oder Risse zu machen. Er steigt schlank mit schönen Säulen empor, und spitzt sich oben kugelförmig und sanft zu, und hat außer dem untersten Geschoß, welches man für zwey rechnen kann, noch sieben Stock mit eben so vielen Säulenstützungen. Man rechnet seine Abweichung 15 Braccia, oder 13 Fuß, und giebt ihm eine Höhe von beinahe 150 Fuß. Seine schiefen Glocken werden täglich zu gewissen Stunden geläutet und von ihm und dem Observatorium hat man die beste Aussicht über die Stadt und das Land.

Vorzüglich schön ist der grüne Rasen des Domplatzes, und hat eine Stille und Abgeschiedenheit an einem der äußersten Thore der Stadt, welche für die großen Gegenstände passen, die auf und um ihn zu sehen sind. Er ist außer den wenigen Stiegen und Gängen mit dem schönsten grünen Rasen bedeckt. Freundlich geht man an seiner südwestlichen Seite zu dem schönen

Campo santo,

oder Kirchhof, den ich von allem die größte Merkwürdigkeit in Pisa nennen mögte. Er ist auch der berühmteste Kirchhof von ganz Italien, ja wohl von ganz Europa. Es ist ein schönes Oblongum, das bei einer Länge

von 450 Fuß ungefähr ein Drittel Breite hat. Er liegt grade dem Dom gegenüber, und hat an seinem grünen Platze einen sehr anmuthigen Eingang. Ueber der Thüre sieht man aus alter Zeit ein Marienbild mit dem Kindlein und zwei andre Figuren zur Seite aus weißem Stein. Rund umher um dieses Oblongum laufen überwölbte Loggien mit schönen Säulen und in der Mitte unter freiem Himmel ist lebendiger Rasen, unter dem die Armen und Kleinen sanfter schlafen, als die unter Marmor und Stein. Unter den Loggien liegen eine Menge alter und neuer Sarkophage, Urnen und Inschriften, woran die Antiquare sich die Zähne stumpf beißen mögen, und die zum Theil Interesse genug haben; manche Inschriften und Denkmähler sieht man ferner, wodurch die Pisaner hier das Andenken merkwürdiger Personen und Begebenheiten aufzubewahren versucht haben. Man muß diesen Begräbnißplatz mehr als einmal besehen, und er ist zur Geschichte der ältern toskanischen Kunst ein sehr wichtiger Beitrag, weil man in den Frescogemählden, welche die Loggien rund umher zieren, nicht nur die Ideen der Zeit, sondern diese auch von den ältesten Meistern der wiederauflebenden Kunst ausgedruckt findet. Es giebt dort viele possierliche und lächerliche Gemählde, und manche, die einen satirischen Geist zeigen, der mit der Sklaverei des 16ten und 17ten Jahrhunderts nicht an seinem Platze war. So findet man eine lächerliche Abbildung des Todes, der wie eine Hexe in der Walpurgisnacht, wie eine alte Unhuld mit der Sense umfliegt, und Großes und Kleines metzelt; Engel und Teufel nehmen die Seelen in Empfang, die in Gestalt kleiner Embryonen von Menschen aus den Wunden der Sterbenden fliegen; kühn war es vom Mahler, daß er einen Engel und Teufel um einen dicken Pfaffenbauch sich reißen lassen durfte. Schade, daß diese Frescogemählde zum Theil von der feuchten Luft schon verdorben und abgeblättert sind. An der Seite des Eingangs sind viele Gemählde von dem alten

wackern Florentiner Orgagna, Scenen aus dem Mönchsleben und dem jüngsten Gericht, in denen man wieder eine scharfe Satire gewahr wird, denn auch da schonen die Teufel die Mönche nicht. Merkwürdiger aber bei weitem sind die Wände gegenüber, von Vater Cimabue und Giotto gemahlt. Man sieht in den Bäumen und in der Stellung noch die Steifheit der Kindheit der Künste, wie in den Gewändern und Gruppirungen, aber die Gesichter haben zum Theil schon viel Ausdruck und Seele. Cimabue hat die Wundergeschichten des Schutzheiligen von Pisa, des Grafen Ranieri, gemahlt, und Giotto vieles aus Hiobs Uebeln. Eines der berühmten Gemählde hier ist die Vergognosa, (Verschämte) welche einige dem Michel Angelo aus Irrthum beilegen, aber, wenn man nur Ein Gemählde von ihm gesehen hat, so ist es unmöglich, so einen Krebs zu fangen. Es trägt offenbar den Stempel des Alterthums, und unser Führer gab es nach der Tradition dem Giotto. Es ist die Scene, wie der berauschte Noah entblößt da liegt; Cham sieht es mit Wohlgefallen, die Brüder kehren ihrer Antlitz ab, und die Schwester wendet sich, fortgehend nach einer andern Seite; ein großer Ausdruck von Unwillen und Verschämtheit ist auf ihrem Gesichte, und sie hat als herrschende Figur dem Gemählde den Namen gegeben. Noch ein berühmtes Stück ist die Hölle von Bufalmaco, die gehörig mit Teufeln und Flammen geheitzt ist, und deren schon Boccaccio erwähnt. Am nördlichen Ende ist eine hübsche Kapelle, wo, wie in der Livorner, täglich Seelmessen für die Todten gelesen werden. Dieser zur Seite findet man auch ein schönes Monument von dem unsterblichen Buonarotti, dem berühmten Matthias Curtius zu Ehren errichtet, und dies ist das Einzige, was man von ihm im Campo santo findet. Nicht weit von diesem sieht man in mehreren Gemählden die Vorstellung der Wirkungen einer berühmten Erde, welche die Pisaner in den Kreuzzügen aus Palästina, oder Syrien brach-

ten, und welche binnen 24 Stunden die Körper bis auf das Skelett verzehrte. Man greift hier mit Händen, welche ekelhafte Gegenstände man von jeher dem Künstler zugemuthet hat. Der erste Körper zeigt die aufschwellende und aufdunsende Verwesung, der zweite Schlangen und Gewürm (il feto della terra, wie unser Führer meinte) im Speisen am modernden Fleische, und der dritte das dürre Gerippe. Man bediente sich dieser Erde bei den Leichnamen; aber es erregte ein heiliges Grausen, die Priester fanden allerlei Bedenken dabei, und so ward es durch ein Gesetz verboten; die Lebendigen haben sich immer gern so lange als möglich durch die Todten vergiften lassen. Diese Erde, wenn es keine Fabel ist, leistete auf diese Art die Wirkung des Scheiterhaufens, ohne Holz zu kosten. Noch sieht man außer vielen schönen Denkmählern ein recht hübsches aus weißem und grünem Marmor des Grafen Algarotti, mit der Inschrift: Algarotti Ovidii aemulo, Newtoni discipulo Fridericus Magnus. Gewöhnlich sagt man, der unsterbliche König habe es ihm errichten lassen, aber hier will man behaupten, es sei bloß eine Inschrift, welche Friedrich dem Grafen noch bei seinem Leben gesandt; dieser habe ein Legat von 3000 Scudi nachgelassen, um das Denkmahl nach seinem Tode zu errichten. Das Bildniß des Verstorbnen, ein schöner Kopf, ist en Basrelief, zu einer Seite die Leyer, mit dem Lorbeer umwunden, zur andern der Zirkel mit Arabesken; unten steht eine schöne weibliche Figur, wahrscheinlich die Weisheit oder Philosophie, mit Minervens Eule, und Genien des Lebens und des Todes stehen um sie.

Das Spital.

Es heißt als das größte nur das Spital und schließt die andre Seite des Domplatzes länglicht ein, so wie diese der Campo santo. Man hat es sehr vernünftig angelegt,

sowohl wegen der Frische des Luftzuges vom freien Platze und vom Felde her, als auch wegen des leichten und bequemen Transportes der Todten in ihre letzte Schlafkammer. Die Einrichtung des Aeußern ist gut, in Sauberkeit und Polizei nach Wiener und Florentiner Art. Um aber von dem übrigen richtig urtheilen zu können, muß man freilich die vorstehenden Aerzte kennen, obgleich unstreitig Pflege und Reinlichkeit mehr zur Heilung vermögen, als sie. Hier haben zugleich die jungen Aerzte Zutritt und Gelegenheit, sich in der heilbringenden Kunst zu üben; ja sie sind durch Gesetze verpflichtet, hier einige Zeit ihren Cursus zu machen. — Gleich am Platze schräge von dem Spital kömmt man an das Findelhaus, das man als die Mördergrube dieser unschuldigen Jugend, denen der Mutterschooß und die Mutterbrust fehlt, nur mit Unwillen ansieht. Ein kleines Tabernakel in der Mauer mit einem Gitterchen und einem weichen Kissen aus Fellen dient für die armen Aussetzlinge. Diese Anstalten sollte man abschaffen und die Kinder lieber gleich bei der Geburt dem Zufalle, oder dem helfenden Erbarmen einzelner Menschen überlassen; denn der Mensch läßt sich einmal nicht wie eine Pflanzschule behandeln, und seine ersten Jahre vertragen keine Gemeinschaft, als die eines Schooßes und eines Busens. — Weiterhin ist das Collegium der Bartolianer, das Haus, worin der große Rechtsgelehrte Bartolus gewohnt und gelehrt hat. Er stiftete es für einige 30 Jünglinge, die darin Wohnung und Tisch frei finden und disciplinirt werden.

K i r c h e n.

Wenn man von Florenz kömmt, so darf man hier nicht viel Neues und Schönes erwarten. Doch muß man einige dieser Kirchen besehen, um die alten Meister der Mahlerkunst recht kennen zu lernen. So findet man zu

San

San Girolamo mehrere Gemählde von Cimabue und in der von San Domeniko manches von Giotto gemahlt. Doch eine der sehenswürdigsten bleibt die Franziskanerkirche. Sie gehört keineswegs zu den schönen, hat aber unter der Menge einige ganz hübsche Gemählde und einige komische Plunder, weswegen sie von den Reisenden gesehen zu werden verdient. Zu den guten Gemählden rechne ich eine Anbetung der Hirten und eine Auferstehung des Herrn mit dem Ausdruck himmlischer Größe in seinem Angesichte und des Schreckens und betäubenden Schlafs in den niedergeworfenen Wächtern. Den größten Theil der Gemählde nehmen die Wunder Sankt Franzens ein, und man sieht einige saubere Sachen, die mehr als Ein Lachen erregen können; nie habe ich schönere und mannigfaltigere Teufelsgestalten in der Vorstellung gesehen, als hier. Von allen aber behält den Preis ein Gemählde von dem heiligen Eremiten Antonius wegen der lächerlichen Zusammenstellung. Er steht da in seiner ganzen geistlichen Größe und Stattlichkeit und schaut ein Krucifix an; unter diesem steht eine Sau (soll wohl das überwundene Judenthum seyn) und dieser auf dem Rücken ruht der Hirtenstab. Er hat nur zu oft auf einer Schweinshaut geruht; so legt man Sinn in ein Ding, ohne es zu wollen. Ueber diesen liegen zwei aufgerollte Bücher, wahrscheinlich das Alte und Neue Testament, die einen Judenkopf einklemmen. Noch eine andre Rarität sieht man in einer Kapelle, wo man es würdig gefunden hat, dem ewigen Andenken zu sagen, daß im Jahr 1263 der heilige Buonaventura verordnet habe, je aller Tage Ende ein Ave Maria zu beten, weil um die Abendstunde ein Engel die Jungfrau begrüßt habe; und dies sei seither eine allgemeine Satzung der Kirche geworden.

Auch das Kloster und die Kirche San Matteo muß man nicht unbesucht lassen, wenn man in Pisa ist. Dieses Kloster bewohnen Nonnen, welche als Blumenmacherinnen

durch ganz Italien berühmt sind. Schon in Florenz hatte ich schöne Proben ihrer kunstreichen Hände gesehen, und war also neugierig, hier an der Quelle zu seyn. Sie machen sie aus allen möglichen Materialien, aus Seidenzeugen, Moos, Steinen und manchen künstlichen Kompositionen mit einer Täuschung der Farben und einem Schmelz und einer Weichheit in der Zusammensetzung, die bewundernswürdig sind. Die theuersten sind die aus zarten Steinblättern nach Art derer, die in Maltha in einem Kloster gemacht werden, wovon man im physikalischen Kabinet in Florenz einige herrliche Proben sieht. Sie sind äußerst theuer. Die kleine Kirche ist sehr hübsch. Man bewundert die Decke, von den Brüdern Melani aus Pisa gemahlt, als ein Meisterstück der Perspective, welche die Säulen drei, vier Ellen hoch scheinen läßt und alle andere Figuren verlängert, die, wenn man sie mißt, nur Einen Braccio haben. Noch ist hier ein Gemählde von Peter von Cortona, Christus, der den Tempel von den Wechslern und Verkäufern reinigt. Der Christus ist entsetzlich gemein zornig, aber das Kolorit ist sehr schön.

Der Stephansplatz und seine Anhängsel.

Dieses Platzes erwähnt man immer, wahrscheinlich, weil er nach dem schönen Domplatz der einzige in Pisa ist, aber er ist ein sehr unregelmäßiger und kleiner. Er heißt auch la piazza de Cavalieri, der Ritterplatz, von den St. Stephansrittern. Dieser Ritterorden ward von Kosmus dem Ersten gegen die Ungläubigen gestiftet und durch Schenkungen und Stiftungen unter ihm und den folgenden Herren bald außerordentlich reich und mächtig. Er zog mit mehreren Galeeren und Fregatten gegen die Ungläubigen aus und diente, das Mittelmeer rein zu halten. Seit Leopold aber haben diese Kreuzzüge aufgehört, nicht aber der Orden. Hier sieht man auch den Pallast der

Ritter, ein ganz stattliches Gebäude, welches sechs Büsten der mediceischen Fürsten und ihrer Ahnen schmücken, die über dem ersten Stock in kleinen Nischen prangen. Auch im Innern sind manche Schnurrigkeiten, Porträts und einige Gemählde zu sehen. Vor dem Pallaste steht die Statue Kosmus, des Stifters dieses Ordens, von den Rittern aus Dankbarkeit unter Ferdinand dem Zweiten gesetzt, wie die Inschrift sagt. Es ist nichts Vorzügliches, so wenig als der Springbrunnen, der den Platz zieren soll. Auch eine, Kirche haben die Ritter gleich am Pallaste mit einer zierlichen Facciata. Sie hat nur Ein Schiff und nichts Großes und die Verzierungen und Gemählde drinnen sind auch nur von der mittelmäßigen Art, und was sonst von türkischen und barbarischen Fahnen und Insignien dort aufgehängt war, ist auch meist weggenommen, da der Orden keine einzige Galeere mehr in See hat und sein Arsenal am Arno leer steht. — Dem Pallaste gegenüber ist das Collegium puteanum und ein anderes, wo das Lehnrecht gelesen wird, das vielleicht auch bald zu den alten Raritäten gehören wird.

Aber das Merkwürdigste in dieser Region sind die Ueberbleibsel des berühmten Hungerthurms, der in Dantes göttlicher Komödie eine so große Rolle spielt. Ugolino della Gherardesca (eine Familie, die bis heute in Pisa existirt) kam in Verdacht, sein Vaterland an die Feinde verrathen zu haben und sich zu seinem Haupte aufwerfen zu wollen. Diese Zeit fällt in die Epoche, als die Pisaner in den Seeschlachten gegen Genua so unglücklich waren, ins Jahr 1282, und Ugolino war das Haupt der Welfen, die nun triumphirten. Doch siegten die Ghibellinen, er ward mit seinen Söhnen in einen Thurm geworfen und starb mit ihnen den gräßlichen Hungertod. Ich habe bei Reisenden und in andern Schriften oft gefunden, daß dieser Hungerthurm, wie er von ihm heißt, noch stehe, und einige setzen ihn ganz kühn an den Arno, wo doch keine Spur

von einem Thurm ist. Ja hier in Pisa selbst nennt man diesen und jenen Thurm oder Gemäuer la torre d'Ugolino; aber die Unterrichteten und die von der Geschichte aus jener düstern Zeit etwas mehr wissen, setzen ihn einstimmig an den Platz der Ritter. In einem kleinen Garten zur Seite des Ritterpallastes ist ein altes Gemäuer, das sich jetzt an die übrigen Wohnungen und Mauern anschließt, unten mit einer fürchterlich vergitterten Eisenwehr versehen, und mit seinen dicken Mauern tief in die Erde hinablaufend; jetzt schlang ein blühender Pfirsich seine Zweige an ihm empor. Dies nennen die meisten das letzte Ueberbleibsel jenes Schreckenthurms, und es hat freilich ganz die Miene desselben und seine grauen und bemoosten Steine widersprechen auch dem Rufe nicht. Ich sah ihn mit Grausen, an Ugolinos Teufelsmahl denkend und ging fürbaß.

Der Pallast des Großherzogs, das Observatorium, physikalische Kabinet 2c.

Alle diese Dinge sind in der Mitte der Stadt unweit des Stroms nahe beisammen. Der Pallast des Großherzogs findet sich gleich am Arno zwischen dem Ponte a Mare und dem Ponte mezzo, oder Ponte dello Spirito santo, und verdient nur Erwähnung, weil der Fürst ihn bewohnt, wann er einmal nach Pisa kömmt; denn selbst hier sind viele weit stattlichere und schönere Gebäude. Man findet hier ein wackeres Kunstwerk, die Statue Ferdinands des Zweiten, grade vor der Via di Santa Maria am Arno zur Seite des Pallastes. In kolossalischer Größe in einer kühnen und edeln Stellung mit freiem und herrschendem Gesichte steht der Fürst da und schaut auf den Strom, der unter seinen Füßen hinfließt. Eine schöne weibliche Gestalt, die die Stadt Pisa vorstellt, lehnt sich voll Liebe und Ehrfurcht an ihn und schaut ihm ins Gesicht, ein saugen-

des Kind an ihrer Brust und ein spielendes zwischen den Füßen des Fürsten, der sie liebreich an der Hand hält, eine schöne Idee und eben so schön ausgeführt. Die Inschrift sagt, die dankbare Stadt habe sie ihm, ihren Wohlthäter, errichten lassen.

Nahe am Pallaste des Fürsten, in derselben Via di Santa Maria fortgehend, findet man in einem stattlichen Gebäude im ersten Stock die Universitätsbibliothek, die alle Tage offen steht und wo die Jünglinge sich hinsetzen und excerpiren und lesen können. Sie ist aber nicht bedeutend und besonders für die neuere Litteratur sehr arm und darf sich der Magliabecchischen in Florenz nicht vergleichen. Im zweiten Stock beginnt die sogenannte Specola, von der man auch das ganze Gebäude benennt, d. h. die Sammlung von astronomischen und physikalischen Instrumenten und das Observatorium. Auch hier sieht man nichts besonderes. Das Gebäude steigt nun zu einem Thurm auf, in dessen verschiedenen Geschossen der Professor der Astronomie sein Wesen treibt. Der jetzige Professor ist ein Tyroler aus Trient, Namens Slop, ein sehr berühmter Mann, den man zu den besten Lehrern der Universität zählt. Mir war dieses Observatorium aus einem andern Grunde lieb und ich stieg in die äußerste Spitze des Thurms, die mit einem flachen Dache ausläuft und mit einer Gallerie umgeben ist. Man hat von hier eine unermeßliche Aussicht über die Stadt, die Ebene umher und endlich über Livorno und den Ausfluß des Arno hinaus in das unendliche Meer.

Diesem Gebäude gegenüber an der andern Seite der Straße ist das physikalische Kabinet, wo man mancherlei naturhistorische Sachen, Naturspiele und verarbeitete Naturprodukte aufbewahrt; indessen ist auch dieses arm, wenn man von Florenz kömmt. Vorzüglicher und sehenswerther allerdings ist der botanische Garten, in den man durch dieses Gebäude eingeht. Er ist bei weitem größer und schöner, als der Florentiner des Museums, und auch rei-

cher an innerm Gehalt, und hat viele Bäume und Sträu- che, von denen doch in jenem die größte Armuth ist. Damit auch das Auge seinen Genuß habe, hat man schöne Beete und einige allerliebste Lauben gemacht nach der Weise des Wiener, mit dem man ihn am besten vergleichen kann.

Auch außer diesen Gebäuden und Anstalten, die ich bis jetzt genannt habe, hat Pisa manche Sehenswürdigkeiten, Klöster, Kirchen und Palläste, die mir aber hier zu weit aus dem Wege liegen. Am schönsten stellt es sich zu beiden Seiten des Arno dar, der, um sie schön zu machen, in einer sanften Krümmung fortschießt. Hier ist ihr munterstes Leben, hier sieht man die schönsten Häuser und Palläste, und hier wohnt, was in Pisa bloß zu wohnen hat. Vier Brücken verbinden die Stadt diesseits und jenseits des Stroms. Die erste an der Straße nach Livorno ist der Ponte a Mare, dann kömmt der Ponte mezzo, (die Mittelbrücke) welche auch die Heiligegeistbrücke heißt. Die dritte, il ponte marmo, ist eine der schönsten und muntersten, die es in der Welt giebt. Sie ist nur mit drei Bögen und ganz aus Marmor aufgeführt, und hält gleichsam das Centrum der Stadt, obgleich die vorige die Mittelbrücke heißt. Sie ist auch die jüngste und 1660 gebaut. Ihr gegenüber diesseits in der größeren Hälfte der Stadt liegt die Loggia de' Mercanti, ein schönes Gebäude aus Marmor mit dorischen Pilastern, von Ferdinand dem Ersten im Anfange des 17ten Jahrhunderts gebaut. Es sollte eine Börse seyn. Aber was sollte Pisa mit einer Börse, da es durch das steigende Livorno von Zeit zu Zeit fiel? Der schöne Bau steht nun meistens leer. Unter den Säulen sind zu ebener Erde niedliche Cassini für Kaffehäusler und Galanteriehändler, die nebst einer Menge Krämer, Handwerker, Fruchthändler, Trödler, Antiquare und anderer Gesellen ihr lustiges Wesen dort treiben. Auf dem Platz zwischen der Marmorbrücke und diesen schönen

Loggien ist das einzige Gewimmel in Pisa, das so bis zum Stephansplatz und längs dem Arno fortgeht; auch der Ponte a Mare hat vieles Leben durch den Kanal, der von da durch das Land nach Livorno geht, auf dem es immer von Böten und Nachen wimmelt, die mit Waaren und Passagieren hin und her fahren. Die vierte Brücke endlich nach der Straße von Florenz hat den Namen von einem der Forts, welche die Florentiner bauten, Pisa im Zaum zu halten, und heißt il ponte alla Fortezza.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Stadt ist nur um ein Drittel kleiner, als Florenz, und ihr großer Umfang widerspricht der Geschichte nicht, die ihr mit ihren Vorstädten und nächsten Dörfern mehr als 100000 Menschen giebt, und man hat darum nicht nöthig, wie jetzt einige Ununterrichtete thun, den Dom und hängenden Thurm in die Mitte der seligen Stadt zu setzen und sie bis weit auf die Livorner Straße hinauszurücken. Die Vorstädte sind allerdings größer gewesen und mit dem Flor der Stadt auf einige wenige Häuser eingesunken, und vermuthlich gab das zu dieser Sage die Veranlassung. Die alten Mauern stehen noch unzerrüttet und aus den Wallgräben und Festungen nach dem Arno und der florentiner Straße hin sind jetzt Kraut- und Obstgärten geworden, und die Dom-, oder südwestliche Seite, so wie die östliche diesseits des Arno, hat ganze Gärten und Felder in ihren Mauern, und wenn man die Gegend um den Arno und um die Loggien ausnimmt, ist das Ganze öde und todt und kann freilich mit 18000 Menschen in einem so weiten Raum nicht sehr lebendig seyn. Wie in Florenz ist die östliche Seite am Arno mehr als ein Drittheil kleiner, als die südwestliche; der Arno macht hier einen Bogen, und diese Seite der Stadt scheint fast gebauet, ihn auszufüllen. Von den vier Brücken und von der schönen Mar-

morbrücke habe ich eben geredet. Man hat von ihnen eine treffliche Aussicht auf den Strom und ihn entlang in die offenen Gefilde hinein; der Strom ist hier schon tief und mächtig, da er kaum drei Meilen von hier ins Meer fällt. Nichts hindert die Aussicht, da die Brücken nicht bebaut sind und auch die schönen Gassen zu beiden Seiten des Arno so grade, wie sie können, von Anfang bis zu Ende fortlaufen, und kein häßlicher Vorsprung eines Hauses oder Thors die Augen aufhält. Hier sieht man die schönsten und nettesten Häuser, obgleich man wenige findet, die sich mit den Pallästen in Florenz messen können. Die meisten haben nur drei, höchstens vier Stock, der sicherste Beweis, daß die Menschenmenge nicht nöthig hat, sich in die Luft hinauf zu nisten; aber wenn die florentiner Palläste fehlen, so fehlen auch seine räuchrigen Nester und sein Schmuz, und in Pisa ekeln einen keine so elenden Hütten und Gassen an, als in einigen Gegenden von Florenz; und in der äußern Verzierung und Nettigkeit der Häuser thut man hier offenbar mehr. Das Pflaster ist ganz florentinisch mit breiten Lastern und wird sehr reinlich und eben gehalten. Man hält die Stadt nicht für die gesundeste, weil sie so niedrig am Arno liegt und ihre umliegenden Gegenden aus Mangel an Menschen wenig angebaut und zum Theil mit stockenden Sümpfen und Morästen durchflossen sind; auch das Wasser der Stadt ist schlecht; doch hat man dafür königlich gesorgt, wie ich bald unten erzählen werde.

Indessen sieht man den Menschen dies Ungesunde der Lage nicht an, obgleich man behauptet, daß Fremde hier im Sommer sich leicht ein Fieber holen können. Die schlechte Luft hat die Stadt nicht entvölkert, aber die Entvölkerung hat die Luft schlecht gemacht; wo des Menschen Kraft abnimmt, da wächst die der Elemente, die sogleich wieder ihr verlornes Gebiet einnehmen. Da hier wenig Reichthum ist, so lebt man still und wohlfeiler wegen der

reichen Ebnen umher, als in irgend einer Stadt Toska-na's; so daß es ist, als falle man aus den Wolken, wenn man von Livorno hieher kömmt. Bei allem dem kann es doch der alte Adel der Stadt und der Gegend nicht lassen, sich abzusondern und sein eignes Wesen für sich, ja selbst öffentlich zu haben; denn diese Adlichen spazieren immer mehr am östlichen Ufer des Stroms, als am schöneren und volleren jenseitigen; sie haben da auch ihre meisten Palläste und Gärten. Uebrigens ist es auffallend, daß die Pisaner ganz andre Menschen sind, als die Florentiner. Die Körper sind im Durchschnitt bei dem Städter und Bauer rüstiger und schöner, und das Aeußere hat mehr Ausdruck der Kühnheit und Stärke. Bis diese Stunde hat auch der Haß zwischen Florentinern und Pisanern nicht ausgelöscht werden können, obgleich sie beinahe drei Jahrhunderte beide nicht mehr geherrscht, sondern einerlei Fürsten gehorcht haben. Man sieht auch vergebens nach der Feinheit und Artigkeit der Florentiner, hat dafür aber eine gewisse Geradheit und Ungezwungenheit, die sich um andre wenig kümmert, und die dem Teutschen über alle Feinheit und Eleganz gefallen muß; natürlich giebt dieser Karakter auch grobe und plumpe Menschen bei Gelegenheit. Unter dem weiblichen Geschlechte habe ich hier in wenigen Tagen mehr Schönheiten gesehen, als in Florenz in ganzen Monaten, und doch war keine Gelegenheit, die sie außerordentlich hervorgelockt und zusammengebracht hätte. Ich rede nur von denen, die ich des Abends auf den schönen Straßen längs dem Arno und um die Brücken sah, und vor dem Thor di spiaggia und um das Rund des Argine, (eines grünen Erdwalls vor diesem Thor,) wo man viel zu spazieren pflegt. Auch die Sprache spricht dem geraden Karakter der Einwohner zu; sie ist deutlich und ungekünstelt, wie in Livorno, und wenn sie nicht die Florentiner Gewähltheit in Ausdrücken hat, so fehlt ihr auch das Gurgelnde und Affektirte jener Stadt.

Auch eine Universität ist hier, und eine der berühmtesten in Italien, die viele große Männer gehabt und gebildet hat. Sie ist jetzt, vorzüglich seit den neuern Revolutionen, sehr gefallen und hat kaum die Hälfte der Studenten, die sie noch vor fünf Jahren zählte. Wie viele Jünglinge an allen Ecken müssen sich jetzt zum Todtschlagen rüsten, die sonst hier seyn würden! Sie unterscheiden sich sichtbar, nicht bloß durch die Kokarden der verschiedenen Staaten, (denn es sind doch manche Genueser und Cisalpiner hier (sondern auch durch ihren Karakter, und diese Jünglinge, die gern alles, wie das Leben, noch in ihrer äußern Farbe tragen, zeigen die Freiheit, deren Söhne sie zu seyn meinen, im Halten des Kopfs, im Stutz des Hutes, im französischen Stiefel und in dem Wurf des freien Fußes darin. Uebrigens ist es mir sonderbar genug aufgefallen, daß alles frei und selbst renommistisch ist, wie in Halle und Jena. Doch sind Duelle und blutige Raufereien nicht Sitte, wohl aber Lärmen und Tosen und Gesang durch die nächtlichen Gassen, und das Anzapfen dieses und jenes ehrlichen Bürgers und steifen Ehemanns, der eine hübsche Frau zu strenge bewacht. Besonders hatten diese Jünglinge auf den Kaffehäusern längs dem Arno und unter den Loggien ihr Wesen. Ich habe hier manchen lustigen Augenblick zugebracht, und die Bemerkung zurückgebracht, daß das kindliche und jugendliche Alter in allen Ländern sich noch am meisten gleich ist. An teutsche Bacchanalien und Orgien muß man aber bei ihnen nicht denken, das ist nicht italiänisch. Höchstens trinkt man einige Gläser Punsch, der hier sehr wohlfeil ist; der Wein um Pisa ist schlecht und der Florentiner schon etwas theuer. Wie wenige werden sich hier auch hinsetzen und Wein trinken, bloß um zu trinken?

Die Gegenden und Merkwürdigkeiten um die Stadt.

Rund um die Stadt ist Ebne, die nur zu leicht zum Sumpfe wird. Die nächsten Berge sind die bei den Bädern und den Wasserleitungen, wohin ich zuletzt meinen Marsch machen werde. Mit dem Arno, und vorzüglich rechts am Arno, senkt sich das Land immer mehr, und wird zuletzt Sumpf, Wiesen und Gebüsch. Der ganzen Gegend sieht man es an, daß die Menschen nur fehlen, um sie weit gesunder und fruchtbarer zu machen. Man kann weit umher sein Auge schweifen lassen und findet nur etwa jede halbe Meile ein ärmliches Dorf, das sich mit den Florentinern nicht messen kann. Der Ackerbau wird auf großen Feldern getrieben, und diese sind lange nicht sorgfältig genug abgegraben und durchstochen, um sie recht fruchtbar zu machen. Es fehlt an Kanälen und Zuggräben, die Ströme und Gießbäche sind an den gefährlichen Stellen nicht eingedeicht; daher sind verderbliche Ueberschwemmungen etwas sehr gewöhnliches, die durch die faulen Dünste, die sie im Sommer erzeugen, die wenigen Einwohner des Landes noch dünner machen.

Meine erste Wanderung aus der Stadt ging nach der Macchia (Gebüsch), oder den Cascinen des Großherzogs, die gute Dreiviertelmeilen von der Stadt entfernt liegen. Dies ist die flachste und sumpfigste Gegend um Pisa außer der, die näher am Serchio hin liegt. Man geht aus der Porta nuova, und findet eine Brücke mit zwey Bildsäulen aus weißem Marmor, welche in eine schöne Allee führt, die aus Ulmen und Espen besteht. Zur Seite ist fast nichts als Blachfeld und näher der Stadt einige kümmerliche Weinstöcke und Bohnen und mancherlei Küchengewächse; Veilchen und wilde Hyacinthen duften von den Gräben, die Laubfrösche zirpen und die Frösche gurgeln in den Pfützen. Die Allee läuft grade fort, macht etwa in der Mitte eine

Beugung und wird nun bis an die Macchia eine Ulmenallee mit zwei Reihen. Das Gefilde wird immer flacher und morastiger, und bald sieht man weite Wiesen, auf denen zahlreiche Heerden weiden. Diese Wiesen laufen um einen Wald her, der zu beiden Seiten nach Westen und Osten sich weit ausdehnt, jenseits über den Arno tritt und mit dem zusammenhängt, dem man auf dem Wege nach Livorno vorbeifährt. Dieser Wald mit seinen Wiesen, Sträuchen und Morästen, heißt die Macchia, ein Wort, das mit Gestripp und Gehäge gleiche Bedeutung hat. Die Allee führt mitten hinein und man findet erst ein hübsches kleines Häuschen für den Fürsten und mehrere kleine Gebäude für die Holländerei. In der Mitte ist ein weiter, etwas erhöhter Platz, mit sandigen Hügeln, sparsam hie und da mit einer Letsche besäet. Er ist von dem übrigen Walde abgesondert, und es weidete allerlei Vieh in seiner Umzäunung. In einem kleinen Behälter an den Cascinen sieht man auch einige Hirsche, und eine andre Seltenheit sind mehr als ein Dutzend Kameele, die Holz und andre Dinge tragen, und oft die Reise nach der Stadt machen müssen; sie sind hier einheimisch geworden. Die Macchia selbst hat nichts Reizendes, als Wald, Wiese und Gesträuch, und auch diese Natur ist nicht besonders schön. Das Schönste dahin ist der Spaziergang, der noch reizender seyn muß, wann die Nachtigallen in seinen Erlen singen und seine Wasser und Teiche von allerlei Vögeln wimmeln. Tiefer hinein giebt es noch mehrere Häuschen und Koppeln, und allenthalben auf den Wiesen und in den Sümpfen sah ich die stattlichsten Kühe weiden, meist silbergrau und ungrisch, wenige dunkelbraun. Man sieht hier unter dem übrigen Zugvieh sehr viele Büffelochsen, schwarz von Farbe, mit zurückgebogenen fast auf dem Halse liegenden Hörnern, kurzen und dicken Beinen, breiter Brust und außerordentlich breitem Rücken, so daß sie trotz ihrer Kleinheit ganze Lasten hinter sich schleppen und weit mehr Ver-

mögen im Nacken haben, als die vom Auerochsengeschlechte. Mir war diese Frühlingspromenade etwas recht süßes, weil sie mich an die vaterländischen Wälder und Wiesen erinnerte, die freilich selbst im Frühling eine ganz andre Gestalt haben.

Meine andre Tagfahrt um die Stadt war bestimmt, die Bäder und Wasserleitungen und ihre Umgebungen zu besuchen. Den Morgen brachte ich im Kaffehause zum Husaren in muntrer Gesellschaft mit Studenten und französischen Officieren zu, mit denen geplaudert und gefrühstückt ward. Dann ging es gegen 10 Uhr aus dem Thore von Lucca zuerst auf die Bäder zu. Gleich am Thore breitet sich gegen Westen eine weite Ebene aus, von Gräben durchschnitten, die schlecht aufgeräumt sind. Alles ist fast Sumpf, und doch haben wir in beinahe drei Wochen keinen Regen gehabt. Man sieht Wiesen und Kornfelder, und Pferde und Rinder weiden, und selten stört ein Baum die Aussicht. Von hier windet sich der Weg immer um die Mauern der Stadt hin, bis er mit Einem Male an einem Bache gerade gegen Norden fortläuft. Dies ist eine schöne Straße, mit Pappeln und Gelsen und Espen bepflanzt; zu beiden Seiten liegen liebliche Felder, schon wieder von Bäumen eingeschlossen, aber in großen Zwischenräumen, und seltner sind die Reben. So geht man vier Miglien fort, den Bach immer rechter Hand habend, bis an die Bäder. Diese Bäder zu Pisa, wie sie gewöhnlich heißen, sind die berühmtesten in Italien und werden zum Trinken und Baden gebraucht. Sie verdanken dem Kaiser Franz dem Ersten viel von ihrem äußern Glanze, weil er sowohl das große Haus, als auch die Menge der kleinern Brunnen- und Badehäuser hat erbauen lassen. Die Bäder sind warme und kalte. Das heiße Wasser hat einen außerordentlich süßen und schwefeligten Geschmack, und einige heiße Bäder waren so schwül, daß der Dampf wie zum Ersticken in die Nase schlug. Es giebt zwei Stellen,

wo diese Quellen springen, etwa 40 Schritt von einander. Damit nichts fehle, haben auch die Juden ihre eigenen Bäder, mit der Ueberschrift: Bagni degli Ebrei; sie mögten die Unbeschnittenen leicht verunreinigen. Man findet hier das Gewöhnliche bei solchen Anstalten, einzelne und gemeinschaftliche Bäder für Männer und Frauen, alle sehr fein aus Marmor gehauen, und auch mit einem kleinen Apparat von den nöthigen Möbeln, die recht nett gehalten werden. Man zählt an 30 Badezimmer, außer mehrern Tropfbädern und Schwitzstuben. Zwischen den beiden großen Badehäusern ist ein schöner grüner Platz, um welchen mehrere Häuser hinlaufen, die zum Theil für die Brunnengäste dienen, so wie mehrere am Wege nach Lucca hinaus und an der Straße nach Monte Asciano. Gerade gegenüber liegt der schöne Casino de' bagni, oder das Ball- und Gesellschaftshaus, in dessen zahlreichen Zimmern zugleich mehrere Fremde logiren können. Hier ist ein prächtiger großer Saal zum Tanzen, und mehrere kleine zu Gesellschafts- und Spielzimmern. Sonst sind die Bäder nicht mehr so besucht, als ehedem, und man kömmt mit der Dienerschaft selten an 200. Die Lage des Ortes selbst ist wenig günstig für den Aufenthalt der Badezeit, die in die heißen Monate des Jahres fällt. So anmuthig der Weg dahin ist, so traurig und öde ist die Lage der Bäder selbst. Gleich hinter den Wohnungen erheben sich die gelben Berge des Monte San Giuliano, hie und da am Fuße mit Oelbäumen und Myrthen und oben spärlich mit Fichten an wenigen Stellen besäet. Kein lustiger Garten, kein Gebüsch zum Spazieren; höchstens hat man einen Oelgarten und einen Cipressengang am Bergsteige nach Lucca, — aber was giebt der Oelbaum im Sommer für Schatten? — Und die Gänge von Espen und Maulbeerbäumen am untern Wege nach Lucca, und die an dem nach Pisa, wo auch jenseit des Baches eine hübsche Baumreihe fortläuft mit einer Hecke von Lorbeern und Myrthen. Aber es be-

dürfte eines rechten schützenden Waldes; denn welche Glut müssen diese kahlen Berge, die grade gegen den Mittag liegen, im Sommer auf das Thal und auf den Ort werfen, und wie wenig sind sie ohne Gesang, ohne Menschen und Leben fähig, die kranke Phantasie der Badenden zu erheitern! Etwa 500 Schritt von den Bädern am untern Wege nach Lucca findet man noch einige durchgerissene Bögen einer alten Wasserleitung nach Pisa, von unten bis oben mit Epheu bekleidet, die ein anmuthiges Bild des Alterthums geben. Da an dem schönen Bache, dessen nie versiegendes Wasser sich weiterhin in den Serchio gießet, sollte man zu beiden Seiten noch drei, vier Reihen Bäume und Sträuche pflanzen und ein Großes wäre gewonnen. So wie sie sind, geben hier die heißen Bäder ein trauriges Bild der Hölle, wenn der Sommer alles Grün versengt hat, was jetzt hie und da noch die grauen Rippen der Berge bekleidet, und schon heute, den 3ten März, war es eine unerträgliche Hitze.

Ich wanderte nun unter den Bergen in den Osten fort, um längs den Wasserleitungen durch die Porta Spiaggia wieder nach Pisa zurückzukehren. Die ersten Berge zwey Miglien lang sind öde und kahl, und nur zuweilen hat der Fleiß und die Mühe der Menschen einige Oelbäume in die durchbrochenen Felsen eingeflickt, in denen auch an einigen Stellen Steinbrüche sind. Das Thal unten ist immer in Einem Geschmack mit dem von Pisa her. Kaum aber sind diese zwei Miglien gemacht, so windet sich der Berg gleichsam weiter in sich zurück, und macht einen schönen Grund, oder Halbmond über den Weg hinaus. Myrthen und blühender Dorn decken seinen Fuß, Veilchen hauchen an den Bächen, die aus ihm rinnen und oben kränzen ihn Fichten- und Letschenwälder, mit anmuthigen Oelpflanzungen gemischt, die mit ihrem grauem Laube durch die dunkeln Eichen und Fichten schimmern. Sie laufen meist in Terrassen empor und man hat, wie oben, so viele

Treppen aus ihren Reihen von Steinen aufgeführt, damit der Regen nicht Furchen reisse, und die wenige fruchtbare Erde ins Thal hinabspüle. Diese Oelpflanzungen haben immer ein niedliches weißes Häuschen des Besitzers neben sich, das sich meistens lustig unter einem Felsen, oder einem Klumpen von Letschen versteckt, und in der Mitte dieses schönen Bergthals liegt die freundliche Villa Franceschi mit einer Cipressenallee. An diesem Berge Asciano, oder Acciano, und in diesem Grunde sollten die Bäder seyn, aber hier sind andre Wasser, die vielleicht nützlicher sind, als sie, die, welche die 18 bis 20000 Menschen tränken, die Pisa in seinen Mauren hält. Aus einem Bergstrom nemlich des Berges Asciano empfangen die herrlichen Wasserleitungen ihr Wasser, die von hier 5 Miglien bis zur Stadt geführt sind. Ein kleines Häuschen enthält die Sprudelquelle, die vorher schon durch kleinere Leiter gezogen ist, und so jagt sich das Wasser in schönen bleiernen Röhren, die mit großen Fliesen bedeckt sind, bis an die Stadt fort. Die mächtigen Mauren, welche diese Röhren tragen, sind von eben so mächtigen Pfeilern gestützt. Dieses stattliche Werk ward gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts von Ferdinand dem Ersten angefangen und im Jahr 1613 von Kosmus dem Zweiten beendigt; eine Inschrift sagt, daß Peter Leopold, der von allen gelobte und geliebte, es hat wiederherstellen lassen.

Von diesen Wasserleitungen bei dem Dorfe und Berge Acciano laufen die Berge immer östlich in derselben Gestalt fort und haben äußerst romantische Klumpen und Gruppen von Felsen. Es ist ganz die Natur der stairischen Felsen und Mariahilf. Ich schlenderte von hier längs den Wasserleitungen der Stadt zu, betrachtete den Ackerbau und unterhielt mich darüber mit den Bauern, die im Felde waren. Es ist in der Mitte der Wasserleitungen eine weite und kahle Ebene, die mit Gräben durchschnitten ist, doch lange noch nicht genug für den Kornbau und die

Gesund-

Gesundheit der Menschen. Man sieht Bohnen, Wicken, Weitzen, Gerste und Flachs, welches in den Gegenden um Pisa außerordentlich viel gebaut wird, auch Roggengemisch, was man segalata nennt. Auch der türkische Weitzen gedeiht in diesen Ebenen, die man Sümpfe nennen könnte, vortrefflich. Mit dem Reiß hat man in den niedrigsten und schwersten Feldern Proben gemacht, aber er hat immer betrogen, zum Glück der wenigen Menschen, die noch auf diesen Feldern sind, so wie das Haidekorn und der Luzerner. Näher der Stadt sieht man wieder mehrere Baumpflanzungen, Pappeln, Maulbeerbäume, Espen und selbst einige schlechte Wohnungen mit Stroh gedeckt, die ich in langer Zeit so wenig gesehen hatte, als die Windmühlen, die ich zuerst wieder bei Monte Nero erblickte.

L u c c a.

Lucca's Revolution war so neu und das Städtchen so nahe, daß es eine Sünde gewesen wäre, es nicht zu besuchen. Leider war mein Bleiben dort zu kurz für meinen Wunsch, weil ich nur zwei Tage dort zu bleiben die Erlaubniß erhalten konnte. Denn man traut den Fremden nicht. Ich wanderte also wie ein guter Republikaner schlicht und bürgerlich gekleidet einen schönen Mittag von Pisa aus und beschloß den Weg über den Berg San Giuliano zu machen, der nur 9 Miglien lang ist, da man hingegen den andern durch die Ebne um die Berge herum 12 Miglien von Pisa aus rechnet. Bald war ich an den Bädern, wo ich den müden und matten Leib durch Speise und Trank stärkte. Von den bagni geht der Weg außerordentlich steil die öden Berge hinauf. Er ist äußerst steinigt und zerrissen, und obgleich es schon sehr nachmittäglich war, floß mancher Schweißtropfen meine Wangen hinab. Hie und da findet man ein kleines Häuschen und eine ärm-

liche Oelpflanzung, die mit Mauren gestützt und deren bischen Erde außerordentlich gespart ist; ja selbst diese kleinen Rücken hatte man mit Korn besäet. Buben und Mädchen pfiffen hinter den Schaafen und Ziegen her, mit denen sie den Tag über auf den Bergen umherklettern. Die Schaafe sind alle hörnertragend, wie die um Florenz, mit gebogenem Kopfe, schlank und mit kurzer Wolle, die freilich wohl daher rühren mag, daß sie zum Theil schon im Herbst geschoren werden. Für mich war jedes Stillstehen, jedes Athemholen ein Blick auf ein Paradies, welches sich immer erweiterte, je höher ich stieg. Doch um mir das Vergnügen für Einen schönsten Punkt zu sparen, wandte ich meine Blicke nicht hinter mich. Auf der Spitze des Berges stand ich still und lief dann spornstreichs auf einen grünen Platz, wo der Grenzstein zwischen Lucca und Toskana steht, und wandte mein Auge in den Südwesten. Die Sonne stand hell am Himmel und ich hatte eine der schönsten Aussichten, die ich in meinem Leben gehabt habe. Unter mir die Bagni und die weite Ebne wie ein Garten Gottes mit Feldern und Bäumen, Pisa in seiner ganzen Größe, Monte Nero in der Ferne mit den großen Wäldern westlich, worin jeder Strom und Kanal blau durchschimmerte, wie er sich ins Meer gießt, mächtig unter ihnen der König Arno, Livorno mit seinen Thürmen im Meer und allen seinen Masten, die Inseln heller und größer, als ich sie vom Monte Nero sah, und die Menge der Wimpel und Segel, die auf der Tiefe flogen. Wehmuth ergriff mein Herz bei dem Gedanken an die schönen Tage in Livorno, die sobald vergangen sind; und ich wandte mich nun bald wieder bergabwärts einem kleinen Buben nach, der einige Packesel vor sich her trieb; denn Esel und Maulthiere, auch wohl Packpferde klettern diesen steilen und steinigten Weg, aber keine Fuhrwerke. Dieser Berg Giuliano ist es, der grade zwischen Pisa und Lucca beinahe auf dem halben Wege liegt und von dem Dante sagt: perché i

Pisan Lucca veder non ponno, „vor dem die Pisaner Lucca nicht sehen können." Die Gegend jenseits tritt in einen andern Karakter und wird heiter und freundlich. Man steigt sanft hinab immer in einem Ring von Bergfalten, wie man die Berge hier wohl nennen kann, die in sanften Rücken über einander emporsteigen. Sie sind oben mit grünen Tannen bekränzt, dann kommen Kastanien, viele Kirschbäume und große Oelpflanzungen. Diese liegen immer einzeln, meistens matt und weißschimmernd in ihren Bäumen und auf ihrem Hügel, rauschende Bäche fallen von den Bergen und brausen am Wege fort und machen diesen Spaziergang äußerst romantisch und lieblich, bis man endlich in die Ebne kömmt und von da bald die Stadt Lucca erreicht, die man nicht eher sieht, bis sie einem unter den Füßen liegt. Ich habe hier eine ganz besondre Art gesehen, außer den jungen Setzlingen die Oelbäume wieder zu verjüngen, wie man es auch mit Birn- und Apfelbäumen macht, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht so alt seyn müssen. Wenn ein Oelbaum altet und nicht mehr treiben will, so sägt man ihn nahe am Boden ab mit allen seinen Zweigen und setzt auf jeden alten neue Schößlinge. Es ist erstaunlich, wie lustig und schnell diese aus dem alten Stamm ausbrechen und in seine erstarrten Adern wieder neues Leben gießen.

Einige Stunden vor Abend kam ich in der freundlichen Stadt an und fand Mühe, Quartier zu finden, weil die meisten Gasthöfe mit französischen Officieren und andrer Einquartierung zur Genüge besetzt waren. Endlich ward ich im rothen Löwen fest und setzte mich nach dem Essen erst hin, um zu schreiben. Doch dies verging mir bald über dem Lärm und Jubel unten in der großen Wirthsstube und in der Küche und um das Kamin, wo Braten und Kuchen dufteten. Ich fand da eine so gemischte Gesellschaft und so angenehme Unterhaltung, daß ich des Schreibens vergaß und bis Ein Uhr in der Nacht

mich unter diesen Leuten umtummelte und ergötzte, wo jeder endlich in sein Kämmerlein ging. Es gab da französische Officiere und Soldaten, junge und alte Demokraten, Nationalgardisten, einige Fremde, wie ich; und sogar einige Bettler, die als neugemachte Cittadini sich ohne Umstände einmischen; das mußte man im Reiche der Gleichheit um der übrigen Unterhaltung willen schon ertragen. Vor dem Essen unterhielt ich mich mit einem gescheiten Unterofficier, einem schönen freundlich treuherzigen Piccarden über die Feldzüge am Rhein und in der Schweitz, die er mitgemacht hatte. Jeder war anfangs noch so ziemlich ruhig und es blieb bei einer lustigen Unterhaltung. Aber nach der Tafel und dem Weine bekam alles neuen Schwung und dies artete endlich in die lärmendste Freude und schwärmerischeste Begeisterung aus. Es gab dabei sehr hübsche demokratische Scenen, die mir freilich nicht in der Idee, aber wohl in der Ausführung neu waren. Ein schöner Jüngling von etwa 17 bis 18 Jahren, einer der jungen freudigen Patrioten, dessen Vater bei der neuen Ordnung der Dinge ans Regiment gekommen war, las eine Rede des Bürgers Forloni her, welche den vorigen Tag unter dem Freiheitsbaum auf dem Markte gehalten war, eine Rede nicht voll Freiheitssinn, sondern Wuth, nicht mit jener Kraft und Mäßigung, welche die Gemüther beruhigt, indem sie dieselben entflammt. Freudige Bravos schallten, besonders ließ ein zerlumpter Alter sich mit lauten Anmerkungen hören, dem ich die Unterhaltungsfähigkeiten angesehen und ihm ein weißes Brod und einen Bokal guten Weins hatte geben lassen, um ihn zu befeuern. Dies war selbst dem Vorleser lächerlich, und er fragte ihn also, als er bei dem Worte oligarchia despotica dreimal in ein bravissimo! ausbrach, was er denn unter dem Worte verstehe? jener stotterte etwas her, und als es nicht recht gehen wollte, setzte er einen neuen Schluck darauf und rief halbfranzösisch so komisch sein ah fututi tiranni! aus, daß

selbst der schwärmerische Lektor seine Ehrenfestigkeit verlor. Ein andrer brach in einen feinen Freiheitshymnus aus und sang die Worte: un dolce amor della patria accende il mio cuore aus einem jetzt allgemein gesungenen Liede: wollte Gott, die Wahrheit dieser Worte wäre auch so allgemein! So ging es in Einem Athem und nur mit Mühe konnte der Vorleser beendigen. Neben dem Alten saß ein ähnliches, jüngeres Subjekt, dem Ansehen nach ein verkümmerter Fabrikant, mit bleichem Gesichte, schwarzen brennenden Augen und einem weißen Mantel, auf dem außer der Hutverzierung noch eine zweite Kokarde saß. Dies war der lauteste Schreier und er hallte immer in Zwischenräumen in das allgemeine Gespräch das ça ira mit halbfranzösischen, halbitaliänischen Worten. Die Franzosen selbst schienen sich weder aus ihm, noch aus den Bürgern seines Gelichters viel zu machen und sahen als die Herren großmüthig lächelnd und mitleidig auf diese Neubekehrten herab, deren Brüderschaft sie erst so ganz neulich gemacht hatten. Nur wenn die schöne Wirthin mal was brachte, oder die schlechte Aufwärterin etwas trug, hatten sie Worte zum Besten. Zur Entschuldigung muß es ihnen indessen dienen, daß sie sich mit den neuen Brüdern nicht füglich unterhalten konnten, weil ein Franzose selbst in Jahren nicht eine fremde Sprache lernt, oder lernen will; denn das Italiänische hat doch keine solche unüberwindliche Schwierigkeiten, wie z. B. die Töne meiner Muttersprache. Weil aber dieser neue Redner durchaus seine Weisheit an den Mann bringen wollte, so machte ich einige Zeit den Dolmetscher von einigen köstlichen Gleichnissen und Sentenzen, die er über die alten Aristokraten von Lucca auf dem Herzen hatte und nicht so wollte aussterben lassen, ohne sie den Brüdern mitzutheilen; unter diesen war eine vortreffliche von der Schlange, die sich vor Wuth in den Schwanz beißt, die er aber wegen des Schwindens seiner Ideen nicht recht auslegen konnte. Aber

über einen Fund, den er machte, wäre er beinahe **aus** der Haut gefahren. Ein französischer Officier, der **vermuthlich** zu Paris, oder anderswo viel von der **energie** du peuple gehört hatte, ersuchte mich, ich **mögte** **einen** der ansehnlichern italiänischen citadini was man **im** Italiänischen dafür für ein Wort habe. Ich **nannte** **ihm** energia, aber er verstand und glaubte mir **nicht** **und** wandte sich an jenen lauten Redner. Der mogte **ein** andres Wort in diesen stürmischen Tagen **wohl** **öfter** **gehört** haben und **das** Wörtlein energia nicht viel in seinem Gebrauche vorgekommen seyn; er rief also plötzlich: anarchia! Bravo! rief der Franzose, der vielleicht dies hatte **haben** wollen, und durch diesen Beifall ward er hinfort aller Meister, der Franzose gab einige Bokale Wein **und** nun ging alles über einander. In diesem Jubel kam ein Bube von etwa 14 Jahren mit einem brennenden Pfeifenstümmel und setzte sich zwischen mir und einem ansehnlichen stattlichen Mann, und blies uns seinen Fusel in die Nase, indem er jenem mit einem: Guten Abend, Bürger! die Hand drückte, welches er mit einem freundlichen Willkommen erwiederte; dann stimmte der Bursche einen inno di fratellanza an, den er recht brav vorsang; alles, jung und alt mußte einstimmen und so ging es im Gesang bis zum Ende fort, man trank noch auf den Tod der alten Aristokratie, stieß einige Flüche gegen ihre Häupter aus und ging heim. So blind greift und tappt man zuerst in die Gleichheit hinein und die Gebildeteren müssen es schon tragen, obgleich es keine größere Ungleichheit giebt, als die der Kultur, die bei allem Civismus und Patriotismus ewige Scheidewände zwischen Menschen und Menschen setzt. Die artigen Franzosen hingegen, denn das sind sie immer noch, wie ganz anders! Sie haben diesen Rausch überstanden und stürzen nun die andern ein Bischen wild hinein, obgleich ohne Blut. Man sah hier, wie jeder sich zu der Gesellschaft und Unterhaltung hielt, die für ihn paßte. Es

giebt nur eine Gleichheit, die vor dem Gesetze; das Volk, das die am reinsten hat, ist das freieste.

Auch dieser kleine Staat von Lucca hat endlich in den Strudel hinein gemußt, der ganz Italien von einem Ende bis zum andern umkehrt. Man bildet dem Volke ein, es von der Tyrannei befreit zu haben, nennt jeden Lump einen Bürger und Freien, ein Glied des souveränen Volks und was man nicht alles erfunden hat, die Ohren und Herzen zu kitzeln. Indessen hat man sich diese Freiheit bis jetzt gut bezahlen lassen, und daß das ganze Volk es noch nicht so gefühlt hat, das verdankt es den Vorräthen und dem allgemeinen Wohlstande, welche die alten Despoten zu schaffen wußten. Länger als zwei Monate haben in der Stadt und umher 6 bis 7000 Mann französischer Truppen gelegen, die man hat neu montiren und verpflegen müssen. 15000 Fässer vorräthigen Oels haben die Franzosen nach Livorno verkauft und einstweilen als eine Anleihe und Pfand der Freundschaft anderthalb Millionen Lire von den Lucchesern angenommen; jetzt ist man dabei, die Gemeindegüter und die Besitzungen einiger Geflüchteten zu verkaufen, kann aber auch hier keine Käufer finden. Noch jetzt hat die Stadt 1800 Franzosen in ihren Mauern, die sie unterhalten muß. Solche Geschichten schlagen den Muth auch der besten Patrioten nieder. Was man auch sagen mag, die alte Aristokratie konnte so schlecht und tyrannisch nicht seyn, als man sie gern machen mögte. Wie hätte sie auch in einem so kleinen Staate, dem die Fürsten von Toskana beständig auflauerten, sich halten können ohne Gerechtigkeit? wie hätte dieser kleine Fleck Erde so ein blühendes Paradies werden können unter dem Druck der Tyrannen? Solche Dinge beurtheilt man am besten nach den Wirkungen, die am Tage liegen.

Die Revolution ist sonst still und unblutig vollendet. Einige wenige Patricier haben sich geflüchtet, die meisten sind geblieben und mit zu Bürgern geadelt, haben aber

schlimm zahlen müssen, und sie hat man immer noch zwischen der Presse, um den letzten Saft von ihnen zu haben. Selbst solche Leute, wie ich zum Theil bei Erwähnung der gestrigen Unterhaltung genannt habe, bedauern manche dieser Patricier und das heißt alles gesagt, um sie zu loben. Diese cidevants halten sich still in ihren Häusern und Villen, um sich dem Gezische der Buben nicht auszusetzen, die sich jetzt für die Herren halten. Rechtliche Leute wissen wohl, was sie für einen Tausch getroffen haben, und was die Franzosen mit dieser Demokratisirung wollten. Sie schweigen, stimmen aber öffentlich mit in den Lärm und Jubel über die neuen Dinge ein. Denn so frei ist doch am Ende keiner, daß er seine Meinung gestehen dürfte. Ich sah den folgenden Mittag auf dem Domplatze einen Volksredner, der gegen die alten Ezeline, wie er sie schimpfte, und gegen die Königin von Neapel sehr laut war, die er die Fredegunde Italiens nannte, welcher er prophezeite, nächstens an dem lichten Galgen zu baumeln. Aber welche war seine Krone, die um ihn herstand? Zerrissene Mäntel, Buben, die von Zeit zu Zeit mit einem viva la liberta! einfielen, französische Soldaten und Officiere, die aber nicht auf den Redner hörten, sondern unter den Weibern und Mädchen herumschnüffelten, die der Spaß herbeigezogen hatte; endlich einige Bauren, die mit ihren Körben und Packeselein da hielten und mit aufgesperrtem Munde und starren Augen nicht viel klüger, als ihre Eselein, das neue Wunder anstaunten. Es war auch kein einziger rechtlicher Bürger unter dem ganzen Haufen.

Dieser kleine Staat hat sich wunderbar genug durch alle Wechslungen und Stürme der vorigen Jahrhunderte durchgewunden und seine Unabhängigkeit behauptet. Man rechnete ihn zu den glücklichsten in Italien, weil die mächtigen umliegenden Nachbarn ihn zur Mäßigung im Regieren und Gehorchen zwangen, und diese hat er ungeachtet des kecken Geistes seiner Bewohner bis jetzt glücklich erhal-

ten, wo die große Nation so gewaltig in seine Maschine eingegriffen hat. Der Theil zunächst um die Stadt im Norden und Osten und Nordosten ist hügelig und gebirgig, der andere, welcher in einem schmalen Streifen ungefähr drei Meilen weit von dem Serchio zum Meere hinläuft, ist niedrig und sumpfig und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Am Meer unweit des Serchio ist Via Reggio, der Hafen der Stadt, in einer sehr morastigen und sumpfigen Gegend, welche sehr ungesund seyn soll. Korn baut man nicht zur Genüge für die 115000 Menschen, die man auf das Gebiet dieser kleinen Republik rechnet; dafür aber hat man den schönsten Oelbau und das berühmteste Oel in Italien. Man rechnet, daß jährlich, ein Jahr ins andre gerechnet, für Oel 180000 Reichsthaler ins Land gekommen sind, eine ansehnliche Summe. Auch rohe Seide führt man etwas aus, obgleich einige auch in der Stadt verarbeitet wird. Ich habe oben schon bei Florenz erwähnt, welch ein wichtiger Artikel die Seidenfabriken im Mittelalter für Lucca waren, und wie sie von dieser Stadt in viele andere Städte Italiens sich ausbreiteten, als innere Unruhen die friedlichen Künste von hier verjagten. Noch jetzt sieht man es der Stadt an, daß sie bevölkert und im Wohlstande ist, und unter den 25000 Menschen, die sich in ihrem kleinen Raume bewegen, findet man wenige Bettler. Ihr Handel geht über Via Reggio, wohin ein Kanal aus dem Serchio führt, der meiste aber über Pisa nach Livorno. So fischreich, als Lucca, ist nicht leicht eine Stadt; man findet hier alle Tage mancherlei wohlschmeckende Fische, die bei Via Reggio, im Serchio, in den großen Seen Sesto und Masacciuoli und in den Kanälen gefangen werden.

In dieser Stadt sollen die alten Markgrafen von Toskana oft residirt haben, und einige meinen, die berühmte Mathildis sei hier geboren. Nach ihrem Tode ward die Stadt allmählig frei, und wußte sich eben so glücklich,

als klug vor der Oberherrschaft der mächtigen Nachbarinnen, Pisa, Genua und Florenz zu hüten. Schon in jenen Zeiten, wie in den neuesten, schrieb sie über ihrem Wappen das Wörtlein libertas, welches man auch über den Stadtthoren und mehrern großen Gebäuden findet. Zu den Schnurrigkeiten gehört, daß man auf dem Domplatz auf der Vorderseite der Kirche in dem Wappen der Stadt die alte Inschrift Libertas neu aufgekratzt hatte; wenn man auch den alten Geist und die alten Menschen so aufkratzen könnte, so wäre es ein herrliches Ding um das Demokratisiren! Doch man muß von der Zukunft hoffen, was die Gegenwart nur unter einem traurigen Lichte zeigt. Die Menschen wie die Völker müssen durch den feurigen Ofen zum Glücke gehen, auch wenn es scheint, daß es einen leichtern Weg gebe.

Sonst gehört noch zu den Merkwürdigkeiten von Lucca ein wunderthätiges Krucifix aus Cedernholz, welches unter dem Namen Volto santo seit manchem Jahrhunderte, als das Palladium der Stadt verehrt und bewahrt worden ist. Der Ursprung dieses Heiligthums, welches jährlich nur dreimal, und sonst nur in öffentlichen Nöthen aufgedeckt ward, verliert sich in die Sagenzeit. Manche behaupten, es sei von den Pisanern aus einem Heiligthum des gelobten Landes gebracht, an Lucca versetzt und nicht wieder eingelöst worden. Seitdem habe es denn die Stadt getreulich beschirmt und behütet, welche es auch zur Dankbarkeit auf ihren Münzen abbildete. Dieser Volto santo war anfangs in der Kirche San Frediano und kam von da nach dem Dom, wo er noch seine eigne Kapelle hat, wo beinahe 50 ewige Lichter brennen. Die reichen goldenen und silbernen Weihgeschenke, die Leuchter, Becher und Schalen, die diese Kapelle sonst enthielt, haben jetzt auch meistentheils in die Welt hinein wandern müssen.

Die Stadt liegt in einer anmuthigen und fruchtbaren Ebene unweit des Serchio meist in einem Zirkel, und ist

mit Wällen, Gräben und Basteien nach alter Weise umgeben, ohne eben fest zu seyn; doch haben die Franzosen schon angefangen zu graben und auszubessern und allenthalben sieht man Kanonen aufgepflanzt. Man macht in Dreiviertelstunden bequem die Runde. Die Wälle sind oben mit grünen Rasen bedeckt und mit Ulmen, Pappeln und Maulbeerbäumen bepflanzt, die sie zu lustigen Promenaden machen, da man auf das schöne Thal umher und auf die Berge einer freundlichen Aussicht genießet. Von außen hat die Stadt mit ihren alten Thürmen und den schlechteren Wohnungen, welche die Außenseiten gewöhnlich einnehmen, ein räucherigtes und gar verfallenes Ansehen; hier sieht man auch manche Gärten und öde Plätze. An der nordöstlichen Seite fließt ein Kanal, wo die Fabrikanten in Seide wohnen, denen beim Färben und Waschen das Wasser sehr vortheilhaft ist. Von ihnen gilt, was ich von den Florentinern gesagt habe, obgleich sie immer noch besser arbeiten, als jene. In der Mitte der Stadt hingegen, wo das Leben und die Thätigkeit sich concentrirt, findet man manche stattliche und schöne Häuser, die besonders wegen der starken Bevölkerung des Städtchens hoch in die Luft hinein gebaut sind. Die Kirchen, die von jeher an Kunstsachen sehr arm waren, sind zum Theil ganz ausgeleert und in Quartiere für Soldaten verwandelt, weil man nicht alle in den Häusern beherbergen kann. Die Gassen sind alle krumm und eng, aber gut gepflastert, und die Hauptstraßen besser, als die in Florenz. Oeffentlich merkt man hier es kaum, welch eine große Veränderung vorgegangen ist, und für die Wenigen, die sich über die Wiedergeburt freuen, sieht man Trübsinn und Mistrauen auf vielen Gesichtern. Ich mag nicht gern glossiren, aber so ein kleines Städtchen, als ein eigner Staat mit seinem Gebiete durch eine plötzliche Verwandlung aufgerührt und sich gleichsam als etwas Großes in der Reihe der Dinge fühlend, giebt doch nur eine arme Idee. Nur als Theil ei-

nes größern Ganzen kann er Aufmerksamkeit verdienen. Wenn man die neuen Nationalgarden und die alten Stadtmilizen sieht, so muß man lächeln, so traurig nehmen sie sich aus; aber mehr als lächeln muß man, wenn man bedenkt, wie viel ihnen die neue Freiheit und Gleichheit kostet, und wie die französischen Kommissäre hier ihr Wesen treiben, die mit den Generälen und ihren Huren die Hälfte von dem verzehren, was sie ausschreiben und nehmen, während der freie Bürger über Druck, und der tapfre Soldat um Sold schreit. Dafür freilich dürfen sie vor keinem Exnobile den Hut ziehen, sehen die dreifarbige Flagge auf den Thürmen wehen, hören und lesen prunkende Reden zu Ehren des popolo sovrano, haben auf allen Plätzen bunte Bäume mit Fascen und rothen Mützen, und an Brüsten und Hüten Kokarden. — Es wird endlich eine Aufgabe nöthig seyn, für die Kokarden der Republiken, deren alle Tage neue entstehen, auch neue Farben zu erfinden. Man mögte rasend werden, wenn man es menschlich betrachtet! Wie soll dies kleine Wesen sich tragen und wo bleiben die hohen Gefühle für Freiheit und Vaterland, wenn man endlich um Fleisch und Brod schreien muß? Noch ist das Volk des Dinges froh oder doch ziemlich ruhig und gleichgültig, weil es nicht unmittelbar fühlt; aber sind die ausgeleerten Magazine, die geplünderten Kirchen und Klöster, die Erpressungen, die man sich gegen die Reichen und Patricier erlaubt, nicht auch ein Verlust für das Volk?

Was übrigens die französischen Truppen betrifft, welche für die Sünden der Deputirten und Commissarien nicht können, so haben sie allgemein den Ruhm und das Ansehen ordentlicher und wackerer Menschen, und keine Spur des Sanskulottismus mehr an sich. An den Officieren gefällt die Feinheit und Gewandheit der Nation und ein gewisser Ernst, den man im Kriege erwirbt und der einen Soldaten vorzüglich kleidet. Die Soldaten sehen alle brav aus, die Luccheser haben sie neu kleiden müssen, und an

guter Nahrung fehlt es in diesem schönen Thale auch nicht. Vorzüglich rühmt man den alten wackern General Serrurier, der die Unternehmung gegen Lucca anführte, einen eben so braven Soldaten, als Menschen, der öffentlich seine Vorliebe für die alte Verfassung Frankreichs gesteht, aber durch seine menschlichen Tugenden die Liebe aller Partheien und durch seine Tapferkeit die Achtung der ganzen Armee hat, die von ihm das Wort erzählt: „Ich bin Ex-Graf und Aristokrat, aber zeigt mir einen Demokraten, der sich besser schlägt." Er hat hier strenge Disciplin gehalten, und auch den Raben, die der Armee nachziehen, die Daumen auf dem Auge gehalten; aber nach seiner Abreise vor einiger Zeit nach Genua ist alles wieder loser geworden. So war von ihm das Verbot ausgegangen, bei schwerer Ahndung solle nach 7 Uhr Abends kein Wirth einem Soldaten Wein verkaufen, oder schenken, weil die Herren im Uebermuth des Weins einige Frauenzimmer beschimpft hatten; aber jetzt trinkt und schwärmt alles wieder bis in die Nacht.

Die Stadt liegt ausnehmend schön und hat vorzüglich im Nordost eine himmlische Aussicht auf die Berge, die wie Wellen über einander fließen und mit hübschen Villen und netten Wohnungen fast nach Florentiner Art bedeckt sind. Sie laufen in einem Halbmond von Westen bis Osten amphitheatralisch um die Stadt, die in einem Thale liegt, welches sich gegen Norden und Osten allmählig zu freundlichen Hügeln erhebt. Der fleißige und sorgfältige Anbau dieser zum Theil unfruchtbaren Berge ist das beste Lob für die alte Verfassung; sie sind fast bis oben mit Reben, Oelbäumen, Feigenbäumen, Kirschen, Kastanien und andern Früchten bedeckt, und ihre dunkle Scheitel tragen Letschen und Tannen. Im Süden fließt der Serchio nicht weit von der Stadt, und um ihn sind reiche Maulbeer- und Obstpflanzungen und Kornfelder.

Ich machte die Rückreise in Gesellschaft einiger französischer Officiere auf dem gewöhnlichen Fuhrwege nach Pisa, der beinahe eine teutsche Meile weiter ist, als der schlimme Fußpfad über den San Giuliano. Er windet sich gleich hinter Lucca um die Berge herum, die von den Bädern bis nahe an den Serchio in den Südwesten hineinlaufen. Man kömmt bald in ein niedriges Thal, wo man die Verwüstung sahe, welche der Serchio und einige andre Kanäle, seine Söhne, vorzüglich aber der Ausbruch des Sees Sesto, angerichtet hatten, indem sie alles überschwemmten, Bäume auswurzelten und große Furchen und Risse in den Feldern machten. So fährt man etwa eine Meile, so hat man nahe bei dem Dorfe Ripa Fratta wieder Toskanisches Gebiet, indem das Lucchesische sich immer dicht an den Serchio anschließt. Hier hebt sich der Weg sanft und tritt links an einen Berg, um den er sich bis an die Bäder immer herumwindet. Das Thal verengt sich, und auch die Berge rechts am Serchio kommen einem entgegen, bis beide Rücken gar nahe zusammentreten, wo man bei Ripa Fratta auf einen Augenblick an den Serchio kömmt, ihn aber bald wieder verläßt, um sich mit den Bergen immer gegen Osten zu wenden. Bis hieher sieht man äußerst ärmliche Wohnungen, sowohl im Lucchesischen als Toskanischen in der Ebne; man sucht umsonst die toskanische Zierlichkeit; kein netter weißer Anstrich, kein einziges Glasfenster, keine Zierlichkeit umher, sondern alles zusammengestoppelt, wie nach einem Brande, oder für die erste Noth. Woher diese Unlust und Düsterheit, die auch aus den Bewohnern spricht? Sind die Felder, die sonst fruchtbar scheinen, vielleicht doch wegen der überfließenden Ströme und Kanäle nicht sicher? Sie schienen sonst doch recht gut bebaut. Hinter Ripa Fratta liegt auf jähem Gebirg, das sich hier schroffer erhebt, ein alter Thurm in seiner grauen Herrlichkeit, unter ihm lachende Oelpflanzungen und auf einem niedrigern Rücken ein altes Schloß mit mäch-

tigen Mauern, von dem etwa 500 Schritt entfernt unter den dunkeln Fichten zwei zerbröckelnde Thürme stehen, die das andre Ende des Bergrückens schützen, welcher durch eine Kluft von seinem höhern Bruder abgeschnitten ist. Von diesem alten Schlosse, welches meine Begleiter mir zu Gefallen mit bestiegen, hat man eine unaussprechlich schöne Aussicht. Nach der Legende baute die Gräfin Mathildis dieses Bergschloß und pflegte oft dort zu wohnen. Hinter diesem Schlosse werden die Wohnungen immer mehr wieder toskanisch, doch sind sie selten und nur an dieser Straße; in dem Süden sieht man Meilenlang keine Dörfer, sondern immer nur einzelne kleine Wirthschaften. Bei den Bädern hielten wir an und fanden an die 20 Officiere von zwei englischen Fregatten aus Livorno, mit welchen die Franzosen sich, wie sie konnten, brüderlich unterhielten, besonders über ihre Kameraden in Aegypten, und mit welchen wir zusammen nach Pisa fuhren.

Abreise nach Lerici

den 8ten März.

Die Zeit drängte mich endlich mit Gewalt, meine Flucht aus dem schönen Italien zu beschleunigen, je drohender von allen Seiten die Aussichten zu einem allgemeinen Kriege wurden. Weil es mir zu verdrießlich schien, zu Meer ins Vaterland zurückzukehren, so beschloß ich nach Genua zu gehen und von da die Durchreise durch Frankreich und über den Rhein zu wagen. Weil nun aber die Reise nach Genua über das Gebirge eben so gefährlich, als kostbar ist, so schien es mir das Beste, nach Lerici, einem kleinen Seeplatz und Ankerplatz hinter Sarzana zu gehen und von da zu Wasser nach Genua. Ich war um 6 Uhr auf, es regnete heftig und also versäumte ich aus-

zugehen und mir einen Vetturino zu bedingen. Indessen kam mir der Kameriere des Gasthauses mit einem seiner Anhänger über den Hals, und beide machten es da galantuomo und da christiano so gut, daß ich um einen Zechin geprellt ward, und obgleich ich seit Florenz mir es vorgenommen hatte, mich nur immer mit einem Einzigen einzulassen und nie einen Unterhändler zu gebrauchen, so übertölpelten sie mich doch, so unwiderstehlich ist die Leidigkeit und Spitzbüberei dieser Leute, und um ihrentwillen allein mögte man sich aus Italien herauswünschen. Denn nicht genug, daß man betrogen ist, man muß so einen Esel dann noch einige Tage um sich haben und zu seiner Strafe mit ihm sprechen, wie der arme Zerbino im Ariost seine verpestete Alte mit sich herumschleppte. Ich bekam heute recht einen hartköpfigen Graukopf, der in solchen Tücken alt geworden war, und unterwegs mich wenigstens noch einen scudo für die Fähren bezahlen ließ, die ich doch bedungen hatte. Was will man mit so einem langmüthigen Esel machen, der einem ins Gesicht lacht und droht, Koffer und Passagier abzuwerfen, wenn man nicht bezahlt? Von dieser Raçe, wie sie wirklich zum Theil ist, hat man im ganzen heiligen teutschen Reiche gar keinen Begriff.

Um 12 Uhr fuhr ich ab und hatte sogleich einen Aerger, weil trotz aller Flüche und Schwüre Pferde und Kalesche wahrscheinlich die schlechtesten waren, die man hätte in Pisa finden können. Bis an den Serchio hat man immer flaches und niedriges Land ohne Bäume und in schlechter Kultur. Jenseits hat man sogleich Luccheser Gebiet und merkt es an den schlechten Wegen; denn diese Straße nach Pietra Santa, soweit es lucchesisch ist, hat man der Natur überlassen und diese Natur ist sehr reich an Sand und ganz im Karakter der Maremmen. So fährt man durch öde Haide und Gebüsch, durch Sumpf und magres Feld nach dem lucchesischen Oertchen Via Reggio nahe am Meer, wo ein kleiner ärmlicher Hafen und ein Kanal ist, in welchem

kleine

kleine Schiffe und Barken aus- und einladen. Zwei alte Zwinger stehen, der eine außerhalb und der andre innerhalb des Orts, und geben ihm ein kleines Ansehen; von dem letzten wehte die dreifarbige Flagge und mehrere Soldaten standen bei den Kanonen, die oben aufgepflanzt waren, um die Küste vor den Herren des Meers zu sichern, im Fall sie zu nahe kommen sollten. Hinter Reggio ist dieselbe Gegend; links am Meere Sümpfe, Tannen, Letschen und andres Gebüsch und der Weg sandig und schlecht. Rechts sind magre Felder mit elenden Hütten aus Stein, oder Stroh, nach tatarischer Art bloß mit einem Loche zum Einkriechen, ohne die geringste Wand oder Fenster, sondern wie unsre Ziegel- und Tabaksscheunen bis an die Erde mit Stroh gedeckt; und in so einem Loche findet man die ganze Wirthschaft der Menschen und des Viehes. Auch die steinernen Wohnungen sind eben so, und man könnte da wohl sagen, daß das steinerne Elend einen weit widerlicheren Eindruck mache, als das strohene. Für diese kümmerliche Natur- und Menschenarbeit entschädigten mich die Berge droben, mit Schnee bedeckt, jene, die ich von Florenz aus so oft sehnend in der Ferne sah, und die freundlichern und grünen Hügel unter ihnen mit lustigen Wohnungen in ihren Oelwäldern, welche die zweite und dritte Staffel der Berge bis ans Thal bedecken. Indessen selbst im Thale, wo es seyn kann, findet man noch immer die Baumreihen mit ihren Reben, welche freilich wohl keine feurigen Säfte treiben. So hatten wir rechts immer Gebirg und Hügel mit Oelbäumen und links Haide, Koppeln und Wiesen mit Vieh, Sümpfe und Kanäle und ärmliche Tannen, und selbst den Weg schließen Tannen und Hecken aus spanischen Violen und Brombeersträuchen ein, oder Alleen von den kleinen weißen Espen. Mein alter Graukopf, der schlimmste aller Schurken, weil er den Heiligen macht und bei jedem harten Worte eine fromme Betheurung, oder eine Thräne in Bereitschaft hat, sang zu mei-

nem Aerger Lieder zu Ehren von San Ranieri, der in der Domkirche in Pisa begraben liegt, und erzählte mit allem Ernst und christlicher Treue, die sehr gut mit Spitzbüberey bei manchen besteht, wie San Ranieri Berge umgewälzt und Teufel auf dem Rücken getragen habe und wie er zuletzt unter einem Altare in einer pisaner Kirche selig eingeschlafen sei; da haben sich plötzlich alle Glocken zugleich in ganz Pisa hören lassen; credat Judaeus apella! Eine Meile hinter Via Reggio kamen wir wieder auf toskanisches Gebiet und merkten es am gepflasterten Wege, der durch Haide und Sümpfe führt. Vor Pietra Santa ging es ein wenig Bergan, und wir fanden wieder gute Wiesen und Felder und mit der bessern Straße Zeichen des Wohlstandes und der bessern Wohnungen. Die Gegend ist trefflich und von Zeit zu Zeit hat man eine Aussicht über das Meer. Um 7 Uhr hielten wir in Pietra Santa an, dem letzten toskanischen Städtchen, und nahmen in einem schönen Gasthause Quartier. In dem Orte waren einige Kompagnien Franzosen kurz vor mir eingezogen, die auf Lucca marschirten. Mit einigen von ihnen, die in unserm Hause zur Tafel waren, hatte ich eine frohe und muntre Unterhaltung und vergaß über größern Dingen meiner elenden Equipage und des schlimmen Tages.

Ich war den 9. März des Morgens früh auf, allein mein alter Plagegeist war nicht aus der Stelle zu bringen. Ich sah mich indessen in dem Städtchen um. Pietra Santa liegt an einem hohen Berg und seine Ringmauern laufen oben am Berg hin, wo sie aber nur Gärten und Oelbäume einschließen. Das Städtchen ist nur klein, mit guten Häusern und die Berge droben zum Entzücken schön. Sie waren es heute besonders. Die mittlern deckte ein Nebelschleier, die fernher von Pistoja herüber schimmerten, im Glanz der Morgensonne, die untern im ewigen Grün der Letschen und Oelbäume. Aber mein Herz war nicht aufgeschlossen wegen der Gegenwart meines alten Gauners, der mit vieler Andacht und drei, vier Bekreuzungen sein

Morgenlied anhub, einer jener dreihäutigen Esel, die immer gebückt gehen und im weinerlichen Ton sprechen und dann ein freundliches Lächeln um Mund und Nase fertig haben. Die Wege von hier bis Lerici, wo die gewöhnliche Einschiffung nach Genua ist, sind abscheulich, hie und da gebahnt, aber mit schlechten Steinen und mit häufigen Löchern. Unser Weg führte uns erst noch eine Meile beinahe durch das Toskanische, rechter Hand Hügel und hohe Berge, links ebenes Feld, dann Gestripp, Haide und Sumpf; zuweilen sah man auch einen Blick des Meeres durchglänzen; wir selbst aber fuhren durch einen Wald von Oelbäumen. In diesem Geschmack wechselt es bis Sarzana, bald magre Sandfelder, dann Oelbäume, dann Haide und Sumpf und Gesträuch, immer unten an den Bergen hinschlüpfend und links Ebne habend. Auch hier hat man allenthalben die Reben mit den Bäumen vermählt, sei der Boden auch noch so mager, und selbst die Oelbäume müssen sich mit diesem unbefreundeten Strauch paaren lassen. Die Berge sind oben meist kahl und die untern Theile immer mit eingemauerten Reihen von Oelbäumen bepflanzt und hie und da mit Tannen bedeckt, und haben ein weit freundlicheres Ansehen, als die Ebene, so wie ihre Wohnungen zeigen, daß ihr Ertrag reicher seyn muß, als derer, die unten wohnen. Denn man kann sich nichts Traurigeres denken, als die einzelnen Hütten, die in den Feldern zerstreut liegen. Sie sind strohen, aber mehr steinern und zwar die Wände aus Feldsteinen und Leimen zusammengefügt, und für die Thüren und Fenster bloße Löcher, die gegen die Sturm- und Regenseiten mit ungehobelten Bretern verschlossen sind. Ihre Kleinheit macht das Bild der Armuth desto auffallender, und ihre mit Steinen belegten Schindeldächer ihr Aeußeres noch ärmlicher. Die Ebne trägt, wo sie höher ist, auch noch Oelbäume, dann Hafer, Gerste, Flachs und viel Luzerner, den man hier weit mehr sieht, als in Toskana. Aermlich wie die Felder, und

zerlumpt gehen auch die Menschen einher, und man sucht hier vergebens toskanische Eleganz, Frohsinn und Treuherzigkeit, welche manche Landleute dort so vortheilhaft auszeichnen. Die ganze Gestalt des Menschen ist anders und es ist sichtbar, daß man mit der Meeresgegend hinter Pisa und Lucca unter eine ganz andre Art Menschen kömmt, die unstreitig schöner ist, als die in den Bergen Toskana's. Die Körper sind schlanker und länger, mit schönen Beinen und Brüsten der Männer und Weiber, die Gesichtsfarbe ist meistens feiner und weißer, und bei den Weibern, selbst bei denen, die der Luft und Sonne täglich ausgesetzt sind, oft blendend weiß, welches zu den rabenschwarzen Haaren, die man fast bei allen sieht, sich nicht schlecht ausnimmt. Die Züge sind voll Ausdruck und Leben, und haben eine gewisse Zartheit und Feinheit, die im Toskanischen selten ist, die aber nicht bei allen gefällt, weil meistens etwas Kaltes und Spitzbübisches darunter steckt: besonders schön fast bei allen sind Stirn und Mund, und welche schöne Jünglinge in National- und Soldatentracht beider Republiken (der ligurischen und der cisalpinischen) habe ich vorübergehen sehen, wenn sie nur den Geist der Freiheit nicht so barsch oft in Gebehrde und Stellung trügen, wie der Stier seine Hörner voll Heu, ein Beweis, daß er nicht bis zum Herzen gedrungen ist; denn was das Herz hat, das bewahrt es ruhig und zeigt es so. Die Tracht bei den Männern ist die alte, die Weiber haben zuerst die um Pisa und Livorno, dann kommen kleine runde und platte Strohhüte, wie man sie in Steiermark sieht, etwa wie der Deckel eines Bienenkorbs, mit Basreliefs geziert und mit mancherlei anderm Schmuck, der oben und um den Rand ausgewebt und geflochten ist, unter denen sie mit ihren schwarzen Schelmenaugen und Spionenblinzelungen sehr freundlich hervorschimmern. Selbst in den kleinen Buben und Mädeln liegt schon der Geist der Schelmerei und sie schreien und necken den Reisenden nach.

Ich würde diese Menschen mit mehr Wohlgefallen angesehen haben, wenn ich nicht an meinem Kerl und seinen elenden Gäulen gleichsam ein stätisches und ausschlagendes Bileamseselein gehabt hätte, und wenn in dieser Laune in dieser Schurken- und Spitzbubengegend, wie sie berüchtigt ist, nicht alle Menschen, die uns begegneten, wie Spitzbuben geschienen hätten. In der That der italiänische Pöbel, oder die arme unterdrückte Klasse wird mir immer widerlicher, je näher ich ihre Bekanntschaft mache. Wie ist diese Klasse, die im Vateklande doch auch nicht auf Rosen liegt, dort ehrlich und gutherzig! Hier ist Treuherzigkeit und Freundlichkeit bei den Meisten nur scheinbar, und sobald sie die Fremden kahl gepflückt, oder ihnen nicht haben beikommen können, ist die Freundlichkeit und Theilnahme vorbei, und man sieht sich den Augenblick ohne ein menschliches Gemüth wieder allein, und mit einem desto bitterern Gefühl, weil auch diese doch wie Menschen aussehen. Die meisten kennen und wollen keine andre Dankbarkeit für Dienste, als Geld, und dazu wissen sie mit einer unbeschreiblichen Unverschämtheit zu kommen. Eine gute Schule für diese ist das Betteln, das bei den Kindern der ärmern Klasse allgemein ist, und gute Aufpasser, Fachini, Kuppler, heimliche Banditen und Giftmischer und dergleichen giebt. Ich will dies nicht zur Schmach der italiänischen Nation gesagt haben, sie ist mir nicht allenthalben so schurkisch erschienen. Dies sind Mängel einer elenden Verfassung, einer schlechten Polizei, des misverstandenen Aberglaubens und einer gewissen Frömmelei, die den Müssiggang heiligt und die Bettler und Gauner gleichsam zu einer unverletzlichen Klasse macht. Aehnliche Ursachen würden in jedem Lande, wo so viel Witz und Leben unter der Mütze sich bewegt, um Spitzbuben mit Ehren seyn zu können, auch ähnliche Wirkungen hervorbringen.

Wir sahen heute am Wege viele Heerden vortrefflicher Schaafe und mir fiel es als eine Seltenheit des italiäni-

schen Himmels auf, daß mehrere Schäfer einen großen Regenschirm aus Wachstaft neben sich liegen hatten; das ist das Nothwendigste, was ein Italiäner kennt, und für das Land eben so karakteristisch, als die Schuhe, die doch durch die Franzosen an manchen Orten aus der Mode kommen. Der Weg ist fleißig mit Kapellchen und Heiligenbildern geschmückt, und gleich hinter Pietra Santa hat man ein Marienbild, ein merkwürdiges Mirakel mit der Ueberschrift: miracolosa per la tosse, das erste in dieser Art, was ich gesehen habe, und für die schnuppigen und hustenden Italiäner allerdings sehr merkwürdig. Anderthalb Meilen hinter Pietra Santa erreichten wir Massa, mit Carrara und dem umliegenden Gebiete, jetzt ein Theil der cisalpinischen Republik. Die Gegend ist sehr schön. Die höchsten Berge sind mit Schnee bedeckt, die über den Tannen und kahlen Felsenrippen im Sonnenstrahle magisch herüberschimmerten; die ganze untere und Küstengegend des nahen Meeres decken Wälder von Oelbäumen. Massa erinnerte mich lebendig an Wernigerode. Ein Theil des Städtchens liegt unten am Berge mit rauschenden Wassern, der andre mit dem alten Schlosse hängt steil darüber und droht, einem auf den Kopf herabzukommen. Dieser alten Schlösser sieht man mehrere auf diesen Bergen und zwar ganz im Stil der fränkischen, länglicht und mit einem oder zwei alten Thürmen und oben mit Gras und Gesträuch und elegischem Epheu bekränzt. Man bemerkt hier auch, daß man den köstlichen weißen Marmor nicht weit holen darf; denn in die Fenstergesimse gemeiner Häuser und um Thüren und Brunnen war er allenthalben eingeflickt. Um Ein Uhr waren wir zu Sarzana und fanden uns zu beiden Seiten in Bergen eingeklemmt. Diese Stadt, die vormals toskanisch war, und ein Theil des Gebiets, das wir vorher passirten, gehört schon zur ligurischen Republik. Es ist ein mittelmäßiges Städtchen, das etwa 3 bis 4000 Menschen aufs Höchste zählen mag. Am Eingange ist ein schönes

weißes Thor aus carrarischem Marmor und über ihm wehten die stolzen Insignien der Freiheit und eine Schaar Jünglinge von den Nationalgarden übten sich draußen in den Waffen. Wir hielten nicht lange drinnen an, passirten einen kleinen Fluß und fuhren immer Bergan durch Klüfte und Thäler zwischen dunkeln Bergen, die bis an die Spitze einen Wald von Oelbäumen tragen. Dann ging es rasch Bergab und wir sahen das heilige Meer und Lerici. Kaum hielten wir, so packten schon fünf bis sechs Tagediebe an die Bäume des Wagens, um meinen kleinen Koffer und Mantelsack zu lüften. Ich ließ es geschehen — man wird endlich kirre — und sah mit Verzweiflung, wie man sich hier um meine nordische Bärenhaut streitet; denn schon bei dieser letzten Fähre war ich wieder um einige Liren geprellt. Man wittert sogleich die Fremden, der eine raunt es dem andern zu, und der Vertrag ist augenblicklich durch Mienen unter ihnen gemacht. Selbst, so ein rechtlich scheinender Mann zugegen ist, verhält er sich durchaus leidend und ist stumm und dumm, wenn man bei ihm nach dem Preis, oder der Taxe von diesem und jenem fragt. Zu meinem Verdruß erfuhr ich, daß heute und vielleicht auch morgen noch keine Gelegenheit nach Genua da sei und legte mich traurig ins Fenster und sah über die schöne Meeresbucht hinaus. Da erblickte ich zufällig meine Facchini, die sich unten zankten um das, was ich ihnen oben gegeben hatte. Sie zählten und theilten endlich in Friede den Raub und nöthigten mir ein unmenschliches Lächeln ab. Ich ging aus dem Neste heraus, und sah draußen auf einem grünen Anger am Wege etwa 20 Jünglinge unter einem französischen Unterofficier exerciren. Alte Nationalgardisten und hübsche Buben trugen den Mars nicht bloß in der Faust, sondern in jeder Miene und machten alles mit französischer Behendigkeit. Von da kletterte ich ein wenig Bergan, setzte mich auf einen überhängenden Oelbaum und sah in das spiegelglatte Meer hinaus und trö-

stete mich über mein Schicksal mit dem Gedanken, daß ic
wahrscheinlich der erste nicht sei, der hier so habe Quaran
taine halten müssen; auch fand ich nachher in meinem Zim
mer mehrere Namen auf Thüren und Fenstern, die es den
Nachkommen überlieferten, daß sie hier wegen schlimmen
Wetters und Mangel an Böten drei, vier Tage hatten lie
gen müssen. Für diese Mehrzahl der Tage behüte mich
lieber Herre Gott! Ich habe des italiänischen Landes die-
ser Seite herzlich satt, und werde mehr als Einen Freuden-
sprung thun, wenn ich einen Boden betrete, wo man fran-
zösisch spricht. Den Abend brachte ich mit dem Wirth und
einem barschen französischen Officier in republikanischen und
demokratischen Gesprächen zu, und besonders gab eine rei-
che Gelegenheit zur Entflammung seiner Beredsamkeit der
Mord eines der ersten Demagogen, des Biagini, welchem
zu Ehren den 14. März durch die ganze Republik Leichen-
und Feierzüge der Söhne der Freiheit angestellt werden
sollen. Sein Mörder und Gegner ist sogleich in den ersten
24 Stunden gerichtet und arkebusirt worden; beide waren
Volksrepräsentanten. Bei dieser Gelegenheit ward mein
Mann wild und überholte mich so in der Begeisterung für
die Freiheit, daß ich mich gegen ihn wie ein kalter Schnee-
mann fühlte, und in einer eben so großen Verlegenheit
war, weil ich nicht heucheln wollte, als ich mich nur je
unter den Klauen der Unverschämtheit des italiänischen
Pöbels gefühlt habe. Seine Augen brannten und alle Zü-
ge spannten sich: O es ist noch viel unreines Blut, viel
aristokratisches Gesindel unter der Larve der Freiheit auch
bei uns, man sollte noch etwas abzapfen; ohne das Schrek-
ken können Freiheit und Gleichheit nicht bestehen; (ein
Grundsatz, der mir Schauder durch den Leib jagte) dies
ist die große Stütze des Gesetzes. Freilich, dachte ich,
wenn das Volk ohne Sitten und Redlichkeit und bürger-
liche Tugenden ist, und legte mich mismuthig mit mir und
mit der ganzen Welt zu Bette, nachdem er mir noch mit

vielem Jubel erzählt hatte, wie sie in einer Ville jenseits einen weiland Aristokraten vor etwa einem Vierteljahre rein ausgeplündert hätten.

Der 10. März war für mich ein schlimmer Tag, weil Tage des leeren Wartens es immer sind. Ich war früh auf, und ging sogleich zum Hafen, aber kein Schiff noch Schifflein, das nach Genua wollte. Mismuthig nahm ich meinen Ossian, stieg mit ihm den Berg hinan und setzte mich unter einem alten Oelbaum, der mit seinem Hügel über das Meer und die Inseln schaute. So schmeichelte der alte Sänger mit seinen zauberischen Stimmen der Vorzeit meinen Unmuth hinweg, um mir neuen zu machen; denn kaum war ich gegen 2 Uhr zum Mittagsessen zu Hause, so erfuhr ich, eben sei ein außerordentlicher Kourier, von Florenz kommend, mit einer Feluke abgegangen, mit dem ich herrlich die Wasserreise hätte machen können. Nachher sah ich dem Exerciren der jungen Nationalgardisten zu und ging gegen das Ave Maria in den Dom, um die Herrlichkeiten zu sehen, die man zu dem Feste Biaginis rüstet, welches hier schon morgen begangen werden soll. In der Mitte desselben war eine Art Pyramide errichtet, mit Lorbeern und Cypressen umflochten, und in seinem Innern stand ein Sarkophag. Die vier Seiten der Pyramide waren mit Festons mit republikanischen Inschriften verziert, nicht im schönen stillen Ton, der für das Gedächtniß der Todten gehört, sondern im Donnerton der jungen Freiheit, die allenthalben Oligarchen und Aristokraten wittert. Eine Menge Menschen gingen auf und ab, und die nicht lesen konnten, ließen sich die Züge dolmetschen. Von mehrern Gesichtern flossen Thränen, ein schönes Zeugniß für den Verstorbenen, und seitwärts vor einem Altar knieten seine grauen Aeltern in Schwarz und mehrere seiner Verwandten; er war nemlich hier in Lerici geboren. Ich mischte mich unter die jungen Republikaner und wir schwatzten eine Stunde über dieses und jenes.

Gut war ihr Geist, aber leider fand sich zuviel von Haß und Wuth, welche die Freiheit nicht verträgt. Die Abendunterhaltung war mit einigen genueser Kaufleuten, die eben angekommen waren und die nähern Umstände von dieser Ermordung des ersten Patrioten der Republik mitbrachten; sie schienen übrigens die ganze Sache als etwas sehr gleichgültiges zu betrachten. Sie weihten meine Ohren zuerst in den genueser Dialekt ein, der erschrecklich singt und lispelt, und das c wie ein z und das g wie ein ſ ausspricht; aber das Volk vollends hat ein Kauderwälsch, das kein Ausländer, selbst ein Italiäner nicht, leicht versteht und das längs der Küste, bis nach Nizza hin immer wächst. Nicht allein die Aussprache ist ganz anders, sondern sie haben auch viele Worte und Redensarten, die im ganzen übrigen Italien nicht zu Hause sind, und von denen ich selbst von diesen gebildeten Männern einige Proben erhielt.

Bis Lerici geht die Reise auf Genua gewöhnlich zu Lande und von hier mit Feluken und andern kleinen Fahrzeugen, die gewöhnlich alle Tage abfahren, zu Wasser. Zwar führt auch ein Weg über die Berge, aber dieser ist nur mit leichtem Fuhrwerk und schweren Stößen zu passiren und daher zieht man gewöhnlich das Wasser vor; nicht zu erwähnen, daß die Bewohner dieser Küsten als arge Diebe und Mörder übel berüchtigt sind. Am besten passirt man die Küsten zu Pferde, oder lieber auf Maulthieren, welche eigentlich für das Klettern gemacht sind. Man soll jetzt an einer Straße durch das Gebirg arbeiten, welches wohl thunlich ist, da die Gebirge nicht himmelhoch sind, wenn man bedenkt, daß die Römer, die freilich aus dem Schatz der halben Welt schöpfen konnten, die schönsten Chausseen von Mailand über die Alpen der Schweitz bis nach Mainz hatten. Lerici liegt in einer Meeresbucht und ist rings von hohen Oelbergen umgeben, die um den ferneren Meerbusen sich bis Porto a Venere hinwinden. Der Ort selbst ist häßlich und schmutzig, klein und mit so en-

gen Gäßchen, daß sie um den Mittag dunkel sind. Gegen Westen auf einem Felsen hart über dem Meer liegt ein altes Gemäuer mit einem runden Thurm, auf dem einige Kanonen gegen etwanige Seeräuber aufgepflanzt sind. Die ligurischen Truppen, die ich hier sah, waren erbärmliche Helden und ihre Kleider und Schuhe gibeonitisch. Man treibt hier viel Fischfang; aber die Fische gehen meist nach Livorno und Via Reggio, und die hier bleiben, sind theuer und schlecht. So unlieblich indessen der Ort ist, so lieblich sind seine Umgebungen und Gegenden. Seine Oelbäume und Kastanienwälder im Gebirg sind allerliebst und von der kahlen Scheitel der Berge hat man eine reizende Aussicht auf die gegenüber liegende Meeresbucht und die Inseln und die freundlichen Dörfer, die in den Krümmungen der Küsten liegen und wie im Meer zu schwimmen scheinen. Grade Lerici gegenüber liegt Santa Terenza, ein freundliches und nettes Dörfchen, wohin man um die Meeresbucht eine sehr anmuthige Promenade hat, besonders zu dem Hügel mit Letschen und Lorbeern und der niedlichen Ville, die ein Exnobile aus Lerici, aber ein Volksfreund, sich dort gebaut hat. Weiter hin liegt im Norden die Festung Santa Maria und man sieht die schönen Inseln Palmaria und Isoletta im Westen, die eine kleine Meile entfernt sind. Doch was hilft alles entfernte Schöne, wenn die Nähe so verhaßt ist? So klein das Städtchen ist, so wimmelt es den ganzen Tag von Müßiggängern, in ihre zerlumpten Mäntel gehüllt, die bei Gelegenheit von den Fremden und andern etwas erschnappen und mit einem Stück Brod, einigen Fischen und einem Schluck Wein zufrieden, sich müßig niederlegen, wenn sie sich den Tag über in Faulheit an der Sonne gewärmt haben. Es ist ein eigner Karakter der gemeinen Klasse dieser Meeresküsten, wozu auch Toskana gehört, daß sie nichts aufheben, auch nicht gern im Schweiß ihrer Stirne arbeiten. Haben sie ehrlich, oder unehrlich etwas erschnappt, so legen sie es

sogleich für den Magen an und hungern dafür wieder einige Tage, wann es seyn muß.

Nicht bloß die Regenschirme findet man allgemein auf dem Wege bei den kleinen Leuten, wie der polnische Edelmann seinen Degen bei seinem Pfluge hinlegt, sondern es ist durchgehends die Gewohnheit, wie sie in Staiermark und Kärnthen war, fast alle Lasten, die nur so tragbar sind, auf dem Kopfe zu tragen, unterdessen man mit den Händen ein anderes Geschäft verrichtet; versteht sich, daß man eine Unterlage macht, um den Kopf nicht zu sehr zu drücken.

Hier mit Lerici endigt die Thalgegend, die von Pisa her, in weiterer und geringerer Entfernung vom Meer, von den rechts liegenden Bergen abläuft. Diese Gegend mit den Städtchen Pietra Santa, Via Reggio, Massa, Carrara, Sarzana, Lerici, Porto a Venere, wo das höhere ligurische Gebirg anfängt, ist in der Geschichte des Mittelalters unter dem Namen Val di Cuna bekannt und wird von Vielen auch noch so genannt. Diese Städtchen spielen in den Revolutionsgeschichten Italiens im 13ten und 14ten Jahrhunderte zum Theil eine nicht unwichtige Rolle, in das Schicksal des größeren Lucca und Pisa eingeflochten, besonders zur Zeit des großen Castruccio di Cast. Nachher fielen sie im 15ten Jahrhundert mit Pisa unter die Herrschaft des gewaltigen Florenz, welches sie unter Karl dem Achten und Ludwig dem Zwölften von Frankreich meistens verlor, als der feige und rathlose Peter von Medicis, der Sohn Lorenz des Großmüthigen, sich, sein Vaterland und sein Glück dem Abentheurer Karl von Frankreich übergab.

Abreise nach Genua.

Ich ward von meinem Schreckenspostwirth ziemlich leidlich abgestraft, vielleicht weil er mich für ein gut repu-

blikanisches Kind hielt, wie er bei unserm Gespräch einige Male äußerte. Um 7 Uhr des Morgens schiffte ich mich in eine Feluke für den Preis eines Zechins ein, ein weicher Sack war mein Lager und neben mir lag mein Proviant, den ich für die kurze Fahrt eingekauft hatte; Menschen und Sachen unter blauem Himmel; denn es war ein offenes Boot zum Rudern und Segeln. Der Nordwind wehte öde und kalt vom Gebirg und der Himmel war wolkig. Wir fuhren immer längs der Küste dicht am Lande hin und brauchten bald die Ruder, bald die Segel. Lustig ging die Fahrt Palmaria und Isoletta vorbei. Die erste liegt nahe am Lande und die Wellen brechen sich ungestüm zwischen ihr und Porto a Venere, das auf einem Felsenklumpen mit einem kleinen Kastell und Thurm wie ein Schwalbennest über der Fluth hängt. Auch die Insel ist nichts als Fels und Gebirg mit einigen zwerglichen Tannen oben, und unten mit wenigen Oelpflanzungen, woraus kleine Häuschen hervorgucken; doch stehen unten am Wasser einige ganz stattliche. Sie mag etwa eine Viertelmeile lang seyn; ihre Berge sind sehr hoch und es giebt darin treffliche Marmorbrüche. Die Küsten, an welchen wir hinfuhren, werden immer kahler und wilder. An manchen Stellen ist nichts als Fels, meistens Schiefer und Tuffstein; an andern sieht man kleines Gesträuch, und in den Falten Oelpflanzungen und kleine Häuschen, die gleichsam am Gebirg zu hängen scheinen. Mächtige Felsen und Klippen, die zum Theil wie Thürme mit ihren schwarzgrauen Köpfen hervorragen, schützen die Ufer gegen das Meer. Im Ganzen hat die Küste ein ödes und trauriges Ansehen. Nur wo das Meer Buchten macht und eine Art von Ufer und Anfuhrt bildet, wird der Blick wieder durch etwas lustiges und Freundliches erheitert. Da sieht man meistens sehr nette Wohnungen, die sanft den Berg hinanlaufen und außen außerordentlich zierlich abge-

putzt sind. Doch sind die Dächer größtentheils mit hellen grauen Schiefer und zuweilen auch mit Schindeln gedeckt. Die Bergfalten über ihnen schmücken Gärten und Oelbäume, wo es nur irgend möglich war. Um 2 Uhr Nachmittag erreichten wir die Ufer von Monte Nero, dem höchsten und wildesten Berg dieser Küste. Er hängt schroff in die Fluth hinab und seine Seiten sind von den rinnenden Schnee- und Regenwassern und vom Zahn der Zeit ausgehöhlt; große Felsstücken, auf welchen hie und da ein Tannenstrauch, oder eine braune Mortella nickt, hängen herüber und unten brüllt das Meer in mehrern tiefen Höhlen, die es in seine schwarzen Steine gegraben hat; einzelne gewaltige Felsstücken liegen abgeschlagen 10 bis 20 Schritte vom Ufer und die Wogen brechen ungestüm ihre Wasser an ihnen und sprützen sie gegen den alten Mutterberg. Die letzte Freude gab mir die Dämmerung bei Sestri di Levante, einem freundlichen Oertchen in einer der lieblichsten Buchten. Die grünen Berge senken sich in mehrern Abdachungen zum Meere hinab und einer der mittlern läuft wie ein Halbmond in die Fluth und sichert das Oertchen gegen das Meer. Dieser Berghaken ist unbeschreiblich schön, ganz mit grünem Gesträuch, Myrthen und Eichengebüsch bis an seinen Fuß bekleidet und auf seiner Spitze nickt ein Klumpen krauser Tannen mit seinen Steinen ins Meer hinab. Hier landeten wir im letzten Abend- und ersten Mondenschimmer und freuten uns eines guten Mahles bei freundlichen Leuten. Nach einigen Stunden flogen wir wieder fort, der Wind war aufgekommen und mit vollen Segeln schifften wir an den Felsenküsten hin, worin die Lüfte heulten. Die Nacht deckte alles zu; ich wickelte mich in meinen Mantel und schlief. Um 2 Uhr nach Mitternacht waren wir im Hafen, zogen uns ein Segeltuch über den Kopf und lagen so bis 7 Uhr des Morgens, wo wir anlandeten, visitirt wurden und ich in dem Gasthofe di Gran Bretagna Quartier nahm, nachdem

ich wieder von meinen Matrosen und den Trägern ohne Rettung ausgeplündert worden war.

Unter den Trägern, die hier ordentliche Kongregationen und Brüderschaften zu bilden scheinen, kam es diesmal um das Recht, wer meine Sachen tragen sollte, zu einer wirklichen Schlägerei, wobei ich glücklich neutral bleiben durfte, und drei von den Siegern faßten meinen Koffer. Wegen des geforderten Trägerlohns wagte ich diesmal keine Ausflucht. Sie hatten sich zu streitbar unter meinen Augen gezeigt.

G e n u a.

Die Stadt liegt in einer kleinen Meeresbucht zwischen Bergen eingeklemmt und ihre Breite von Osten nach Westen ist bei weitem beträchtlicher, als die Länge von Süden nach Norden, oder der Weg vom Hafen zum nächsten nördlichen Thore. Sie hat keinen so beträchtlichen Umfang, als man gewöhnlich angiebt, von 12 Miglien; man hat alsdann wahrscheinlich die Vorstädte mit den nächsten Villen, die beiden Moli und die Hafen eingerechnet. Wenn man das nur Stadt nennt, was innerhalb der Mauren und Forts liegt, so hat man einen Ring, dessen Runde sich in anderhalb Stunden machen läßt. Nur unten am Meere vom Hafen und dem Thore der Bank (Porta de' Banchi) bis an den Freiheitsplatz westlich ist eine ebene Vertiefung; alles andre nördlich und östlich ist hügelig und höckerig und besonders gegen Osten bis zum Kastell hinter der Kirche von Carignano wirklich gebirgigt. Man hat uns immer viel von der schönen amphitheatralischen Lage Genua's erzählt, aber das sind Fabeln, die uns die Reisenden verkaufen, die draußen alles schöner sehen, als daheim, oder die wenigstens für ihr Geld etwas Schönes und Herrliches

gesehen haben wollen. Es giebt hier wenig Amphitheatralisches, als etwa Dreiviertelmeilen in die See hinein, wo die Lage wirklich bezaubernd ist, und die eckigen und klumpigen Häusermassen mehr in einander fließen. In der Stadt aber und nahe dabei wird es einem so gut nicht; man hat nur die beschwerlichste Abwechselung von Höhe und Tiefe, so daß man alle Augenblicke auf und abklettern muß, und auf Treppen und Brücken über die Häuser hingeht, zu deren hohen Giebeln man noch oben aus dem Grunde der Tiefe mit Staunen emporsah. Freilich steigt die Höhe gegen Norden und Osten stufenweise, einige wenige Klüfte abgerechnet, aber man hat sich so wenig Mühe genommen, ihre Unebenheiten bei der Erbauung der Häuser und Anlegung der Gassen zu gleichen, daß es meistens holpricht auf und ab geht. Weit entfernt also, daß die Stadt durch diese gepriesene amphitheatralische Lage gewinnen sollte, ist diese es vielmehr allein, die sie häßlich macht und Schuld an ihrer ganzen verdrießlichen Lage und an der Unterdemscheffelhaltung ihrer Schönheiten ist. Denn diese Unebenheit macht jede grade Straße unmöglich und diese Lage und Einklemmung in Bergen und Thälern hat wahrscheinlich die Straßen so eng gemacht, daß man sich in die Häuser flüchten muß, wenn ein Eselein mit seinem zu beiden Seiten wohlgefüllten Packsattel passiren will. Es giebt deren wirklich einige so enge, daß zwei Menschen sich seitwärts einander mit Reverenzen vorbeilootsen müssen. Dies macht die Stadt, wenige Straßen ausgenommen, zu einem eben so durchkreuzten Zickzack, als die vielen Kanäle Venedig, und was da die Menge Brücken, oder durch Wasser geschlossene Säcke sind, das sind hier die Treppen, oder eine plötzliche Kluft, die mit einer Mauer, oder einem Häuschen zugebaut ist, so daß man flugs umkehren muß.

Wenn also die Lage die Stadt in ihrem Innern wirklich häßlich und finster macht, so ist sie in Ansehung ihrer

Gebäude

Gebäude unstreitig eine der prächtigsten und schönsten, und würde eine der ersten Städte Italiens seyn, wenn dieser Klumpen schöner Häuser und Palläste, die nun einander auf den Köpfen stehen, in breite und grade Gassen gestellt und in einer Ebene, oder sanft aufsteigend dem Blicke ausgebreitet lägen. So eine Menge Palläste und so schöne, als in Genua, findet man wohl nicht leicht in einer Stadt gleicher Größe, noch soviele andre Gebäude aus Marmor; man hat nemlich in seinen Gebirgen die Marmore aller Art und mehrere vorzügliche in der Nähe. Vorzüglich reich an Pallästen sind die Volksstraße, die sonst Strada nuova und novissima hieß und die Straße Balbi, auch überall die besten Straßen der Stadt. Die schönsten sind in der Neuen Straße der rothe und weiße Pallast Brignole, der Pallast Pallavicini, in der Straße Balbi der Pallast Spinola, die Palläste Balbi und Durazzo, der herrliche und ehrwürdige Pallast der sonst ersten Familie der Stadt der Doria, am Sankt Thomasthore. Diese sind und waren zum Theil äußerst sehenswürdig auch im Innern wegen ihrer Möbeln und Kunstsachen; aber mit manchen alten Bewohnern sind auch sie geflüchtet, oder nachher verschleppt, und die geblieben sind, leben mit dem Ihrigen im Stillen und Dunkeln, und mit der Freiheit ist wenigstens die Freiheit verschwunden, die sonst ihre Reichthümer und Kostbarkeiten ungestraft zeigen konnte. Man scheut es, zu prunken, oder auch nur geheim zu zeigen, daß man noch was Kostbares hat, und fürchtet in jedem fremden Auge das Spioniren und Auflauern, das durch die neue Zeit sich selbst in die Familien eingeschlichen haben soll. Sonst war in manchen Pallästen, besonders in denen der Balbi, Durazzo, Brignole mehr für die Kunst zu sehen, als in den Kirchen, die wenig vorzügliches haben. Aber man braucht nicht bei den Pallästen stehen zu bleiben, sondern hat sonst noch eine Menge Häuser, die in jeder andern Stadt Palläste heißen würden. Einige dieser Expalläste habe ich besucht; denn so muß man sie jetzt

nennen, da sie mit dem Patriciat die alte Würde und zum Theil auch die alten Besitzer verloren haben. In vielen sieht man nichts als die Wände, und auch wo die alten Besitzer noch hausen, halten sie ihre Kostbarkeiten weislich verborgen und allen Prunk und Pomp fern von den Augen eines argwöhnischen Volks. Manche gehen jetzt in die Hände anderer; so war ein sehr schöner in der Strada nuova, welcher der Familie Doria sonst angehörte, mit mehrern andern Besitzungen dieser ausgewanderten Familie angeschlagen, um für die Rechnung des Staats und ihrer Gläubiger versteigert zu werden. Auf mich machte es einen tiefen Eindruck, als ich bei dem Lesen der Affiche die Augen aufhob und unter dem Wappen über der Thüre die jetzt so bedeutungsvollen Worte las: Nulli certa domus. Auch das Volk glaubt es noch in einem andern Sinne, und viele dieser eingezogenen Besitzungen, Güter und Wohnungen hier, wie im Kirchenstaat und Cisalpinien, liegen unbenutzt und unbebaut, weil sie keine Käufer finden. Die schönste und die einzige breite Straße, die man in Genua findet, ist die Strada nuova, deren Abtheilungen nachher noch die Namen Strada nuovissima, Strada del popolo annehmen, vom Thore bis zur piazza della libertà, oder dem Freiheitsplatz nahe nach der Vorstadt Pietro d'Arena hin. Wenn man diese mit ihren herrlichen Pallästen und andern öffentlichen Gebäuden gesehen hat, und die Straße Balbi, die darin mit ihr wetteifert, so hat man eine Vorstellung von den schönen Gebäuden Genuas; denn es giebt deren in Menge, zum Theil so versteckt und umbaut und in so engen Gäßchen verschlossen, daß ihre Schönheiten nur für die himmlischen Bewohner und die Luftgeister gehören, welche sie von oben beschauen können. Aber so schön diese Gasse ist, so ist sie doch nicht grade, noch sanft aufsteigend, sondern mit mehrern Krümmungen und Winkeln, besonders zum Thore hin. Von ihr bis zum Dom und von da hinab bis zur Porta de' Banchi und zum Hafen hin

ist der schönste und lebendigste Theil der Stadt und der Tummelplatz der Menschen und alles Handels und Gewerbes. Aber wegen der engen Gassen und der Höhe der Häuser, die meist fünf, sechs Geschosse haben, genießt man der Schönheiten nicht, und bloß die Häuserreihe am Hafen hin, zu denen der stattliche Pallast Doria gehört, kann mit ihren schönen Gesichtern einen anmuthigen Eindruck machen. Der östliche und gebirgigte Theil der Stadt hat viele ärmliche und elende Wohnungen, häufig nur mit hölzernen Zuschlägen und Läden und Papierfenstern, und weiterhin am Kastelle sind ganz öde Plätze und Gärten im Raum der Mauren und hie und da die rechten Spiel- und Doblerhäuser. Die Häuser haben das vor den meisten in Italien voraus, daß sie nicht bloß durch die Schönheit des Baues und der Masse einen großen, sondern auch durch die äußere Eleganz und Nettigkeit einen angenehmen Eindruck machen. Wo sie irgend dem Auge erscheinen können, hat man gesorgt, ihnen einen frischen und lebendigen Anstrich zu geben und im Glanz der Fenster, Vorhänge und Läden nicht zu knickern. Freilich fehlen die Ziegeldächer, aber die Schiefer sind nicht unangenehm; sie sind von einem hellen Aschgrau und sehr zierlich gesägt und aufgelegt, so daß ich nicht weiß, ob die braunen Ziegel eben hübscher sind. Mit diesem Schiefer ist fast die ganze Stadt gedeckt, wie die Vorstädte und Dörfer in Ligurien. Fast das ganze Gebirg besteht aus Schieferlagen allerlei Farben und hat unter diesen Brüche trefflichen Marmors; so daß auch dieses schönste Baumateriale hier wohlfeiler ist, als irgendwo. Die Gassen sind freilich eng und finster doch meistens reinlich und sehr gut gepflastert. Quadersteine und Fliesen (lastre) findet man nur in den bessern, die andern sind häufig mit kleinen Feldsteinen (sassi) nach teutscher Weise belegt und höchstens noch mit einer, oder zwei Reihen Quadern, oder Ziegel für die Fußgänger.

Wegen der Menge der herrlichen Gebäude und wegen der schönen Lage, wie es einigen dünkt, hat man Genua den Beinamen la superba, oder die Stolze und Prächtige gegeben. Und dieser Beiname ist so abgeschmackt nicht, als er scheinen mag, weil er sehr gut den Karakter der Bauart ausdrückt. So schön Genua auch anfangs scheint und das Auge zu bestechen weiß durch allen den Glanz, so vermißt man an manchen Werken der Baukunst doch die Stille und Einfalt, die am meisten mit Erhabenheit verwandt ist; man wünschte von vielen einige Schimmer und Verzierungen weg, damit sie einem besser gefielen. Da ist nichts Florentinisches; auch hat das genuesische Volk nie etwas Gleiches und Erhabenes in Ruhe gethan und gemacht, wie das toskanische. Die Unruhe und Beweglichkeit seines Karakters muß in dem Flittern der Kirchen und den Zierrathen der Palläste noch schimmernd aufs Auge zittern.

Die Kirchen haben das Schicksal der Palläste, daß sie sich nicht zeigen können, es sei denn die einzige Kirche San Carignano, die im Osten der Stadt hoch und stattlich über der ganzen Stadt auf einem Hügel liegt. Die andern, so wie der Dom von Sankt Lorenz, sind alle dicht erbaut und haben keine bedeutende Plätze. Auch sind sie im Ganzen der übrigen großen und trefflichen Gebäude der Stadt keinesweges würdig, und obgleich es manche schöne unter ihnen giebt, so ist doch keine einzige, die man in einem großen Stil erbaut nennen könnte. Im Ganzen haben auch die Schildereien und Bilder, die diese Kirchen zieren, wenig Interessantes für einen Reisenden, der aus Florenz kommt. Besseres in diesem Fache sah man sonst bei den Nobili. Man merkt auch daran den neuen und jungen Geist der Freiheit, daß sie fast immer leer sind, und höchstens nur von einigen zitternden Alten und ächzenden Mütterchen besucht werden, die sich nicht für die neue Ordnung der Dinge auf Erden, wohl aber für die, so sie im Him-

mel hoffen, oder fürchten, berufen fühlen. Die Jugend hat nun zu viel anderes zu thun. Manche alte Verzierungen hat man bei Seite geworfen und manche Kostbarkeiten in klingende Münze verwandelt, und das ist nicht übel; es hilft doch auch, die klingenden und singenden Gottesverehrungen immer mehr aus der Mode zu bringen.

Der Dom, oder die St. Lorenzkirche, hat höchstens das Ehrwürdige des Alterthums, und macht durch ihre Größe und Höhe nicht, sondern durch das Alter und Dunkel ihrer Gewölbe und die Einfalt ihrer Verzierungen Eindruck. Man findet in ihr, außer vielen alten Raritäten, ein schönes Stück von Baroccio, Christus am Kreuze, und unten Maria, Johannes und Magdalena. Man bewundert auch hier die Klarheit der Umrisse sowohl der Karaktere, als der Zeichnung, und die Magdalena in süßer Traurigkeit ist vorzüglich schön. — Die Nunziata in der Strada nuova von der Familie Lomellini aufgeführt und verziert, gehört zu einer der schönsten Kirchen; aber sie ist selbst jetzt, nachdem man ihr manchen Schmuck geraubt hat, noch zu geziert. Unter den vielen Gemählden, die zur Seite hängen, ist wenig Vorzügliches. Das Beste ist unstreitig das Abendmahl von Julius Cäsar Procaccini, einem Schüler der Caracci, der ihnen in der Lebendigkeit und Kraft des schmelzenden Kolorits oft gleich kommt. Dies ist auch an diesem Stücke das Schönste und man vermißt das hohe Ideal, das mit keiner Gestalt der Erde zufrieden ist. Dieser Julius Cäsar hatte noch einen Bruder Camillo. Sie waren beide aus Bologna, und starben in demselben Jahre 1626. — Die Kirche Maria di Carignano ist besonders wegen ihres schönen Hügels, worauf sie liegt, und wegen der herrlichsten Ansicht über die ganze Stadt und vom Meer her merkwürdig, und als ein Beispiel der Thäler und Klüfte, welche man in der Stadt findet. Aus der untern Stadt geht man über eine lange Brücke, die 50 Ellen hoch aus der Tiefe aufgeführt ist,

um die Berge mit einander zu verbinden; von ihr sieht man Häuser von vier, fünf Stock tief unter sich, zu denen man unten wie ein Zwerg aufschaute. Sie soll nach dem Plan des berühmten französischen Bildhauers Puget von Marseille gebaut seyn. Von ihm sieht man auch zwei Statüen, von denen der heilige Sebastian recht brav gearbeitet ist. Unter den Gemählden sind auch einige vorzügliche, unter andern die Marter des heiligen Basilius von Karl Maratti, aus der römischen Schule, und von Guercino Sankt Franz, der die Wunden erhält, ein herrlicher Alter. — In der Ambrosiuskirche sieht man viele Stücke von Rubens, die er in seinen frühsten Jahren gemahlt hat, und die schon das Gewaltige und Große athmen, das sein kräftiger Pinsel meistens besser darstellt, als das Anmuthige und Schöne. Dahin gehört die Beschneidung Christi, und die Wunderthaten des Ignaz, der Teufel austreibt und Todte erweckt; es ist doch noch der Riesengeist und der furchtbare Ausdruck in diesem letztern Stücke nicht, den man in seinem großen Gemählde über eben diesen Heiligen in der Wiener Gallerie bewundert. Noch ist hier von Guido ein großes Figurenreiches Stück, die Himmelfahrt, welches man mir außerordentlich anpries. Ich fand aber wenig darin, kein Ideal, nicht die Grazie, die er sonst wohl zu besitzen pflegt, wohl aber ein Kolorit, noch bleicher, als sein gewöhnliches.

Der Pallast des ehemaligen Doge ist von außen nicht genuesisch, und nimmt sich schlecht aus, desto größer ist sein Umfang. An der Treppe im Hofe findet man die Statue des ehemaligen Befreiers der Stadt von den Franzosen, des Andreas Doria, und seines Vetters Johann, ihm gegenüber; sie sind über Lebensgröße, geharnischt, und nicht vorzüglich gearbeitet. In den Sälen findet man manche Mahlereien von Franceschini und Solimena, welche Thaten der Genueser vorstellen. Im zweiten Saale sieht man den Transport der Asche des Täufers

Johannes, die man in Genua sonst eben so heilig zu halten pflegte, als das Blut des Januarius zu Napoli, von Solimena gemahlt in seiner dämmernden Morgenrothsmanier; schöner aber und interessanter ist sein Christoph Kolon, oder Kolumbo, wie er das christliche Kreuz auf der Insel der Wilden aufpflanzt, ein Kopf voll Kraft und Rauheit seines Elements, bei dem der Künstler sich gefallen hat. Im ersten Saale sind Statüen berühmter und um den Staat verdienter Männer aufgestellt; doch sieht man es den meisten an, daß die Genueser keine Bandinelli und Michel Angelos gehabt haben. Unter diesen erblickt man auch den berühmten und berüchtigten Marschall von Richelieu, der beinahe ein Jahrhundert lebte und in manchen Dingen, vorzüglich auch wegen seiner gefährlichen Künste gegen die Weiblein, ein neuer Alcibiades war. Er kam hieher, weil er in den Jahren des österreichischen Successionskrieges die Stadt gegen die Engländer vertheidigt hatte. Man sieht aber nichts von den unwiderstehlichen Reizen seiner Person, wodurch er mehr als 40 Jahre bei den Prinzessinnen und Bürgerinnen und Maitressen des Hofes und der Stadt Paris eine so große Rolle spielte.

Plätzchen giebt es eine Menge in der Stadt, z. B. den Domplatz, den Platz von Santo Spirito vor der Kirche gleiches Namens in der Straße Balbi, den Platz der Bank; aber in der ganzen Stadt ist nur ein einziger Platz, der Freiheitsplatz, oder la piazza della libertà am Ende der Neuen Straße. Dieser ist ein schönes Rund und man muß nur bedauren, daß seine Umgebungen so gewöhnlich und unansehnlich sind; denn die schöne Straße läuft hier zu Ende, und er ist mit einer kümmerlichen Mauer und mit schlechten Häusern in der Ferne umgeben und hat weiter keine Verzierungen, als den größten und mächtigsten Freiheitsbaum, den man in der Stadt siehet. Er dient vortrefflich zum Paradeplatz und zu andern Anordnungen und Aufzügen des Volks, und die schöne Straße, die zu

ihm führt, kann auch die Menge der auf- und abwallenden Bürger und Bürgerinnen in ihrem gehörigen Lichte zeigen. Ich sah hier am Dienstage die Stadt im Kleinen; denn fast alle Nationalgarden zogen hier Kompagnienweise nach einander auf und marschirten mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ab, alles in Vorbereitung auf den Leichenpomp des Bürgers Biagini. Und diese Aufzüge und das schöne Wetter lockten denn an die Fenster und auf die Gassen, was es schönes, junges und feuriges republikanisches Blut in Genua giebt. Aber außer diesen Aufzügen ist der Platz leer und todt, da er ganz an einer Seite der Stadt liegt. Der lebhafteste ist unstreitig die kleine Piazza de' Banchi. Er ist nahe am Hafen, da werden die Geschäfte der Schiffer und Kaufleute abgemacht, da kommen die Fremden hin und alles aus der geschäftigen Klasse, so jemand sprechen will und irgend etwas zu suchen und zu erfragen hat, welches hier meistens seine Gewährung erhält. Dieses Plätzchen und die Loggie daran dient gleichsam zur Börse. Außer diesem ist der Platz an der Sankt Lorenzkirche, der nun einmal ein Platz heißt, obgleich er eigentlich nichts als eine gute Straße ist. Indessen haben die Käufer und Verkäufer einen guten Theil davon eingenommen und nur grade so einen Durchgang gelassen, wie die andern Gäßchen. In dieser Gegend sind die meisten und besuchtesten Kaffehäuser, und besonders die ächtpatriotischen, und hieher und ins Schauspiel und auf den Paradeplatz, vielleicht auch in einige Hurenhänser muß jeder Reisende einige Stunden des Tages gehen, um eine Idee von dem Geist und der Kunst und Art dieser neuen Republik zu bekommen. Dieser, so wie der Platz von Sankt Georg, oder der Bank, dient auch den Sängern und Rednern und den Herolden der Freiheit der untern Klasse, von welchen ich unten reden werde; und zwischen beiden in der Mitte und um den Hafen und bis zum Hafen hin ist das meiste Leben und Gewimmel der Stadt.

Alle diese Plätze und Plätzchen haben ihre Freiheitsbäume und Insignien und alle Ecken und Säulen sind mit neuen Benennungen der fratellanza, uguaglianza, del popolo etc. geziert und beschmiert, mehr, als ich es in einer andern Stadt der neuen Republiken gefunden habe; und in dieser Rücksicht, wie überall im Aeußern, halten die Genueser das Licht nicht unter dem Scheffel; doch davon weiter unten.

Die Stadt ist durchaus auf Klippen und kahlem Gebirg und in ihren höckerigen Gründen gebaut. Gegen Norden hängen die Berge dicht über ihr und die Mauren laufen hier schneidig auf und ab, und haben drinnen keine Promenade und draußen keine bequeme. Hoch über diesem Gebirge und den andern östlichen liegen mehrere Schanzen, welche gleichsam die Außenseiten der Stadt machen, in deren engen abhängigen Bergkessel sich überall nicht ohne Gefahr hinabkommen und wegen des nachtheiligen Bodens schlecht fechten läßt, so daß sie bei aller scheinbaren Leichtigkeit schwer einzunehmen seyn muß, weil man keine zahlreiche Truppen auswickeln kann, und in die Stadt selbst wie in ein Netz eingehen muß, wenn man sie endlich mit Heeresmacht gewinnt. Die andern Dreiviertel der Stadt kann man größtentheils umwandern. Im Nordosten ist sie mit einem Wall umgeben, dessen Gräben unten zu anmuthigen Gärten geworden sind, in denen Orangen und Citronen mit ihren goldnen Aepfeln schimmern und mit ihren Blüthen duften. Von hier kommt man zu einer kleinen Festung, oder einem alten Kastell, das an der östlichen Seite dicht am Meere liegt auf schroffen Klippen, und das Thal vor der Stadt und die Ostseite des Hafens bestreicht. Von diesem bis zum Alten Molo läuft ein Weg um die Stadt längs den Mauren mit einer Brustwehr aus dem Meere und den Klippen aufgebaut, welche man mit großen hineingeworfenen Felsenstücken gegen den Ungestüm der Fluthen geschützt hat. Dieser dient zu einem anmuthigen

Spaziergange, weil er hoch, und oft den Giebeln der Häuser gleich ist, und eine weite, weite Aussicht gewährt. Er wird im Süden durch den Molo und die Hafenthore ein wenig unterbrochen und läuft dann längs dem Hafen fort bis ans westliche Ende der Stadt und die Vorstadt Pietro d'Arena. Ueber dem Hafen ist dieser Mauerwall vorzüglich schön durch die herrlichen Häuser, die mit fünf, sechs Stock und herrlichen marmornen Vorseiten in die Luft emporsteigen und unten Terrassen mit Blumen und Orangerien haben, durch deren Düfte sie die Gerüche des Hafens, des Seegrases, der faulen Tonnen und des Qualms dämpfen, der von dem Theeren und Kalfatern der Schiffe aufsteigt. Hier sieht man zugleich die lebendigste Welt der Stadt zu beiden Seiten sich rühren und geschäftig hin und her eilen und hat das Gewimmel und Geflagge im Hafen vor sich. Hie und da auf diesem Spaziergange sind kleine Schießscharten und Kanonenaufpflanzungen, um die Stadt und die Anfuhrt der Schiffe zum Hafen zu sichern.

Der Hafen ist im Süden der Stadt und offenbar meistens ein künstlicher, obgleich er durch seine Molen und durch die hohen Berge um die Stadt ziemlich sicher ist, nur nicht gegen den Südwind, der zuweilen bösen Schaden angerichtet haben soll, weil das Meer grade aus dem Süden auch seinen größten Andrang gegen die Stadt hat. Westlich von der Stadt läuft ein Arm Landes mit der Vorstadt Pietro d'Arena eine starke Viertelmeile lang in den Südwesten hinein und südlich ein anderer kleinerer, worin die Stadt hinein gebaut ist. Diesen hat man durch den Alten Molo östlich verlängert. Ein zweiter Molo, welcher der Neue heißt, etwa auch 6 bis 700 Fuß lang, wie der Alte, läuft von dem längern westlichen Landarm ins Meer und sichert den Hafen gegen Süden, so daß beide Molen sich wie zwei Krebsscheeren ziemlich nahe kommen und doch immer einen beträchtlichen Raum südlich

zum Einlaufen lassen. Auf beiden Enden der Molen sind kleinere Leuchtthürme, die für die Nacht dienen, und auf der Felsenspitze des südwestlichen Landarms ist eine Art Festung mit dem großen Fanale, oder Leuchtthurm, der auf die höchste Spitze gestellt und 300 Fuß hoch weit über die See mit 36 Lichtern in einer einzigen großen Laterne leuchtet. Ihn muß man besteigen, wenn man eine herrliche Aussicht vom Meer über Stadt und Land haben will; vom Lande her ist die von den Schanzen über den Bergen vor der Stadt die schönste, besonders die von der Schanze, welche der Sporn heißt. Der Hafen faßt große Kriegsschiffe und ist sehr geräumig; mir gab er aber immer das Gefühl eines seichten und flachen, weil er wirklich so nackt vor der Stadt liegt. Jetzt war er vollends sehr leer und außer einigen amerikanischen, dänischen, schwedischen Schiffen und ein Paar französischen Küstenkriechern war nichts darin, als Genuesisches Holz, das freilich auch verfaulen muß, wenn der Krieg lange dauert. Ich bin weit aus dem Hafen auf das Meer hinausgefahren, habe den großen Leuchtthurm bestiegen, habe endlich bei hellem Tage meine Ausfahrt bei der Abreise nach Nizza gemacht, aber auf mich hat die Stadt nie einen großen Eindruck gemacht. Sie erscheint vom Meer her gar klein. Man sieht nur den Hafen und die nächsten Gebäude um den Hafen und die östliche schlechteste Höhe der Stadt und nördlich die kahlen Berge draußen und die Gärten und Villen. Von der Mitte treten bloß einige Kuppeln und Thürme hervor; alles übrige sinkt zwischen der Höhe hinab und verschwindet, so daß die Stadt viel kleiner scheint, als sie ist. Was würde sie seyn, wenn sie zwischen ihren Bergen in einer schönen Fläche sich ausbreitete, oder in einem wirklichen Amphitheater die Höhe hinanliefe?

Rund um die Stadt her laufen außerhalb der Thore eine Menge Wohnungen, zum Theil mit Gärten, zum Theil im Schmuck und Geschmack der Villen, einige hoch, andre

niedrig, so wie es die Lage des Bodens giebt. Sie sind das, was man Vorstädte nennen kann; es giebt wirklich einige am Nordende vor der Stadt; aber sie liegen ohne Ordnung. Alle sind im Geschmack der städtischen hoch in die Luft hinauf gebaut und mit eben dem hübschen und lachenden Aeußeren. So laufen sie zum Theil bis hoch auf die Berge hinauf. Aber man hat die Natur nicht zwingen können, welche hier arm und sonnenverbrannt ist und in ihren Felsen keine Triebkraft hat. So sind denn auch die Hügel und Gärten, worauf sie thronen und woran sie sich lehnen; so die Baumpflanzungen. Die Oelbäume sind nie schön, sondern klein, wie die auf den Bergen; und die Cipressen und Letschen, die man hieher gezwungen hat, geben nur ein armes und trauriges Grün, und auch die Orangen und Limonen, die nie Riesen sind, wachsen hier nicht am üppigsten. Lebendige Wasser und Quellen sucht man vergebens an kahlen Bergen, welche die Sonne im Süden haben. Die Berge über diesen sind ganz nahe und durchaus öde und ohne Grün, hie und da mit einem alten Thurm und Gemäuer und die höhern Falten noch mit Schnee bedeckt. So sind die nächsten Umgebungen Genua's im Osten und Norden um die Stadt. Schöner ist der lange Landarm um den Hafen westlich, der bis zum großen Fanale in den Süden hineinläuft.

Unten ist es eigentlich fast noch eine zweite Stadt, die bis an den Molo in einer fortlaufenden Reihe von Häusern sich längs dem Gebirge und Meer hinstreckt. Diese ist die berühmte Vorstadt Pietro d'Arena, die ich oft schon genannt habe. Sie ist an Schönheit und Zierlichkeit der Gebäude, an feinen Villen und Gärten die schönste Vorstadt einer Stadt in Italien. In ihr stehen viele Palläste und manche Reiche und Große haben hier in der heißen Jahrszeit ihre grünen und kühlen Zufluchtsörter. Hier ist auch immer die Straße voll Menschen und von hier geht es um den Fanale nach Sestri di Ponente, einem Lieblings-

ort der Genueser, der etwa nur Dreiviertelmeilen in einer niedlichen Bucht am westlichen Ufer vom Fanale liegt; und längs diesem schönen Gestade geht und reitet und fährt alles, was sich außer dem Dampf der Mauren einmal erlustigen will. Nette Häuser laufen rund umher um die Bucht in mäßigen Zwischenräumen und liebliche grüne Hügel hängen zunächst mit anmuthigen Einschnitten der Berge über ihnen. Der Weg ist immer mit Menschen bedeckt, ein Beweis, daß man es fühlt, hier einer andern Natur genießen zu können. Einige dieser hübschen Häuschen und Gärten und Lauben dienen auch dem Städter und Fremden zum Aufenthalt und Tummelplatze, wo er für sein liebes Geld einmal freier Athem holen kann. Man pries mir die Gärten Lomellini und Balbi; sie sind ganz schön, aber nur für Genua, wo das Grün und der Schatten von Bäumen so etwas Seltenes ist. Denn immer widersteht hier der Boden zu sehr einem lustigen und schattigen Garten und es ist doch ein peinliches Gefühl, daß alles, was man hier siehet, nur Treibwerk ist. Vogelsang und Frühlingssummen sind überall zwischen diesen kahlen Bergen nicht heimisch und ohne sie sind doch wahrlich alle Frühlingserlustigungsörter und Erlustigungen gar nichts. Hier nun in der schönen Vorstadt, in dem reizenden Sestri di Ponente und an den Ufern des Bergstroms Polcevera sind die meisten Villen der cidevants, welche sonst die heißen Monate hier fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt zu verleben pflegten; aber von den meisten muß man es doch sagen, daß sich aus einer Wüste nie ein Elysium machen läßt, und daß sie wie unter Ruinen liegen. Wenn dies im ersten Frühling so ist, wie muß es seyn, wenn ein heißerer Sonnenstrahl auf die grauen Felsen fällt und die Gießbäche keinen Tropfen Wasser haben?

Die Zahl der Einwohner, die in der Stadt und den Vorstädten leben, rechnet man vielleicht etwas zu freigebig

zwischen 90 und 100000 Menschen und freilich kann man der Stadt nicht viel weniger zutrauen, wenn man die Höhe und Tiefe ihrer Häuser und das Gewimmel bedenkt, welches sich auf jedem Platze bewegt und um dem Hafen und Dom und vom Hafen nach der Vorstadt Pietro d'Arena auf- und abstrudelt. Die Geschichte dieser Stadt, oder der jetzigen ligurischen Republik zu schreiben, erforderte sicher eine Meisterhand, die den Karakter dieses Bergvolks, wie es sich seit der ältesten Geschichte bis auf unsre Zeiten offenbart hat, mit allen seinen proteischen Verwandlungen und Schlüpfrigkeiten festhalten könnte. Dies Volk hat immer nur für die That gelebt, die rasch und gewaltig vorüberfährt, für das Spiel kühner Ränke und Unternehmungen; das stille Wirken und Weben des Künstlers hat hier deswegen nicht gedeihen können. Große Schiffer, Weltumsegler und Feldherren zählt Genua mehr, als irgend eine Stadt Italiens. Ihre Kolons, Doria und Spinola sind unsterbliche Namen in der kraftvoll wirkenden Welt; in der idealen Welt, die aus sich selbst schafft, sind sie arm, und vergebens fragt man bei ihnen nach einem Galilei, Dante und Michel Angelo. Man hat den alten Namen der ältesten Bewohner dieses Landes der Ligurier wieder hervorgesucht, vielleicht meinend, daß mit dem alten Namen auch die alten Dinge wiederkommen sollen, wie man den feigen Römern mit den Konsuln und Tribunen etwas vorspielt und mit den Fasceen des Kapitols, das einst die Triumphe über eine besiegte Welt zu sich empor wallen sah. Diese alten Ligurier waren nach wahrscheinlichen Muthmaßungen der alten Geschichtforscher Iberier, wie ihre Nachbaren die Etrusker. Kein Volk in Italien focht so edel für seine Unabhängigkeit gegen die Römer als sie, und keines hatte freilich auch eine so gute Vertheidigung von Gebirgen um sich. In den spätern Zeiten in und nach dem Verfall des westlichen Kaiserthums hieß auch der größte Theil des westlichen cisalpinischen Galliens Ligurien,

bis die Langobarden im 6ten Jahrhundert ihm einen andern Namen gaben. Die Genueser hielten sich wahrscheinlich reiner in ihren Gebirgen, als irgend ein andres Urvolk Italiens, und unter sie ist vielleicht von allen italischen Provinzen das wenigste germanische Blut übergeflossen. Im Mittelalter wuchsen sie allmählig und zeigten sich als ein mächtiges und unternehmendes Seevolk. Zuerst fielen durch ihre Tapferkeit die Pisaner im 13ten Jahthunderte, mit denen sie lange um die Herrschaft im mittelländischen Meere schlugen; die Venezianer wurden mehr als einmal von ihnen in blutigen Treffen gedemüthigt und waren nahe daran, von ihnen ganz gedemüthigt zu werden, als der Uebermuth der Genueser bei der Belagerung ihrer Stadt sie auf das Aeußerste trieb und die Verzweiflung sie in der Schlacht bei Chioggia im Jahr 1380 zu Siegern machte. Die Genueser herrschten auf vielen Inseln des Archipelagus, an den Küsten des schwarzen Meeres und der Krimm und selbst auf Sardinien und Korsika. Doch die Türken im Orient und die Portugiesen und Spanier im Occident raubten den italischen Städten nach und nach ihre Macht und ihren Handel und Genua hatte kein besseres Schicksal, als die übrigen republikanischen Städte Italiens. Im Innern war indessen bei allen den großen Thaten und dem großen Flor der Stadt nie Ruhe, sondern ein ew'ger Strudel und ein unaufhörliches Gähren der Verfassung, und sie hatte häufig Könige und Herzöge zu Oberhäuptern, oder vielmehr nur zu Schutz- und Schirmherren, wie es die Familie Habsburg in vielen Kantonen der Schweitz vormals war. Der Herzog von Mailand stand in diesem Verhältnisse mit Genua, als die Franzosen gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in Italien einfielen; nun kam die Stadt in die Hände der Franzosen, unter welchen sie bis zum Jahr 1528 stand, wo Andreas Doria ihr Befreier ward. Dieser große Mann, aus einer der ersten Familien Genua's geboren, diente Franz dem Ersten von

Frankreich als Admiral gegen Karl den Fünften, glaubte sich von ihm beleidigt, ging zu Karl über, befreite die Stadt von den Franzosen und behauptete ihre Unabhängigkeit durch den Schutz Karls des Fünften. Von ihm rührte nun die Verfassung her, die ganz aristokratisch war, so daß das Regiment und die Verwaltung der Republik ausschließend bei gewissen privilegirten Familien war, unter denen die Doria, Fieschi, Grimaldi, Spinola hervorragten. Was man indessen immer von dieser Regierung sagen mag, und was sich vielleicht mit Grund gegen jede Aristokratie auch sagen läßt, so ist doch die genuesische nie in das böse Gerücht der Venezianer gefallen und hat sich immer durch einen großen Geist der Mäßigkeit und Klugheit ausgezeichnet, bei dem Genua bis auf diesen Tag eine der lebhaftesten, reichsten und bevölkertsten Städte Italiens geblieben ist, und wer weiß, ob man nach langen Stürmen doch nicht wieder den alten abgelegten Rock wird anziehen müssen?

Mit dem Handel in Genua ist es jetzt eben nicht viel. Große Schiffe dürfen sich nicht aufs Meer wagen, Spanier und Franzosen, Holländer und Engländer sind durch den Krieg und durch die Engländer, die im Mittelmeere herrschen, größtentheils ausgeschlossen und die wenigen Neutralen, Schweden, Dänen, Hamburger, Amerikaner, Ragusaner sind auch so vielen Neckereien der kriegführenden Seemächte ausgesetzt, daß sie lange nicht so häufig, als sonst, kommen, obgleich durch sie der Handel meistens geht. Ich habe oben schon erwähnt, wie leer von Schiffen der Hafen ist. Der Levantehandel, der hier sonst so wichtig war, ist auch nichts und fast ganz im Stocken; sonst zog Genua von daher viel Wolle und Baumwolle, auch Specereien. Die vorzüglichsten Produkte des Landes sind Oel, Wein und Seidenwaaren. Getraide baut man in den Bergen und Klippen höchstens für einige Monate des Jahrs hinreichend, das übrige müssen Piemont, die

Lombardei.

Lombardei, die Inseln Sicilien und Sardinien und die Küsten der Barbarei geben. Das Genueser Oel, welches beinahe sein einziger Handelsartikel ist, den es selbst baut, ist vorzüglich gut; das beste wächst im Meerbusen la Spezia, welches dem Luccheser gleich geachtet wird. Der Wein ist nicht vorzüglich und der, den man gewöhnlich trinkt, schlecht; man thut also wohl, französische Weine zu trinken aus Languedoc, die freilich noch einmal so theuer, aber auch zweimal so gut sind. Berühmt sind die Genueser Konfituren, die man aus den zarteren Früchten des Landes macht, aus Nüssen, Cedraten, Granaten, Citronen, Feigen ꝛc. und die einen wichtigen Handelsartikel machen, so wie die kleinen genueser Macheroni. Auch das Genueser Papier ist berühmt und nächst dem von Bologna eines der besten in Italien. Doch nächst dem Oel das Erste in der Stadt und auf dem Lande sind die Manufakturen in Seide, die hier und im Piemontesischen einen Hauptsitz haben. Denn thätiger und industriöser ist nicht leicht eine Provinz, als Ligurien; und wäre sie es nicht, so müßte in den unfruchtbaren Bergen die Menge der Menschen, die sie nicht nähren können, ja verhungern. Man baut nicht Seide genug für die vielen Stühle, die in der Stadt und auf dem Lande, in Bewegung sind, sondern führt sie roh aus der Levante und aus andern Orten Italiens ein. Man macht alle kleinern Artikel in diesem Zweige, Strümpfe, Bänder, Blumen ꝛc.; aber das Vorzüglichste und weswegen man diese Fabriken auch auswärts am meisten kennt, sind die Sammete, welche fast nirgends mit der Dauerhaftigkeit und dem Glanz der Farben gearbeitet werden, als hier; eine Nebengattung von ihnen sind die Damaste und Zeuge mit Blumen. Da Genua so wenig vom Lande hat, welches nur stiefmütterlich ihren Kindern giebt, so sollte man denken, das Meer sei gütiger und suche zu ersetzen, was jenes mangeln läßt, aber da ist es nur wieder eben so, und von dem häßlichen Sprichworte, welches

man in Italien von den Genuesern herumträgt, sind wenigstens die zwei ersten Artikel wahr. Es heißt: Monte senza legno, mare senza pesce, gente senza fede, donne senza vergogna. (Berge ohne Holz, Meer ohne Fische, Menschen ohne Treue, Weiber ohne Schaam.) Die Berge sind kahl genug und würden unbewohnt seyn, wenn das Klima nicht so mild wäre; und die Fische, die man hier fängt, sind äußerst wenige, und diese wenigen gehören noch nicht zu den besten Arten, da doch sonst die meisten Buchten der Küsten des ligurischen Meeres fischreich sind.

Ich habe oben schon an einigen Stellen Winke davon fallen lassen, daß mir jenseits der Berge Toskana's die Menschen von ausgezeichnetern und feineren Gesichtszügen und schönerer und stärkerer Bildung zu seyn schienen, als die Toskaner, und bei diesem Ausspruch muß ich es im Allgemeinen stehen lassen, nachdem ich die Hauptstadt und mehrere Plätze der beiden Riviere der ligurischen Republik gesehen habe. Man sollte in den kahlen und meistens kargen Bergen wahrlich so eine wohlgemachte Menschenraçe nicht suchen, nachdem man sie auf den schönen Hügeln und in den fruchtbaren Ebenen Toskana's nicht gefunden hat. Diese Menschen auf beiden Gränzen haben einen ausgezeichneten eignen Volkskarakter in der ganzen Gestalt und in allen Zügen ausgeprägt, und es thut einem bei dem ersten Anblick wirklich wohl, einmal wieder was Neues zu sehen. Fast alle Körper haben den Ausdruck einer Grätigkeit und Gewandheit, die bei den andern Italiänern selten sind, und der Wuchs von der Fußsohle bis zum Scheitel ist meistens untadelig. Eine schöne freie Brust, ein schlanker Körper und brave Schenkel auf einem Fußgestell, welches feiner ist, als bei dem Lombarden und Toskaner. Ich habe die Nationalgarden und unter diesen die Blüthe der Jugend in großer Zahl aufmarschiren sehen und muß gestehen, daß mich die männlichen Gesichter nicht wenig gefreut haben. Ich habe schon lange die Anmerkung bei

mir herumgetragen, die sich aus mehrern Stellen der Alten mir aufdringt, daß es einer Untersuchung werth wäre, warum die Seeküsten (nicht eben die unfruchtbaren und schlechten, wie die von Genua) und die Inseln gewöhnlich starke und schöne Körper entwickeln, mehr nach Verhältniß, als das Mittelland? Man nehme die erste beste Ausgabe des Pindar zur Hand, und man wird finden, daß die meisten Sieger bei den Spielen der Griechen in Küstenländern und auf Inseln geboren waren. Die Kolonien in Großgriechenland und Sicilien, Cyrene und Aegina zählen die meisten Ringer und Faustkämpfer unter denen, die der Unsterbliche unsterblich gemacht hat. — Die Gesichter sind es aber vorzüglich, was die Genueser auszeichnet und fast alle sind mit starken Zügen gemerkt, und man kann beinahe zu jedem, der einem begegnet, sagen: siehe, das ist ein eigner Mensch! Bey dieser Stärke des Ausdrucks haben manche viel Feines und Anziehendes und ein Feuer des Blicks und eine Schönheit des Blutes, welche bei Weibern dieser Gattung alles in Flammen setzen muß, wenn die weibliche Sanftheit aus den schönen schwarzen Augen und unter den geringelten Rabenhaaren hervorschimmert und den republikanischen Ernst des Mannes zu der allgewinnenden Freundlichkeit des Weibes umbildet.

Aber ich muß endlich mit der Sprache heraus. Klugheit und Feinheit, oder lieber Schlauheit und Verschmitztheit zeichnet alle ligurische Gesichter und diese ist mit einem demokratischen Ernst gepaart; aber Festigkeit und Bravheit, Treue und Biedersinn sucht man auf den meisten vergebens. Wenn das Wohlgefallen des ersten Anblicks vorüber ist, und man nicht bloß neue Menschengesichter, sondern auch Menschen sehen will, so sieht man sich nach diesen umsonst um. Ich bin kein Kind in meinen ersten Hosen, und habe manches gesehen und getragen, und eben darum kann mein Urtheil hier einige Sicherheit haben, da es überdem, besonders iezt, da ich schreibe, durch keine be-

sondre Vorfälle, oder Unannehmlichkeiten bestochen ist. Ich habe fünf Monate in Florenz und andern Städten Italiens gelebt, ohne Freunde und Bekannte, aber mir war doch immer, wo ich unter den Menschen mich umtrieb, als seien sie meines Geschlechts, und so ging ich mit ihnen ganz fröhlich und lustig fort. Aber hier wandelte mich so eine starre Kälte, so eine zermalmende Pein des zerknirschten menschlichen Gefühls, so ein Abscheu gleichsam des ganzen menschlichen Geschlechts an, daß ich mich rühmen muß, es nicht beschreiben zu können, so widerlich wirkten die Gesichter auf mich, und so eiskalt bebte mein armes Herz unter Tausenden zurück. Wenn ich nicht fürchtete, ungerecht zu seyn, so mögte ich sagen, nie habe ich ein Völkchen gesehen, das so voll lächelnder kalter Tücke und schlauer Spitzbüberei stecke. Ich will aber lieber glauben, mir sei was unerklärliches Menschliches begegnet, weil jenes wirklich entsetzlich ist. Wenn man aber die niedere Klasse nimmt, die ganze bis zum Wohlstande aufsteigende, so sage ich es kühnlich von dieser, daß man unter hundert Gesichtern kaum fünf findet, mit welchen man sich in der Einsamkeit ruhig schlafen legen könnte, so eine schurkische Feigheit und ein lächelnder Eigennutz hat alle ihre Züge gebrandmarkt. Was jenseits liegt, ist mehr gebildet und vermischt, aber der Fuchs ist auch mit seinem abgeschnittenen Schwanze noch kennbar genug. Daß etwas Wahres in diesem dunkeln Gefühl meines menschlichen Unmuths lag und liegen muß, dafür spricht der allgemeine Ruf, der die Genueser thätig und verschmitzt im Handel und Gewerbe, aber zugleich hinterrückisch und treulos macht, und sie den Sarden und Korsen an die Seite setzt, welche, wie die meisten Insulaner, im bösen Geruche stehen, und wegen ihrer Tücke berüchtigt sind. Die Genueser heißen auch bei vielen gli Ebrei italiani, oder die italiänischen Juden. Auch bei den Alten waren sie nicht weniger im bösen Andenken, wenn Virgil nicht etwa den alten Haß der Römer gegen

die Ligurier nachbetet. Er nennt den Ligurier mit dürren Worten in seiner Aeneide adsuetum malo und lubricum, zu Ränken gewöhnt und schlüpfrig, Beinamen, die sehr gut auch jetzt noch passen, wenn sie vormals paßten. Mir fiel wirklich ein Stein vom Busen, als ich den letzten genuesischen Staub von den Füßen schüttelte und mich unter den Franzosen befand, die politisch für mich eben so fremde Menschen sind, als jene, aber nicht moralisch. Warum bin ich hier in Nizza wieder wie zu Hause? Ach wahrlich nicht, daß ich hier Freunde und Gönner gefunden, oder gesucht hätte, sondern bloß, weil diese mehr Menschen meines Gemüthes scheinen. Ich lebe hier in einer Art Exil allein unter Fremden, wie die Tage, die ich dort zubrachte; gehöre allen und keinem an, suche mein kleines Vergnügen und zahle meine Zeche, wie dort; aber es giebt gar viele Dinge, die man weder bezahlen kann noch mag.

Uebrigens haben sie eine angenehme Lebhaftigkeit und Geschmeidigkeit im Aeußern und nähern sich hierin sehr den Franzosen, besonders jetzt, wo alles so sehr nach französischem Zuschnitt eingerichtet und gemodelt wird. Man sieht es vielen an, daß sie gern französisch seyn und scheinen mögten. Aber wenn der Franzose fast immer gewiß ist, nicht nur sich selbst, sondern auch den meisten Fremden zu gefallen, so kann man es von dem Genueser nicht sagen. Es sitzt ihm etwas an, was den Beifall zurückhält und ihm fehlt die Humanität und Bravheit des Franzosen, wobei dieser selbst ungestraft zuweilen ein wenig brüske seyn kann. Wenn der jetzige Franzose weniger Komplimente macht, so gefällt das natürlich jedem, dem diese Zierrathen des Umgangs nur eben so viele Hinderungen ächter Geselligkeit scheinen; aber damit kann Artigkeit und Feinheit sehr wohl bestehen, ja wahrlich besser so, weil sie sich gleich zeigt, wenn sie anders zu haben ist. Man sieht es hier allen an, daß sie sich in ihren neuen Zustand nicht zu finden wissen, weil sie ihn so stark fühlen. Was ich

wirklich besitze, dessen bin ich mir kaum bewußt; nur was leicht an mir klebt, oder angeklebt ist, springt immer hervor und hat das Jucken, sich immer bemerkbar zu machen. Man trägt hier die Freiheit noch stark im Schritt und in der Gebehrde zur Schau und mögte gern durch Nachäffung der Franzosen bis auf die geringste Kleinigkeit so scheinen, wie sie; aber leider ist man es am Gemüthe nicht und ich weiß nicht, ob Menschen dieses Schlages der edlen Freiheit im schönen Sinn je fähig sind. Indessen waren die Griechen nicht im Karakter sehr genuesisch? sagte man etwa mit Unrecht griechische Treue bei den Alten? und doch kämpften sie löwenmüthig, wann man ihr Palladium angriff. Dieses schreckliche und gewaltige Auftreten und Einherstolziren des souveränen Volks wird dem Fremden beschwerlich, um so beschwerlicher, weil er nicht wirklich große Thaten und edle Menschen darunter verborgen sieht. Man begegnet ihm hier mit einer Kälte, gafft ihn wie einen ausländischen Vogel mit einer schönen Impertinenz an, zieht über seinen Leichnam einige republikanische Achselzuckungen mit einer Wichtigkeit und einem Ernst, die freier Menschen unwürdig sind, besonders hier, wo die Regierung für gut befunden hat, die Dolche und Taschenmesser wieder zu erlauben, die unter der alten Regierung zwar verboten, aber nicht aus dem Gebrauch waren. Man sagt, daß sie ein Verbot des feigen Argwohns der Tyrannen gewesen, freien Menschen könne man Waffen anvertrauen. Und doch werden in dieser freien Stadt noch monatlich einige Unglückliche im Finstern geschlachtet.

Es ist in allem nur zu sichtbar, daß der Geist des Volks nicht der feste und schöne Geist der Freiheit, sondern der des Aufruhrs und der Gährung ist, wie der Bienen, wenn einer ihren Stock eingestoßen hat und sie wild und zornig umhersummen, noch nicht wissend, wohin die Königin führen werde. Manche Bienenschwärme fliegen auch von einem Baum zum andern und von einem

Stocke in den andern, ohne je die Zellen mit Honig zu füllen. Dieser Geist der Gährung und der Freiheitswuth war nun freilich durch einen ganz neuen Vorfall aufgeregt, dessen ich schon bei Lerici erwähnt habe, und von dem ich einige Worte sagen muß, weil er für die Republik allerdings neu und wichtig genug ist, und weil er vor meine Augen gleichsam ganz Genua ausgoß. Einer ihrer Freiheitshelden und Demagogen war der Bürger Biagini. Schon längst gehörte er zu den ersten und geistvollsten Köpfen im Staate und hatte sich nicht bloß durch große Talente, sondern durch seinen Feuereifer für gekränkte Rechte einzelner Mitbürger schon in einer frühern Periode ausgezeichnet, und deswegen unter dem Aristokratismus lange Monate im Kerker seufzen müssen. Ja er hätte es vielleicht mit dem Kopf bezahlt, wenn man nicht auch hier behutsam und furchtsam geworden wäre, der Blitz, der anderswo eingeschlagen hatte, könne auch hier zünden, und also die Zügel des Regiments mit schlaffer Hand regiert hätte. Die Mittelwege stürzen am Ende alle alte Regierungen. In solchen Zeiten muß man entweder ganz gerecht seyn, oder mit Cäsar in jeder Beziehung sagen: soll man Unrecht thun, so sei es um die Herrschaft, εἰ δ' ἀδικεῖν δεῖ, τυραννίδος πέρι. Er verdiente Buonapartes Freundschaft und war unter seinen Schreibern, und da reifte er den Plan der neuen Revolution und war einer der vornehmsten Beförderer der Demokratisirung, und stand bei der Abfassung der Konstitution und der Gesetzgebung oben an, wenn er sich gleich nie vordrängte. Doch kannte das Volk ihn und wußte, was es in ihm besaß. Er war seit dem Anfang der großen Umwälzung sein Abgott und verdiente es zu seyn, wie die guten und Braven im Volk versichern. Die ersten Stellen wurden ihm angetragen, er schlug sie gewöhnlich aus, um desto freier von aller Gemeinschaft mit andern und ungebundener in seinem Urtheile zu seyn. Sein ziemlich ansehnliches Vermögen verwandte er zum

Besten der Freiheit und alle seine Talente waren einzig für diese thätig. Ohne dazu bestellt zu seyn, machte er gleichsam den Censor und suchte durch Schriften und Rathschläge allen den republikanischen Geist zu geben (wie man hier sich ausdrückt,) und alles Unkraut auszugäten und auf alle Uebel und Misbräuche aufmerksam zu machen, welche diese unterdrücken konnten. So war er die Stimme der Wahrheit und die Geißel des Verbrechens, welchem er unbarmherzig vor allem Volke die Larve abzog, ein Posten, der natürlich allenthalben mehr Feinde, als Freunde, macht. Sein Hauptkampfsplatz war der Monitore ligure, eine Volksschrift, worin er seine Ideen und Aussprüche niederlegte. Wegen dieser hatte er mit dem Volksrepräsentanten Queirolo kleine Händel gehabt, weil der eine gewisse Denunciation von ihm noch nicht hatte einrücken lassen; doch hatten sie sich mit den Worten Biaginis getrennt: se non questa, un altra volta. Den folgenden Tag trafen sie sich auf dem Kaffenationale, einem republikanischen Kaffehause am Lorenzplatze, und Queirolo hat mit einem der Anwesenden Streit und zieht das Pugnale (Dolch) auf ihn. Biagini macht sich zwischen sie und stellt Queirolo vor, wie ungeziemend einem Volksrepräsentanten dies Verfahren sei; für diesen Rath stößt ihm jener den Dolch bis ans Heft in die Gedärme. Kaum ist es bekannt; so ist alles unter den Waffen, alle Thore und Läden werden geschlossen, in allen Gassen ist Geschrei und Aufruf der Patrioten, als sei nichts weniger im Werke, als eine Gegenrevolution, und kaum kann das wüthende Volk zurückgehalten werden, seinen Muth sogleich in Queirolos Blut zu kühlen und einige andre mit abzuschlachten, die es für schlechte Patrioten hält. Mit Mühe hält der Polizeiminister die blinde Wuth zurück, sich nicht an den Exnobili und Reichen zu vergreifen. Der Tod hält über die beiden Männer ein schnelles Gericht. Biagini stirbt 15 Stunden

nach dem Dolch und Queirolo wird durch eine wirksame Fusilade zu den Schatten geschickt.

Es ist freilich schwer, in Revolutionszeiten Recht und Unrecht zu sondern, wo die zarte Stimme der Wahrheit so leicht durch das Geschrei der Menge übertäubt wird; denn Gunst und Entscheidung des Volks ist das Unsicherste von allem; das hat die Geschichte durch alle Säkuln und in dem letzten Decennium dieses laufenden mehr als je bestätigt. Indessen mogten die vorhergehenden Dinge seyn, wie sie wollten, Queirolo war ein Mörder und hatte den Tod verdient, wenn jener Bürger, den er zum Opfer seines Eisens ersehen hatte, auch nicht der Liebling des Volks war. Seine Verurtheilung ging übrigens formlos und tumultuarisch. Die Richter fanden den Fall außerordentlich und dekretirten, es sei dringende Nothwendigkeit, urgenza, da. So ging es durch alle Instanzen mit den Dekreten der Urgenza, die an allen Ecken zu lesen waren; und vermittelst dieser Dekretirung der urgenza nahm man in 24 Stunden einen Volksrepräsentanten aus der gewöhnlichen Form des Gesetzes und des Lebens, um ihn vielleicht die Revolutionen auf andern Sternen desto früher mit ansehen zu lassen. Doch mogte das Dekret der urgenza in dem Willen des Volks seinen Grund haben, der nur zu leicht hätte in Empörung übergehen können. Jetzt — es waren etwa acht Tage nach dem Morde — bereitete sich alles vor, um den Leichenpomp des Biagini so herrlich, als möglich, zu machen. Mehrere patriotische Bürger und Bürgerinnen sammelten die Beiträge zu Verzierungen seines Triumphzuges ein; ganze Gesellschaften vereinigten sich, um einzelne Theile desselben recht glänzend zu machen, und man bot alles auf, was genueser Kunst und Geschmack vermag, um das Gedächtniß des Patrioten unsterblich zu machen. Es war ein schöner Tag, als diese Feier begangen ward, eine so herrliche Feier, als sie der Manen eines Edeln würdig ist, dessen großer Schatten zur Unterwelt

hinabgegangen ist. Fünftausend Jünglinge, die Ausgewählten aus den Nationalgarden, mit wehenden Fahnen und Trauermusik führten den Zug, fünfhundert Franzosen mit dem Generalstabe und den Gewalten folgten zunächst dem Sarkophage, der mit den Insignien der Freiheit geschmückt im Triumphe durch die Stadt getragen ward. Alles hielt endlich auf dem Freiheitsplatze still. Die Neue Straße war von oben bis unten gedrängt voll Menschen, die Häuser hingen bis an die Schornsteine voll und alle Mauren trugen Reiter. Als man still gehalten hatte, war eine Pause mit lieblicher Trauermelodie. Dann rief eine ernste Stimme: „Wer nicht gern am Grabe des Guten ist, der gehe heim; was heute geschieht, das wird das Volk nicht strafen.“ Das beste Wort von allen, die ich aus den Reden und patriotischen Hymnen vernahm. Die Augen vieler Bürger, welche weinten, waren die beste Lobrede, die man dem Erblaßten halten konnte. Selbst von den Exnobili waren viele mit bei dem Feste und dem Hohn des Pöbels ausgesetzt. Ihre Frauen und Töchter zeigten sich über den Balkons in der Neuen Straße, mit Trauerkleidern angethan und zum Theil Schnupftüchern vor den Augen und warfen Blumen herab. Die Nothwendigkeit ist strenge, aber es ist hart, sich so weit zwingen zu lassen. Wie viele von diesen adlichen Thränen konnten wohl aufrichtig seyn? Es ist schlimm, wenn man weinen muß. Unter den letzten Triumvirn Roms vor der Monarchie war es ein Todesverbrechen, gemordete Söhne und Brüder beweint zu haben. Von den Reden und Gesängen vernahm man nichts, wo das Volk nicht mit einem Viva la libertà! la morte a' tiranni! darein fiel. Für mich war es ein ernsthafter Tag, aber zugleich ein willkommner, weil er mir von der Stimmung im Volke manches zeigte und zugleich fast die ganze Stadt und selbst die Frauen ans Licht trieb, weil es besonders für die cidevants ein Hochverrath gewesen wäre, nicht in der Stadt zu seyn, oder in

die Stadt zu kommen zu diesem Feste. Ich habe in meinem Leben nicht so viele schöne Weiber gesehen, als in den Fenstern und auf den Balkons der Strada nuova, und um desto mehr wünsche ich, daß das donne senza vergogna im Sprüchworte falsch sei. Der Abend schloß den Trauerzug und die französischen Schauspieler gaben Charles neuf von Chenier, dem sie aber nicht gewachsen waren, wie denn das Stück überall nur durch große Künstler stehen kann; indessen fand man wegen der Deuteleien der Zuschauer genug Stoff zum applaudiren.

Dieser Vorfall hat nun vielleicht den Republikanism ein wenig stürmischer gemacht, als er gewöhnlich ist; aber daß er kein stiller und fester ist, das sieht man aus allem nur zu deutlich. Er trotzt nicht bloß in der Miene, poltert nicht bloß in Schritten und Worten, sondern jede Straßenecke, ja jede geschriebene und gedruckte Zeile spricht ihn drohend und konvulsivisch aus. So denke ich mir den athenischen Pöbel oder den irgend einer andern Griechenstadt, wenn er Feuer gefaßt hatte. Man rennt und trommelt und marschirt den ganzen Tag durch die Gassen, Gesänge und Hymnen auf die Freiheit und auf die Lüderlichkeit schallen bis spät in die Nacht und stören dem Alter und den Aristokraten die süße Ruhe, und die Hurra! und Vivo! der Freiheit und die Laternenpfahlungswünsche und Flüche der Tyrannen und Aristokraten wirbeln zu den Trommeln durch die Lüfte, oder machen das Chor zu den Hymnen, die einige Kehlen anstimmen. Die Sache ist nicht kindisch und lächerlich, aber sie wird es, wenn man die Wiedergebornen sieht, die Gassenbuben und das Lumpengesindel, das sie verherrlichen will, dieses Gezücht, das gern alle Tage laternisiren und septembrisiren mögte. In den Worten eines von ihnen fand ich den Willen des popolo sovrano sehr gut ausgedrückt. Ich fragte ihn, ob von den alten Reichen und Exnobili viele emigrirt seien? „Ja genug, war seine Antwort, aber es steckt noch die Menge

hier, und wenn man ihnen gleich die Fettfedern (penne maestre) etwas ausgezogen hat, so sind sie doch noch immer die Cavalieri, die uns zum Hohn und zu ewiger Schande (eterna vergogna) durch die Gassen kutschiren und reiten, daß wir die Augen vor Staub und Aerger nicht aufthun mögen; sie kann die Revolution nicht ganz arm machen, aber uns macht sie nicht reich." Dies Interesse treibt leider Viele. Was soll man von einer Freiheit sagen, die auf solche Gesinnungen gegründet ist?

Aber selbst die Stimme der Gewalthaber ist die des Sturms, und man sehnt sich vergebens nach Mäßigung. Alle Dekrete, wenn sie diese auch verrathen und das Volk dahin führen wollen, vernichten diese Absicht doch sogleich, durch den Ungestüm ihres Tons. Besonders ist es, wie man jetzt gegen die Könige und Tyrannen schreit, welche in dem Munde eines freien Liguriers gleichbedeutend sind, und nie hat vielleicht das kleine Volk in Athen gegen Philipp von Macedonien und die Perser impertinenter geflucht und gestürmt und ihres Sturzes sich unmenschlicher gefreut, als man hier auf die Franze und Paule schimpft und sie im republikanischen Enthusiasmus im ersten Anlauf wie Fliegen zusammenknipset. Che vuole questo Austriaco? rief einer auf einem Kaffe, oibo! una mosca! Für euch Genueser doch wahrlich keine Fliege. Gegen die flüchtigen Tyrannen geht es nun vollends laut her und man tanzt und singt sie auf allen Gassen und Plätzen ab, wovon ich unten einige Worte sagen werde. Man sah an mehrern Plätzen und Thoren Affichen, worin die Verauktionirung der Möbeln und Kostbarkeiten der Schlösser des Exkönigs von Sardinien angesagt und er unter mehrern saubern Titeln nie anders, als der ultimo tiranno di Turino genannt wird. Eine kleine Merkwürdigkeit dabei ist, daß der französische Kommissär im Namen der großen Nation die Gelder einstreichen will, die nach der Entsagung des Königs und nach der Erklärung der französischen Regierung

bei seiner Vertreibung doch eigentlich bloß der Nation angehören. Aber die Franzosen sind von jeher gute Financiers gewesen und wissen die Dinge und Begriffe fein zu vermischen und machen nicht viele Umstände mit dem souveränen Volk, wenn es auf Gelder ankommt, damit es nicht vergesse, wem es seine Sovranità verdanke.

Das Volk sieht man auf den Plätzen und um die Popinen, die Freiheitsbäume und Absinger und Ausschreier allerlei Schnurrigkeiten versammelt; um die mittlern Bürger, oder die eigentlichen ächten Republikaner zu sehen, muß man die Kaffehäuser und Theater besuchen und sehen, wie es da hergeht. Die ersten Kaffehäuser sind in der Nähe des Doms, der etwa in der Mitte der Stadt liegt. Da kann man sie bis zum Ueberdruß mit ihrer Freiheit prunken und prahlen, ihre Federbüsche schütteln und ihre Säbel klirren hören. In diesen äußern Zierrathen der Erneuerung thut es vielleicht kein Volk, oder Völkchen den Genuesern gleich, und nicht bloß die Alten und Erwachsenen tragen sie zur Schau, sondern jedes Knäblein, das noch in die Hosen pißt, hat seine Mütze mit einer mächtigen Kokarde, seinen Säbel und seine zweifarbigen Bänder, wo nur Bänder anzubringen sind, so daß das edelste von den irdischen Gütern des Menschen zu einem bloßen Puppen- und Kinderspiel herabgewürdigt ist.

Uebrigens ist hier alles französirt, nur nicht das Gemüth. Es ist doch ein himmelweiter Unterschied in dem ganzen Zuschnitt der beiden Nationen, und man mögte den Franzosen selbst das Ausrupfen und Plündern der Italiäner ein wenig verzeihen, wenn sie ihnen etwas von ihrem Karakter und ihrer Offenheit geben könnten, aber ich zweifle an Wundern. Dieser französirende Ton offenbart sich besonders bei den Nationalgarden. Nicht nur Exercitz und Kommando, sondern der Schnitt der Kleider, der Stutz der Hüte und Büsche und das Tragen und Anschnallen der Stiefeln und Säbel, alles ist auf französischem Fuß.

Ich sah mit innigem Vergnügen bei dem Leichenfeste Biaginis unter den 5000 Mann der Nationalgarden die vielen schönen Menschen und die militärische und kriegerische Miene derselben; so wie ich die Fertigkeit und Behendigkeit ihrer Manöver und Bewegungen und die republikanische Stattlichkeit bewunderte, welche die meisten auf ihre Montur und Equipirung verwandt hatten. Aber in diesem Augenblick selbst hörte ich einen französischen Officier zum andern sagen: comme ces bougres font les paons! ftr . . . . avec trois cent de nos gens je les chasserai jusqu'au bout du monde! So lieben sich die Völker und so urtheilen sie von einander.

Dieser ihrer Freunde und Beschützer, der Franzosen, mogten während meiner Anwesenheit wohl 2000 in der Stadt stehen; mehrere waren in die Stadt und Festung Savona und in die kleineren Plätze des Ligurischen vertheilt. Bei allem Schein der Freundschaft und Brüderschaft traut man sich doch nicht recht und alles ist gespannt, weil die Franzosen zu sehr die Herren machen. Sie haben daher auch die Forts und Hauptkastelle in der Stadt besetzt, die selbst für eine Armee wegen ihrer Engheit und ihrer Tiefen und Klüfte ein böses Nest ist. Man weiß, wie die Genueser im Jahr 1746 die Oestreicher leichter hinausjagten, als sie herein gekommen waren. Die meisten Franzosen liegen auf dem hohen Spital Albergo, welches beinahe die ganze Stadt beherrscht; da haben sie ihr Hauptquartier. Es sind schöne Truppen und sie werden königlich besoldet, doch schimpfen sie auf die Genueser, besonders die Gemeinen; die Officiere hingegen wissen sich schon mit den schönen Genueserinnen und durch sie auch mit den Genuesern in Eintracht zu erhalten. Ganz anders, als die Franzosen und die Nationalgarden, sieht das stehende Militär der Genueser aus. Sie sind rupfige und lumpige Grünröcke, meist ohne heile Kleider und Schuhe; aber sie gehen auch ohne den Geist und die Ehre des

Franzosen einher und mit dem finstern und tückischen Sklavenblick, den man bei dem hiesigen Pöbel kennt, auch wenn er lächelt und schmeichelt. Die Franzosen verachten und hassen sie als feiges Gesindel, das nur im Finstern tapfer ist, ein Urtheil, das sie nicht allein von den Genuesern fällen. Aber die Klagen der Genueser sind nicht minder triftig über die Franzosen, und es giebt mehr als einen, der es freilich nicht öffentlich sagen darf, aber doch andeutet, daß die Franzosen nicht gekommen sind, um sie frei zu machen, sondern die reichen Nobili auszustreifen und eine Million Lire nach der andern von der Bank aufzuleihen. Man zuckt die Achseln bei diesen Anleihen und den vielen Soldaten, die man füttern muß, und manche Patrioten sehen immer nur eine trübe Zukunft. Genua ist keine Stadt, die plötzlich wieder reich wird, wenn sie einmal ausgesogen ist. Man beschuldigt hier besonders den französischen Konsul Belleville, der auch in Livorno, wo er vorher stand, kein liebes Andenken hinterlassen hat, daß er despotisch und strenge verfahre und das ligurische Direktorium ohne Achtung und Würde behandle. Es ist kein gleicher Bund mit dem Stärkern möglich. Belleville muß schon ausführen, was beschlossen ist, obgleich sein rauher und barscher Karakter selbst von den hiesigen Franzosen gehaßt ist. Aber selbst bei allen diesen Geschichten sieht man noch das blühende Genua, das es vormals freilich mehr war.

Obgleich die Franzosen immer neue Forderungen machen, und Anleihen eintreiben, obgleich die Geldbußen, die sie über die cidevants verhängen, zugleich über das ganze genuesische Volk verhängt werden; obgleich die Schiffahrt und der Handel fast vernichtet ist, und manches Gewerbe durch die Zeitumstände liegt, so sieht man doch fast durch alle Klassen Wohlstand und selbst Pracht und Reichthum, und in der Stadt selbst jenes Gewühl und jenes Bienenschwärmen der Menschen, die ein Beweis von Thätigkeit

und Industrie sind, und daß die alte Regierung nicht so abscheulich und verderblich gewesen ist, als sie die Schreier gern machen mögten. In dieser Rücksicht ist der Genueser von jeher berühmt gewesen, und als ein kluges und gewandtes Volk sind sie für den Handel und die Manufakturen wie geboren, und was zuerst die Noth lehrte, hat die Gewohnheit nachher gleichsam schon bei der Geburt mitgegeben. Ihr Land giebt ihnen wenig, und sie waren also frühe gezwungen, durch Erfindung und Thätigkeit, durch Schiffahrt und Industrie das zu suchen, was die Natur ihnen karg versagte. Auch jetzt sind die Genueser Schiffer, Kaufleute und Fabrikanten allenthalben zerstreut und vorzüglich haben sie in den besten Städten Spaniens von Barcellona bis Cadix ihr Wesen, wo neben den Teutschen viele der ersten Häuser Genueser sind; und von wo manche gegen das Ende ihrer Tage ins Vaterland zurückkehren mit dem Fett des Landes, das sie den dummen und faulen Spaniern abgesogen haben, und andre an ihrer Stelle schicken, um es eben so zu machen. Auch im südlichen Frankreich waren sonst viele ansäßig, welche aber im Anfange der französischen Revolution meistens haben räumen müssen. So sind selbst von Nizza, wo ich dieses schreibe, viele abgegangen, nach dem Gesetze, welches alle reisen hieß, die nicht 10 bis 15 Jahre ansässig gewesen waren. Eben so findet man sie häufig in den besten Plätzen Italiens, wo sie zu den unternehmendsten und gewandtesten Kaufleuten gehören. Denn ein unternehmenderes und muthigeres Volk sind die Genueser sicher, als die meisten andern Italiäner, was auch die Franzosen sagen mögen. Das haben sie durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Epoche bewiesen.

Der Ton des Mittelstandes wird hier als ein ziemlich freier gerühmt; menschlich gesellig ist er nicht, d. h. gastlich. Sonst weiß man klug und fein mit den Leuten umzugehen, und der Genueser stellt sich von außen auf den

ersten Augenblick und die erste Bekanntschaft immer vortheilhaft dar und sieht im Gespräche einem freien Mann ähnlich. Von der Schönheit und Wohlgestalt der Menschen habe ich vorher schon einiges gesagt. Diese ist nun vorzüglich auch den Weibern zu Theil geworden, deren Reize durch ganz Italien berühmt sind; doch sagen die Italiäner, sie haben etwas Bittres und Herbes. Die Vornehmern waren sonst die Sklavinnen des Cicisbeats, welches hier mehr herrschte, als irgendwo. Das war indessen in neuern Zeiten sehr gesunken und die Franzosen werden schon das Ihrige thun, diese abgeschmackte Mode ganz aus der Welt zu schaffen. Da die Großen gestürzt sind, so findet auch das wohl nach und nach sein Grab. Indessen hat das schöne Geschlecht trotz dem Cicisbeat und der Eifersucht der Männer immer seine Rechte geltend zu machen gewußt, und sollte dieses verschlagendste Geschlecht es in Genua nicht doppelt seyn? Sonst ging es mehr durch Ränke und Intriguen, jetzt hat auch das Weib mehr Freiheit erhalten, und läßt sich gewisse Worte nicht umsonst gesagt seyn. Auch der herrschende Umgang mit den Franzosen hilft hier viel, besonders da es Ton scheint, französische Sitten zu haben. Aber bei allen Reizen sind die Genueserinnen keine Venezianerinnen. Ich habe auf wenigen Gesichtern die stille Ruhe, die seelenvollen Augen unter den ernsten Stirnen gesehen, die mich dort bei einigen entzückten. Auch das Weib ist hier ein brennendes Feuer, das immer unstät hin und her lodert, und wehe dem, der in solche Flammen fällt! Man klagt allgemein, daß die Sitten immer mehr ins Wilde gehen und selbst die äußere Zucht verfällt; aber wo ist die Klage nicht zu unsern Zeiten? besonders in einer Stadt, wo alles sehr nach aristokratischer Decenz ging und selbst der Mittelstand sich darnach bildete!

Soviel kann ich aus Erfahrung sagen, die auf allen Gassen ausstand, daß die Weiber, die mit ihrem Leibe ein Gewerbe treiben, durch die Revolution vollends losgelassen

sind, obgleich auch die alte Regierung solchen nothwendigen Uebeln, zumal in einer großen Seestadt, immer durch die Finger gesehen hat, wenn sie nur einigermaßen das Incognito hielten, das ihnen gebührt. Von jeher waren die Genueser Huren nächst Neapel am schlimmsten in Italien berüchtigt, und die ganze Lage der Stadt, wo so viele Schlupfwinkel sind, wohin weder Sonne noch Mond scheint, und wohin bethörte Jünglinge sich verlocken ließen, begünstigte gräßliche Thaten der Finsterniß, vorzüglich gegen Fremde, die glücklich waren, wenn sie mit dem Leben davon kamen, und rein ausgeplündert durch den unwegsamen und spurlosen Pfad wieder zurückgeführt wurden. Diese Höhlen der Lüderlichkeit waren auch häufig mit Spielern vergesellschaftet, welche die Einleitung machten und Welt anzogen, die nachher, von Wein und Lust berauscht, schwer büßen mußten, was kurzes Vergnügen gewährte. Es giebt hier allerdings noch genug solche Löcher der Schande, und mehr, als Ein Erschlagener, den man von Zeit zu Zeit in den engen Gassen findet, ward vielleicht aus den Armen der Lust in die des Todes geworfen. Doch behauptet man, daß dieses Gezücht mit der größern Oeffentlichkeit unschädlich geworden sey, und diese Oeffentlichkeit ist wirklich erstaunlich. So trat sie selbst in Paris nicht einher. Indessen ist es sehr einfältig von ihnen, daß sie ihre Reize den Strahlen der Sonne aussetzen, vorzüglich wenn sie nicht viele haben. Ich wüßte nicht, wie so eine Kreatur am Tageslichte gefährlich werden könnte; von der Dämmerung und der Nacht begreife ich es. Recht sagt der Italiäner: Ne femmina, ne tela a lume di candela, d. h.: Weder ein Weib, noch ein Tuch soll man am Tageslichte besehen. Sie leben zum Theil mit einer Glucke, doch jetzt mehr auf ihre eigne Hand in der Levante der Stadt und in den engen Gassen unter der Tiefe der Kirche Maria Carignano. Da stehen sie am hellsten Mittage in den Thüren und Gassen aus und an den

Kreuzwegen der Straßen, wo der größte Durchgang ist, fein aufgeputzt und verziert; und diese, die so ans Licht treten, sind wahrlich nicht die häßlichen und garstigen, sondern manche allerliebst, wenn es ein Weib seyn könnte, das so sehr aller Weiblichkeit vergißt. Mich führte der Zufall mehrere Male in eine Gasse, die vielleicht von ihnen den Namen strada fertile erhalten hat, und es kostete wirklich Mühe, fortzukommen, denn nicht bloß mit einem vuol venire? venga amabile cittadino! halten sie einen fest, sondern fassen Rock und Hände, und, wenn sie können, auch wohl was anderes, damit man sich eine brüderliche und bürgerliche Umhalsung geben lasse. Man ist immer in Verlegenheit, wie man es mit Artigkeit ablehnen soll; sie zu entrüsten und zu beleidigen, ist gefährlich; denn gewöhnlich liegt der eine und andre Helfershelfer im Hintergrunde, und man weiß, was sich durch Kunst aus so einem Zanke machen läßt. Der Mann ist bang und blöde, wenn das Weib dreist ist.

Das pugnale, oder der Dolch, fodert hier noch immer seine Opfer, wenn sie gleich nicht immer Biaginis sind, und von Zeit zu Zeit sieht der Morgen Leichen auf den Gassen, fremde und einheimische, von denen niemand weiß, wie sie dahin gekommen sind. Man hat dieses scheußliche Mordinstrument sogar wieder erlaubt, obgleich auch das Verbieten nichts hilft. Manche dieser Erschlagenen sind vielleicht unter Hurer und Spieler gefallen, andre fallen durch Weiberränke, Liebeshändel und Rache feiger Feinde. Selbst die Bauern und Bergbewohner sind ja als Spitzbuben und Banditen gefürchtet, die um einige Dukaten einen Menschen wie einen Hund todtschlagen. Mir fällt hiebei das Wort meines Postwirthes zu Lerici ein. Denn als er den Freiheitssinn des genuesischen Volks und seine Entrüstung über Aristokratism und Anarchie loben wollte, sagte er die merkwürdigen Worte, die er vielleicht nur halb verstand: et croyez moi, citoyen, le peuple genevois est sanguinaire.

Von dem genueser Pöbel habe ich schon beiläufig einige Winke fallen lassen. Er ist das wahrste Bild eines Pöbels, das man denken kann. Unruhe und Ungestüm, Frechheit und Uebermuth offenbaren sich in allen seinen Bewegungen, so er nicht etwas bittet, oder Gelegenheit sieht zum Betrügen und Gaunern. Fürchterlichere Gassenbuben und Dirnen kann es nicht geben, als die Genueser seyn müssen, wenn sie in Gährung gebracht werden. Wenn sie hinter einer Trommel lärmend und tosend durch die Gassen rasen, oder, um einen Volksredner und Volkssänger versammelt, sich allem Muthwillen überlassen, so mögte einem bange werden, wenn man sich die Möglichkeit denkt, daß dieser Haufe über einen stürzen könne. Das ist nichts als Quecksilber und Flamme. Alle Gesichter selbst der Buben haben schon Karakter. Was könnte ein so thatenkräftiges und fähiges Volk werden, wenn man das Unkraut vertilgen könnte? Jetzt ist dieser Pöbel nun noch ein weit schlimmeres und trotzigeres Ding, als vormals, da er eine gewisse Wichtigkeit fühlt und es nur zu gut weiß, was die beiden Wörtchen popolo sovrano bedeuten. Der Anblick solcher Menschen ist ärger, als reißender Thiere, weil der Ausdruck ihrer Züge und Gebehrden wirklich etwas Schreckliches ist für ein Wesen, welches sich ihnen zuzählen muß. Solche Spitzbüberei, solche Gier und Feigheit mögte ich nicht alle Tage in Gesichtern lesen; ich glaube, man könnte leicht etwas davon auch in das seinige hineinsehen. Die Unverschämtheit und Stirnfestigkeit dieser Menschen übersteigt alles und der Fremde, der unter sie fällt, verliert endlich den Muth und wirft ihnen das Gold mit einem teuflischen Gefühl in den Rachen und hört sie ihm nachschimpfen. Hier giebt es die ächten Seitenstücke zu den Lazaroni in Neapel, und man sieht sie am Hafen und an den Thoren und Mauren sich Stundenlang sonnen, und unter dem oft hemdlosen Gewande die Läuse und Flöhe jagen, oder sich einander bei dieser Jagd die Hände

reichen. Wenn so ein Thier ein Stück Brod und einen Trunk Wein hat, oder einiges Kraut an Zwiebeln und Knoblauch nebst einigen Früchten, so hat er in diesem milden Klima genug, wo Arbeit und Lust nicht abzehren, und legt sich laurend auf den Raub hin, bis Zufall und Noth ihm wieder etwas in die Klauen jagen.

Aber ein schlimmes Zeichen für die Menschen der ganzen Küste ist es, daß selbst der fleißige Bauer und Gärtner und Weber, der in den Bergen lebt, ein Spitzbube ist, so daß alles lieber dem unsichern Meere sich anvertrauet, als hier sich den Dolchen und Flinten der Buschmänner auszusetzen. Sonst ist der Landmann ein rüstiger und wackerer Schlag, und meistens schön gebildet; aber man sieht fast nichts mehr von der toskanischen Froherzigkeit und Treue, noch von der lombardischen Ehrlichkeit und Steifheit, die man bei dem Landmann findet. Sollte der Boden, der so tückisch ist und sich soviel plagen läßt, ehe er etwas giebt, die Menschen auch tückisch machen? Wer nicht Seidenbau und Seidenweberei treibt, hackt den Oelbaum und Weinstock und die wenigen Felder, die Getraide tragen, und stellt den Fischen im Meer mit Eisen und Netzen nach. Er und seine Geräthe tragen den Karakter der unwirthlichen und freudenlosen Berge, wo nur einzelne liebliche Buchten und hesperische Gärten mit den grauen Felsenrippen und dem traurigen Oelbaum freundlich kontrastiren. Die Hacke des Liguriers, die völlig ein umgekehrter Spaten ist und diesen ersetzt, erinnert mich wieder an Virgils Vers, worin er den Ligurier einen hartseligen Menschen nennt. Sie ist längs der ganzen Küste und auch hier in Nizza, und Christus auf dem Gemählde, wo er der Magdalena als Gärtner erscheint, trägt dieses Produkt der Berge. Kühe sind äußerst wenige und Butter und Milch hat einen ungeheuren Preis. Auch Pferde sieht man wenig und die Mäuler und Esel müssen sie hier ersetzen, und zwar fast alles auf dem Rücken schleppen, weil wenige

Wege für Wagen zugänglich sind. Diese Thiere haben keinen gewöhnlichen Beschlag, sondern einen ganzen Eisenschuh, der drei, vier Zoll, wie die Spitze eines Schrittschuhs, empor steht, und worauf sie sehr sicher schreiten.

Genua ist einer der theuersten Plätze von Italien für den, der gut zu leben gewohnt ist, weil man die ersten Nahrungsmittel, Korn und Fleisch, von außen holen muß, und zwar gewöhnlich aus den Ebenen des reichen Piemonts, und weil auch der inländische Wein zu den sehr mittelmäßigen gehört und man also dem Franzosen seine abkaufen und wenigstens, wenn man sie am wohlfeilsten hat, die Fracht bezahlen muß. Eine mittelmäßige Mahlzeit hat der Fremde nicht leicht unter 20 bis 24 Groschen, und ein gutes Zimmer nicht unter 16, wenn er anders an einem lebendigen Platze logiren will. Dafür aber geht auch nichts über den Genueser Nachtisch, der mit allen Früchten und mit den schönsten Konfituren immer reichlich besetzt ist. In Nahrung und Getränk ist man dem übrigen Italien gleich, so wie in der Bereitung, doch macht man hier noch mehr Gebrauch von Früchten und Kraut. Schon im Venezianischen, in der Lombardei und Toskana sind Zwiebeln und Knoblauch und alle Arten Blätter weit mehr in Ansehen, als in Teutschland; aber es ist doch nichts gegen diese Küste, und man kann in dieser Hinsicht die Menschen hier und an den südlichen Küsten Frankreichs mit Recht Grasfresser nennen, und hat hier vielleicht die homerischen Lotophagen zu suchen. So sättigt sich das kleine Volk mit Kohl und allerlei Kraut, worauf ein wenig Oel gegossen wird und beißt ein Stück Brod dazu, welches es mit dünnem gewässerten Wein tränkt. Aber eine fürstliche Tafel halten sie, wenn sie die Zwiebeln und den Knoblauch in Salz tunken und so den köstlichen Saft ins Brod reiben können, und dafür verschmähen sie Wurst und Käse und Fleisch, wie ich selbst mit Erstaunen auf unserm Schiffe gesehen habe.

Sollte von diesem Krautessen, besonders vom Essen des starkriechenden Krautes, vielleicht eine Unlieblichkeit herrühren, die meinen Geruch in Italien oft so schmerzlich verwundet hat? oder braucht man diese Dinge vielleicht noch als Dämpfung und Gegenmittel gegen Uebel, die vielleicht dem Klima angehören? Warum soll man nicht auch Unlieblichkeiten aufrühren, wenn sie was Menschliches sind? Es muß einem auffallen, wenn man ein wenig in den Büchern der Alten geblättert hat, daß sie so häufig der stinkenden Achseln und Munde erwähnen. Auch die Neuern rügen ihre Gebrechen, aber man wird bei dem ausgelassensten Franzosen und Engländer nach solchem Schmutz vergebens suchen. Die Dichter haben nur zu häufig gemahlt, was sie häufig vor sich sahen. Diese Ziegenböcke und stinkender Athem sind hier in Italien etwas äußerst gewöhnliches, und darum hat wohl fast jeder Lump seine Schnupftabaksdose in der Tasche. Ich weiß, was ich im Theater und bei anderm Gedränge von solchen unangenehmen Natürlichkeiten oft ausgestanden habe. Im Norden sind das, Gottlob, seltene Uebel, aber man ist da überall reinlicher und wechselt fleißiger die Hemden, die der Pöbel zum Theil gar nicht, zum Theil nur halb trägt und sie oft eben so braun werden läßt, als seine Jacke.

Da das muntre ligurische Volk in jeder Bewegung und in jedem Gesichtszuge ein Spieler ist, so können auch die eigentlichen Spiele nicht fehlen. Obenan von diesen stehn gebührlich

Das Schauspiel. Dieses ist hier jetzt wie in den meisten großen Städten, die nahe an Frankreich sind und wo die Franzosen herrschen, zweifaltig, nemlich italiänisch und französisch, und die Franzosen behaupten natürlich auch da politisch den Vorrang. Sie hatten das eine der großen Theater jetzt inne, das Teatro al Falcone im schönen Pallast Durazzo. Die große italiänische Oper, die aber auch Komödien und Tragödien jetzt giebt, ist in dem zweiten

Schauspielhause, dem Teatro di Santo Agostino; noch ist ein kleines niedliches Theater nahe bei der Börse, welches nur il Teatrino heißt, und wo gleichfalls jetzt gespielt wird. Dieses Theater, welches die kleine komische Oper und die Farsen und kleine schalkhafte Komödien ex tempore hat, hat mir von allen den meisten Spaß gemacht. Der Ton war sehr zum geringen Völklein, man mögte sagen, zum Pöbel herabgestimmt, aber es herrschte ein herrlicher Muthwille; ein witziger Stentorello fehlte nie und konnte auf alle Dinge der Welt, selbst auf die Franzosen anspielen, ohne daß man ihn bei'm Kragen nimmt. Dieses Theater war auch immer gedrängt voll und selbst die französischen Officiere verschmähten dies niedrige und italiänische Spiel nicht, wie sie es nennen. Denn wie könnte dem decenten Franzosen so ein überfließender Muthwille gefallen? Hier bewunderte ich erst die Genueser Geschmeidigkeit und hier gefiel sie mir vor allem. So ein leichtes Spiel, solche sprudelnde Ausbrüche des Witzes und der frohen Laune, so viel Grazie selbst in Possen hatte ich noch in keiner Stadt Italiens gesehen. Diese Genueser Truppe des Teatrino haben selbst die niedlichen Spieler des italiänischen Opernhauses in Paris bei mir nicht verdrängen können. Dabei denke man sich den Lärm und freien Jubel der Menge, welche ächt englisch mit eintobte, das Gewimmel der Abentheurer und Glücksritter, welche den Franzosen folgen, das der glatten Dirnen, die hier ziemlich offenbar ihre Netze auslegen, endlich das revolutionäre und kriegerische Leben, das hier herrschte, beinahe wie in einer eroberten Stadt; und man begreift, warum ich mehr als einmal die Franzosen im Theater zum Falken verließ und mich hieher machte. — Das französische Theater zum Falken ist das Erste und jetzt das modischeste, obgleich es unstreitig das schlechteste ist. Alles was Officier heißt, oder Kaufmann und Kommissär dieser Nation, alles unter den Gebildeten, was die Sprache ein wenig inne hat, was re-

publikanisch und französisch scheinen und zu den Bessern gehören will, das geht hieher. Hieher kommen endlich die meisten Weiber und Jungfrauen, die sehen und gesehen werden wollen, finden die französischen Schauspieler göttlich, die Stücke vortrefflich, die Gesellschaft bezaubernd, weil sie es natürlich seyn müssen, da alles hingeht, sie zu bewundern. Und bei allem dem ziehen manche die Vorhänge in den Logen vor, um etwas andres zu thun; ja auch hier habe ich Tischlein mit Erfrischungen und Früchten und selbst einige Spielpartieen gesehen; denn in den meisten Logen brennen die Vornehmern Wachslichter, damit man sehen könne, was man treibt. Auch hier ist alles äußerst republikanisch. Man singt Stücke aus Freiheitsliedern, schreit à bas les Aristocrates et les tyrans! pocht und poltert auf gut Englisch, oder Genuesisch, und selbst die Franzosen können das Letzte nicht abschaffen, so anstößig es ihnen auch ist; in den Zwischenakten spielt man natürlich Freiheitshymnen und Märsche. Auch die alten Familien gehen häufig hieher, wohl nicht so sehr aus Neigung, als weil es das Ansehen guter Rupublikaner giebt. Sonst ist die Gesellschaft herzlich mittelmäßig und würde in Frankreich kaum zu Chalons, oder Sens ihr Glück machen. In der Komödie ging es noch leidlich; denn die äußern Sitten des Volks stellt jeder Franzose immer leidlich vor; aber die Tragödien waren zum Erwürgen. Ich habe nur den Cinna und Cheniers Karl den Neunten gesehen; aber die Furien des letzten hatten auch auf mich so viel Einfluß, daß ich es nicht bis zum Ende aushalten konnte. — Das dritte Theater von St. Augustin steht nun gewöhnlich leer, da es von dem französischen ganz ausgestochen ist, und nach dieser Leerheit richtet sich auch die Gesellschaft, welche weder im Spiel noch Gesang etwas vorzügliches leistet. Jetzt hat das kleine Theater bessere Sänger, als diese große Oper, obgleich sie sonst allein geherrscht und wechselnd auf diesem Theater und dem zum

Falken im Pallast Durazzo gespielt hat. Damals hatte es ausschließend die Großen und Reichen, die nun der französischen Mode folgen, oder folgen müssen.

Eine eigne Art Spieler sind die Sänger und Ausschreier auf den Straßen, deren ich bei Venedig und Florenz erwähnt habe und die hier der vollen Freiheit und Autorität brauchen, welche ihnen die große Umwälzung der Dinge gegeben hat. Man sah sie an allen Ecken, auf allen Plätzen und vor allen Thoren der Kirchen und Palläste, von einem zahlreichen Rudel Buben und Dirnen begleitet, welche die Chöre und die Begleitung der Hälse machen. Man hat keine Vorstellung von so einem Lärm und solcher fröhlichen Ausgelassenheit, wenn man es nicht gesehen hat. Natürlich bilden sich unter ihnen einige Meister der Kunst, welche nachher mit Ehren in die Opera buffa eintreten können. Denn welche Gelenkigkeit und Behendigkeit des Geistes und des Körpers giebt es nicht, so unter Hunderten und Tausenden seine eigne Rolle kühn durchzuspielen, sei es selbst die eines Gauklers und Narren, die immer keine der leichten ist? Alles was die Religion Heiliges und Geheiligtes, was das Leben Darstellbares und vorzüglich von der lächerlichen Seite Darstellbares hat, sah man hier; denn rührende und weinerliche Sachen sind nicht für den Genueser. Aber bei weitem das weiteste und beliebteste Feld, worauf diese Art sich herumtummelte, ist das politische und da zeigte sich die ganze Kraft und Genialität dieser fürchterlichen Sänger, so wie die Zügellosigkeit der Zunge, vorzüglich ging es auf den armen Pabst und die andern verjagten Herrscher und Herrscherinnen los, auf den König von Sardinien und auf die Königinn von Napoli und ihren Anhang, weil diese Sachen die neuesten waren; und um jeden Freiheitsbaum stand eine lumpige Bande mit Cimbel und Geige und zündete im Volke die schöne Freiheitswuth an, indem sie Scepter wie Rohrhalme zerbrach und die anmarschirenden Russen wie die nor-

dischen Waldschnepfen und Amseln einsing und in ihren mancherlei Trachten dem Volke als halbe Ungeheuer zeigte. Man will leben, und wenn so ein Wisch auch nur einen Soldo kostet, so sammelt man doch den lieben langen Tag durch immer ein ganz artiges Sümmchen ein. Das neueste Werk dieser Art war l'inno di San Gennaro contra la Regina di Napoli, und ein anderes il furor della vendetta, das auch fast nichts als Wuth schnob und auf den Pabst, den armen vertriebenen König von Sardinien und die Königin von Sicilien seinen ganzen Geifer ausgoß. Dieses drückten denn die Sänger auch so gut aus, als wenn sie der moglie impia di Ferdinando auf dem Nacken stünden und Amadeus tollen Sohn (insano figlio) unter den Füßen hätten. Einer dieser singenden Patrioten machte den Akteur und bei jedem Kraftausdruck, oder verhaßten Namen fing er an wie ein Besoffener zu gurgeln, oder wie ein Puter zu kollern mit einem Kukuku oder Tallelara und Dibo über das andre und machte mit Händen und Füßen die Gebehrden, als wenn er was zerreißen, oder zertreten wollte. Man kann sich nichts Possierlicheres denken, als diese Sänger und diese Hymnen, im gemeinen Genueser Dialekt gesungen, doch hatte das Ganze eine Lebendigkeit und Munterkeit sowohl bei den Spielern, als Zuschauern, die ich nur in Genua gefunden habe.

Endlich nach allen diesen Spielen von dem eigentlichen Spiele, welches nirgends so zu Hause ist, als in Genua und von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten hinab getrieben wird. Der Pharaotisch und alle andere große und Hasardspiele waren sonst in den Häusern und Konversazionen der Edeln und Reichen zu Hause; jetzt vergessen sie über einem andern Hasardspiele, das sie spielen müssen, vielleicht dieses. Aber auch durch die mittlere Bürgerklasse geht diese Wuth, und für die Gauner und Unbesonnenen sind in Winkellöchern immer Spieltische aufgethan, wo ihnen zugleich die gefährlichsten Schlingen gelegt werden,

wovon ich schon bei den Mädchen zur Genüge geredet habe, welche einige Zeloten aus Freudenmädchen zu Leidenmädchen umgetauft haben. Freilich jeder Italiäner spielt gern, aber hier geht es durch alle Klassen und vielleicht wetten und spielen die Bettler um ihre Läuse. Man gehe nur die ärmlichern Häuser im Grunde längst dem Hafen entlang, da ist den ganzen Tag vom Morgen bis in die Mitternacht nichts als Trumpfen und Pochen und Klopfen der Matrosen, Schiffer und Fremden, die sich ausplündern lassen. Jeder Bube spielt mit seinen Gesellen auf der Gasse um Knöpfe und Pfennige, ja selbst alte Weiber, wenn es drinnen in ihren niedrigen und engen Nestern zu dunkel ist, sitzen vor den Thüren und lassen die Karten fleißig durch die Finger gehen. Auch hierin thut die Polizei kein Einsehen, das gehört zur Freiheit, und muß freilich dazu gehören, weil es sich nicht hindern läßt. — Auch von einem andern Spiele sind die Genueser die Erfinder, wenigstens hat dieses sich nach dem Muster von Genua mit seinen verderblichen Folgen über ganz Europa verbreitet. Dieses ist das Lottospiel. Es hat auch dieses Lotto einen sehr ominösen Namen, der freilich nur zufällig ist, denn es heißt das Seminario di Genua, oder die Pflanzschule, woraus alle andre entsprungen sind. — Besser und ehrlicher ist das Spiel der Sankt Georgenbank, welche auch den meisten Einrichtungen ähnlicher Art in andern Städten zum Muster gedient hat. Sie ist noch immer in hohem Ansehen und ihr Kredit ist frisch, obgleich sie manche Million Lire zum Besten des Staats hergeschossen hat.

Die italiänische Sprache verschlechtert sich, je weiter man von Toskana längs der Küste und je näher man Frankreich kömmt, und nicht allein der Pöbel, sondern selbst die Gebildeten sprechen sie hier sehr schlecht und mischen mehrere Wendungen und Worte ein, die ganz französisch, und andere, die ein Gemisch beider Sprachen sind.

Man spricht durchgängig das c wie z, und das g wie s aus, und sagt zittadino (citta dino) und Senua (Genua); zieht ie gewöhnlich zusammen, indem man ninte für niente spricht; hat für io (Ich) mi; (mi non so, ich weiß nicht) und eben so fehlt man im Laut der Vokale. Das u klingt häufig wie ü, (robüsto für robusto) oder auch o (ajoto für ajuto) und das o häufig wie ein u, (persuna für persona) und endlich läuft über die ganze Aussprache ein äußerst unangenehmer und zischelnder Gesangton, der doch eine scharfe und abstoßende Accentuation der Töne hat. Das kleine Volk ist oft eben so schwer zu verstehen, als das in Bologna und Triest.

Mit den Münzen geht es einem in Italien nicht viel besser, als in Teutschland; alle Augenblicke hat man ein andres Gebiet und andres Geld und wird bei jeder Gelegenheit etwas über das Ohr gehauen, besonders bei dem Umwechseln und mit der kleinen Münze, die man selten die Zeit hat, kennen zu lernen, und wovon einem für einen Scudo oft eine ganze Ladung in die Hand gesteckt wird, die man auf guten Glauben annimmt. Mir ist es nur zu oft so gegangen, daß ich eine ganze Sammlung Kupfergeld habe wegschenken müssen, das man mir entweder für gültig in die Hand gethan hatte und das nirgends kursirte, oder das wenigstens an dem Orte nicht galt, wohin ich kam. Das Schlimmste ist, daß die Namen scudo, zechino, noch mehr aber die lire im Werth erstaunlich abweichen. Der Zechin kömmt denn doch einem Kremnitzer Dukaten meistens um 4 bis 8 Groschen nahe, und der scudo fällt zwischen einem Reichs- und einem Speciesthaler in die Mitte, aber die Liren weichen sehr ab, noch mehr aber die kleinen Kupfermünzen, die Soldi, Quatrini, Denari und andre. So ist z. B. die Lire in Genua 5 Groschen und der Scudo enthält 5 Liren; die venezianer Lire macht 3 Groschen und die Giustina, oder der venezianische Scudo hat 11 Liren, und der Dukato, oder kleine Scudo 8 Liren.

So geht es fort, und diese Verwirrung, worin ein Fremder sich nur langsam findet, macht, daß er Betrügern allenthalben Blößen geben muß, besonders in einem Lande, wo das Sprichtwort herrscht: In Italia Iddio non e trino, ma quatrino, das man übersetzen kann, wie es grade gemüthlich ist, entweder: In Italien ist Gott nicht dreieinig, sondern viereinig, oder: In Italien ist Gott nicht triño, sondern quatrino (d. h. ein Pfennig- oder Hellerstück). Von fremden Münzen sind keine vortheilhafter, als holländische und kremnitzer Dukaten, die man meistens nach ihrem Werthe allenthalben ausgeben und umwechseln kann. Auf der französischen Seite kann man auch die Louisd'or und Sechsfrankenstücke, oder große französische Thaler, und andre französische Münze recht gut ausgeben, besonders in der jetzigen Zeit.

Zwei Worte über die Lombardei und die Franzosen.

Nur zwei Worte sollen es seyn aus einer Reise über Modena, Mantua, Brescia, Mailand, Pavia, Turin und zurück über Alessandria, Tortona, Piacenza und Parma nach Florenz. Diese Reise, die ich in Gesellschaft eines dänischen Officiers von Livorno, die erste Woche vor und nach Weihnachten machte, war eigentlich nichts als eine Flucht. Zwei, höchstens drei Tage durften wir an Einem Ort bleiben, so ging es wieder fürbaß, und dabei wurden wir was Rechts mit Pässen und Inquisition geschoren, so daß wir uns sicher darauf nicht eingelassen haben würden, wenn wir die Dinge so vorher gewußt hätten. Es war um die Zeit der Abdankung des Königs von Sardinien aus seinen Staaten von Piemont. Man stellte sich allenthalben, als sei eine große Verschwörung gegen die Trup-

pen der französischen Republik im Werke, und sah in jedem Fremden einen Spion. Was ich hier also schreibe, sehe man als einige Winke und Fingerzeige an, welche, wie manche Fingerzeige, vielleicht falsch deuten. Es geht solchen einzelnen Bemerkungen ohne Unterlage, wie einem großen Gemählde ohne Perspective. Man kann einen ganzen Haufen hinschütten, doch wird es kein Ganzes; sie schwimmen körperlos, weil sie kein Materiale haben, woran sie sich halten können. Kurz werde ich überdem bei manchen Dingen seyn aus der Ursache, weil keiner ein unpartheiisches Urtheil über den Kampf der Welt hat, welcher sie jetzt in ihren Angeln bewegt. Jeder glaubt, man gebe dem einen zu viel und dem andern zu wenig, weil er selbst gewohnt ist, dem einem alles, dem andern nichts zu geben, und also andern schwerlich mehr Mäßigung zutraut, als er selbst hat. Will man billig richten, so muß man gar vieles bedenken und im Kopfe haben, wovon die meisten nichts wissen, noch wissen wollen; denn wer sich strenge an der Erscheinung und an der gegenwärtigen That hält, und darnach lobt, oder tadelt, der irrt gewöhnlich eben so sehr, als wer ohne alle Fakta rhadamantische Aussprüche und weite Geflechte von tönenden Worten aus den Sternen pflücken kann. Es ist der Fehler der Partheilichkeit immer nur die Namen zu ergreifen, die Worte festzuhalten und darüber zu klügeln und abzuurtheilen. Wer die Geschichte der menschlichen Begebenheiten und Schicksale aus den frühern Jahrhunderten kennt; wer während seines längern oder kürzern Aufenthalts auf unserm Planeten auch nur die einzelnen Menschen verständig angesehen und beurtheilt hat; wer ohne Schwärmerei, aber auch ohne den schlimmeren Menschenhaß in dem handelnden Menschen öfter die physische Nothwendigkeit, als die moralische Freiheit zu sehen erwartet, der hat ungefähr das Bild, wie die Menschen ewig gewesen sind und wie sie ewig seyn werden; der glaubt gern an Verbesserung, gern an Veredelung und

Vervollkommnung seiner Gattung und sieht sie selbst in dieser blutigen Zeit, aber er hoffet nichts Bleibendes, nichts Vollkommenes, keinen allgemeinen Völkerbund, keine allgemeine Religion, keine allgemeine Republik. Das haßt er als etwas Abscheuliches, weil die, welche dieses Unmögliche wollen, nur durch Gräuel und Verwüstungen dahin streben können. Der Staat, das äußere physische Leben vieler Millionen, oder Hunderttausende, ist auf Interesse gegründet und wird darauf stehen. Die physische Kraft der Nothwendigkeit wird hier immer den Vorrang halten, die moralische Kraft wird die äußere Welt nie überwinden; aber wohl soll sie in ihr weben und wirken, mit ihr ringen und kämpfen bis ans Ende aller Tage; aber sie kämpft nicht durch Blut und Gewalt. Karl der Große war ein Tyrann, als er die Sachsen mit dem Schwerte taufte; die Franzosen waren es, als sie in die friedlichen Thäler des Vierwaldstädtesees brachen, und Wilhelm Tell klang damals zum ersten Mal häßlich in ihrem Munde.

Man soll keinen Menschen, ja nicht einmal ein Kind zwingen, das Gute zu thun, oder das, was man für gut hält, das ist ein Satz, woran wohl keiner zweifelt, der den Menschen etwas besser glaubt, als seinen Hund und Esel. Was von einzelnen gilt, muß von ganzen Völkern gelten. Dadurch stehen die Franzosen mit vielen Thaten, die Schwärmer nur vergöttern und preisen, im Schlimmen Schatten. Aber wer etwas weiter sieht und nicht bloß an Worten klebt, wie ein Vogel an der Leimruthe, die seinen Flug hemmt, der wird auch hier viele Schuld von ihnen abwälzen können. Nur das Eine bleibt ihnen Schande, daß sie unter Schmeicheleien und als Freunde und Brüder nehmen wollten, was sie als Feinde nehmen konnten. Die Feinde des Statthalters der vereinigten Niederlande würden sie eingelassen und unterstützt haben, auch wenn sie das Land für sich hätten erobern wollen; sie machten nun den Vertrag der Macht und sagten: ihr seid Republikaner,

gebt uns dafür euer Geld. Sie würden die Schweitz auch ohne den Vorwand, die Aristokratien zu stürzen, haben erobern können als eine Vormauer Oesterreichs (denn wer findet keinen Vorwand?) und einen Weg nach Italien. Für die Schweitz und für Österreich war es in beiden Fällen beinahe dasselbe, und Oestereich würde das Erste eben so als eine Feindseligkeit haben wehren müssen, als das Letzte, wenn es sich die Kühnheit und Kraft zugetraut hätte. Wer gesund urtheilt, sieht durch die Versprechungen, die man giebt, durch die Erklärungen, die man macht, durch die Namen und Worte, mit denen man leicht freigebig seyn kann, nur die Wirkung der Macht, die immer die Welt beherrscht hat. Jeder wußte wohl, wer der Franzose war und warum er sein Freund seyn mußte.

Würden Oestreich, England, und selbst die einzelnen Menschen, welche darüber ein so entsetzliches Geschrei erheben, würden sie in ähnlichen Fällen, wenn sie sich mächtig genug dazu fühlten, nicht dasselbe thun, und jeder nach dem System und der Farbe seines Landes und seiner Verfassung, der Sache ein feines Ansehen zu geben und sie den Dummen zierlich zu überkleistern wissen? Wenn bei den Franzosen Freiheit, Gleichheit, Brüder- und Bundsgenossenschaft leere Namen sind, die nur gelten, wie sie es wollen und so lange sie es wollen, so ist das freilich eine böse Lüge, aber wer lügt nicht in der Politik? Und sind die Kriege, Verhandlungen, Bündnisse der Völker, so weit die Geschichte reicht, nicht eine ewige Lüge? Freilich hütet man sich wohl, laut zu sagen, was jeder dem andern zutraut; Treue und Freundschaft stehen voran, aber das Interesse hält und bricht alles, was in der Welt geschieht. Häßlich bleibt es indessen nicht weniger, weil es gewöhnlich ist. Auch die Lombardei war als ein erobertes Land anzusehen, als ein solches hätte man es eben so gut nutzen und festhalten können, als jetzt. Denn wenn man behauptet, durch die Versprechungen, eine Republik daraus

zu machen, habe man viele für sich gewonnen und sich den Besitz sicherer gemacht, so ist das freilich wahr; aber machte man durch die Umkehrung des Alten und die Revolutionen, die dieses in Städten und Familien veranlaßte, nicht eben so viele Feinde, und erbitterte Feinde, die unter dem Eroberer, in der alten Lage gelassen, wenigstens ruhig gewesen wären? Man bedenkt auch zu wenig, daß viele Uebel und ihre Folgen, die man gern der neuen Demokratisirung zuschreibt, die gewöhnliche Begleitung des Krieges und der Herrschaft des gesetzlosen Schwertes sind. Nur das steht am Ende fest, die Franzosen sind nicht besser, als die meisten Völker in einer ähnlichen Lage gegen andre seyn würden, und die Brüder- und Töchterrepubliken sind ihnen dienstbar, wie sie es unter jeder andern Nation seyn würden, die es wagen könnte, so stark, oder so schlau zu herrschen.

Soviel ich von den Lombarden gesehen habe, so scheinen sie mir fast noch ein stilleres Volk, als die jetzigen Toskaner, und sie sind auch seit manchem Jahrhunderte als die stillste und fleißigste Völkerschaft Italiens bekannt. Ihre Städte waren nächst mehrern Seestädten die ersten, welche sich frei machten und dann unter dem Schutz weiser Gesetze und tapfrer Bürger mehrere Jahrhunderte ihre Freiheit behaupteten. Aber sie waren auch die ersten, die in Abhängigkeit fielen und wechselsweise kleinen Fürsten, der größte Theil aber Franzosen, Spaniern und Teutschen dienten. Selbst in diesem abhängigen Zustande, der nur zu oft Sklaverei ward, sie in alle Händel der herrschenden Nation verwickelte, einen Theil ihres Geldes nach Madrid, Wien und Paris gehen ließ, woher es nicht leicht zurückkam, selbst in diesem Zustande hatte die Lombardei immer noch den besten Ackerbau, die erste Viehzucht und die meiste Industrie in Fabriken und Manufakturen. Selbst in diesem Drucke der Fremden, der, wenn er auch oft leidlicher ist, als der von einheimischen Fürsten, doch immer auf den Karakter eines Volkes böse Einflüsse hat, selbst darin bleibt

unter den Lombarden nächst den Toskanern die meiste Rechtlichkeit und Gutherzigkeit, kurz der meiste schlichte und grade Menschensinn. Die Teutschen, die hier gereist sind, schreiben das gern auf die Rechnung der Oesterreicher, die beinahe ein Jahrhundert darin geherrscht haben; aber vielleicht ohne Grund. In solchen Urtheilen führt die Eitelkeit und Vorliebe für sein Volk leicht zu weit. Bei einem Karakter, der so fest steht, als der italiänische, wirken fremde Sitten so schnell nicht, besonders, wenn sie von einer fremden Nation kommen, die man doch immer haßt, wenn sie herrschen will. Italiens Karakter wird sich nur bessern, wenn die Nation einmal wieder herrscht, wenn sie je so glücklich ist, ein Volk zu werden und sich der Fremden erwehren kann. Erniedrigung und Einfluß der Fremden ist das Sicherste, das bravste Volk niederträchtig zu machen. Armes Teutschland, was soll ich dir also bei deiner Zerrissenheit prophezeien? Hier in der Lombardei sind Banditen, Giftmischereien und anderes Unheil, was Italien bei den Ausländern schändlich macht, immer selten gewesen. Bessere Polizei und die ganze Denkart des Volks war solchen Künsten der Finsterniß zu wenig günstig.

Wie ist denn nun die Harmonie zwischen diesem Volke und seinen Freunden den Franzosen? Herrscht der brüderliche Geist der Freiheit und Gleichheit, oder ist Gespanntheit und Mishelligkeit in dem Ton dieser Republiken? Das sind Fragen, die sich leicht beantworten, wenn man nicht alle Dinge nach Vorurtheilen aburtheilet. Anfangs, als sich die Jünglinge, die alle Dinge nur in Flammen zu sehen pflegen, als sich brave Schwärmer und heiße Feuerköpfe noch mit goldnen Hoffnungen einer Wiedergeburt der ganzen Menschheit wiegten, anfangs mogten viele wohl im ganzen Ernst den Franzosen anhängen. Aber die Erfahrung hat gelehrt, wie viel sie von ihren Versprechungen gehalten haben und wie viel sie überall haben halten kön-

uen. Man ist viel betrogen worden, weil man mehr gehofft hat, als zu erwarten war; der süße Rausch ist vorüber, und man sieht die Dinge wieder klar und nackt. Auch wenn die Franzosen Götter wären und vom Winde leben könnten und also keine Millionen zu erheben, keine Klöster umzukehren, keine Nationalgüter zu verkaufen genöthigt wären, auch dann würden sie endlich gehaßt werden, weil ihr Verhältniß zu den Cisalpinern kein gleiches ist, und weil endlich doch das Wort wahr bleibt, was ein vernünftiger Lyoner zu mir sagte: un peuple n'aime que lui même. Und dieses egoistische Gefühl ist einem Volke eben so nothwendig zu seiner Existenz, als dem Magen der Hunger, welcher lehrt, wann es Zeit ist, neue Nahrung auf die Maschine zu schütten, daß sie nicht verderbe. Ein Volk, wie die Italiäner und Teutschen, die diese Nationalliebe nicht haben und sich nach den Farben und Stammbäumen von hundert Fürsten auf Befehl lieben und hassen und todtschlagen, ein solches Volk ist zur Unterdrückung reif und sei es das bravste und tapferste. Wenn man also den Franzosen hier nicht liebt, so will man den Teutschen und Oesterreicher wieder? Das folgt noch nicht, obgleich man es so erklärt. Der Italiäner sieht wohl ein, was er von den Fremden hat, er schlüge gern beide die Teutschen und Franzosen aus dem Lande und hülfe ihm selbst, aber wie kann er das, da er nicht eins ist? Die meisten wünschen denn doch wohl aufrichtig, daß die neue Ordnung bestehe, da die Einführung der Alten nur durch frische Wunden und Unheile möglich wäre und noch eben so viele wieder elend machte, als diese leider gemacht hat. Aber daß die Dinge so bleiben, wie sie eingerichtet sind, das ist unmöglich und muß den Haß jedes freien und wackern Bürgers erregen. 25000 Mann Franzosen als Hülfstruppen immerdar zu erhalten, 15 Millionen Franken an Frankreich jährlich zu bezahlen und für diesen theuren Preis, der am Ende alles arm und entvölkert machen muß, die leeren

Namen Freiheit und Republik zu kaufen, das ist zu hart, und eine Auflage, wie sie der schlimmste Feind nicht ärger auflegen könnte. Dazu kommen noch die Mishandlungen des Direktoriums, das man allenfalls einkerkert und so die Zustimmung des freien Volkes erzwingt, die Ummodelung der Konstitution bei der Ankunft jedes neuen Befehlshabers und bei jeder Veränderung des Windes in Paris; endlich das zügellose Regiment des französischen Gesandten Trouvé mit seinen Helfern, so daß alles in einer dumpfen Stimmung ist, die nirgends etwas Erfreuliches zeigt. Vergebens sucht man unter dem Volke die heitre und kühne Stimmung der Ligurier, von der ich oben geredet habe. Was noch für die Verfassung schreibt und spricht, das sind die Angestellten, die entweder Furcht, oder Interesse treibt. Wenn die Stimme der Wahrheit unter den Patrioten sich hat hören lassen, so ist das das Signal zum Absetzen gewesen, und das hat die Menschen klug gemacht, die nichts weiter, als klug seyn können. Wo das freie Wort verstummt, da ist keine Freiheit und wenn man ihren entheiligten Namen an alle Wände schmiert und an alle Straßenecken klebt. Dies freie Wort habe ich nirgends gefunden, nicht einmal bei den Franzosen, die doch die freiesten hier seyn sollten. Keine Zeitungsblätter, keine Flugschriften sieht man, als die unter der Autorität der Regierung gedruckt sind, keine politische Gespräche, keine Ausbrüche politischer Freude sind in den Kaffe- und Schauspielhäusern. Jeder sieht sich erst drei- viermal um, ehe er mit einem Bekannten zu flüstern anfängt. Spionerei, Anklage, Auf- und Absetzung sind an der Tagesordnung. Die ganze Regierung hat die Symptome der Schwäche und Auflösung. Den Franzosen, die in Civilsachen und bei der Armee angestellt sind, geht es nicht besser, und weil jeder weiß, daß sein Posten nur ephemerisch ist, so sucht er ihn auf das Beste zu benutzen.

Ein ganz andres Schauspiel sah man indessen in Turin und den andern Orten Piemonts, wo wir freilich schnell durchfliegen mußten. Da war Sturm und Neuheit allenthalben. Was die alte Regierung haßte, oder was auch nur nach neuen Dingen begierig war, fand nun mit einem Male ein weites Feld aufgethan; und mancher glaubte, nun seien ihm alle Hoffnungen zu Glück und Ehren gewährt. Hier war die Stimme der Mehrzahl sichtbar für die Franzosen aus Gründen, die sich auch ohne den Geist des Republikanismus erklären ließen. Dieses schöne Land ist mit Adel überhäuft, der Hof war einer der prächtigsten in Europa. Dies erforderte Summen, welche alle Fruchtbarkeit des Landes und alle Industrie der Einwohner nicht tragen konnte. Dazu mußte die Regierung die Saiten noch straffer anspannen, um die französischen Garnisonen im Lande zu erhalten und die Forderungen und Anleihen der französischen Republik zu befriedigen, welche von Zeit zu Zeit ergingen. Nachdem der König sich so zum Vortheil der Franzosen noch mehr verhaßt gemacht hatte, war es ein Leichtes, ihn auszutreiben, zumal da man fast alle Festungen des Landes schon inne hatte und er seit dem Vertrag mit Buonaparte ein Gefangner war. Hier in Turin war es ein gewaltiges Jubeln und Schreien über die neue Freiheit und wäre noch wohl ärger gewesen, wenn das französische Militär nicht Ruhe gehalten hätte. Das war ein Singen und Trommeln auf den Gassen, ein Schimpfen auf den König und seine Edlen, die geflüchtet oder mit ihm gezogen waren, ein Stampfen, Poltern und Hurra und Huhu der Freiheit in den Theatern, wogegen alles Genuesische nichts war. Leider durften wir nur zwei Tage unter diesem Lebensstrudel bleiben. Mit dem Fall des Königs fiel nun auch alles, was sonst edel und groß gewesen war und mit geherrscht hatte, plötzlich von seiner Höhe. Viele, die bei dem Volke gehaßt waren und vielleicht kein gutes Gewissen hatten, andre die dem Schick-

sal des Königs folgten; andre endlich, die lieber alles, als den Adel, in Stich lassen wollten, flüchteten aus dem Lande und die meisten freilich nach Venedig und Toskana; denn wo war sonst noch eine Freistätte? Zugleich wurden eine Menge armer Franzosen, die hier im Exil gelebt hatten, durch den Sturz des Königs mit aufgeschüttelt und erhielten die Warnung, daß hinfort ihres Bleibens nicht sei in Piemont. Es war doppelt hart in diesem harten Winter für diese Armen, die zum Theil von Almosen gelebt hatten und nun 40, 50, 60 Meilen reisen sollten. Wir trafen ganze Züge dieser Unglücklichen auf der Rückreise zu Tortona, Parma und Piacenza. Glücklich sind die, welche nicht Weib und Kinder mit sich führen. Rührend war es mir bis zu Thränen, als ich bei meiner Ausfahrt aus Alessandria in einer Dorfschenke, wo wir anhielten, eine ganze Familie traf, einen ehemaligen Marquis mit seinem Weibe und vier Kindern, jetzt ohne das Aeußere des Glanzes, der sie vielleicht vormals umgab. Einige französische Officiere hatten sie bis dahin begleitet und wahrscheinlich auch noch mit Gelde unterstützt. Menschlich war der Abschied; der eine von ihnen, indem er den Alten die Hand drückte, rief ihm mit Thränen in dem Augen bei'm Weggehen zu: Wir sind alle Franzosen, der Friede wird uns wieder im Vaterlande vereinigen. Viele von ihnen mußten auch zu Fuße die Reise machen, sicher genug, denn der Arme passirt allenthalben, ohne Banditen und Händel fürchten zu dürfen.

Die Geißel der Bundsgenossen sind nicht die französischen Soldaten, sondern die Verwalter, Kommissäre, Deputirten und zum Theil auch die Kriegsbefehlshaber. Zwar werden die meisten französischen Soldaten besser gehalten, als die europäischen Heere und erfordern daher auch größern Aufwand; aber dafür ist auch bis jetzt kein europäischer Soldat so gebildet und menschlich, sobald Ordnung vom Haupte auf das unterste Glied hinabgeht.

Jetzt ist es freilich an manchen Orten anders und man rühmt, man habe unter Buonaparte eher 80000 Mann erhalten können, als jetzt 30000. In der Lombardei waren jetzt wenige Truppen, die meisten hatten sich schon nach der Romagna gezogen, um gegen Neapel zu agiren, und der Rest ward größtentheils bei der Revolutionirung Piemonts gebraucht. Wenn die Bürger indessen die Franzosen rühmen, so sind es die Officiere und Soldaten, die größtentheils eben so tapfre, als achtungswürdige Menschen sind, und denen man die Verbrechen ihrer Regierung nicht zur Last legen muß. Ich muß sagen, mir ging jedesmal ein Strahl von Freude auf, so oft ich mich unter diesen Menschen befand. Diese gehören auch keinesweges zu den glücklichen und herrschenden, sondern werden oft eben so sehr gemishandelt, als die Italiäner. Die ich in Mantua und Brescia traf, sahen eher Bettlern, als Soldaten ähnlich, so zerrissen an Kleidern und Schuhen waren sie. Auch fluchten Officiere und Gemeine, in vier Monaten keinen Sold erhalten zu haben. In Mantua selbst sah alles desorganisirt aus. Zweimal ist die Festung seit 8 Monaten auf ein Jahr verproviantirt, und doch fehlt es an allem. Die Lieferungen kommen in einem Thore ein und gehen zum andern wieder heraus. Im Ganzen indessen haben die Truppen ein großes Ansehen von Bravheit und gehören sicher zu den ausgewähltesten. Die Cisalpiner hingegen — ich spreche von den stehenden Truppen — sind hier allenthalben, wie in Bologna, und es scheint, als wenn sie nur da wären, um einen Kontrast mit den Franzosen zu geben, so lausig und lumpig gehen sie einher und so ohne alle Ehre. Die Franzosen verachten sie und lassen sich kaum auf ein Wort mit ihnen ein. Bei diesen Umständen ist es unmöglich, daß sie brave Soldaten werden können; denn ohne Ehre ist das Schwert stumpf.

Ganz anders, als mit dem Wehrstande der großen Republik, verhält es sich nun mit dem andern

Personale der Armee, mit dem ganzen Geschlepp von Zugegebnen, von Spionen, Kommissären, Proviantmeistern und anderm Gesindel, dem man füglich den Namen Zehrstand geben kann. Diese machen das edle Volk allenthalben stinkend und thun alles, um jeden Funken von Freiheit, der noch in Europa lebt, auf ewig zu unterdrücken. An ihrer Spitze steht Trouvé, der französische Gesandte bei der Republik, und von ihm geht es durch tausend Ramifikationen bis zu dem untersten Schurken fort, der tagdiebet und vom Raube lebt. Es ist unglaublich und keiner glaubt es, der es nicht sieht, wie groß die Menge derer ist, die, selbst ohne angestellt zu seyn, auf Kosten Italiens zu leben wissen. Ich habe mit einigen Officieren darüber gesprochen, die mir seltsame Entdeckungen machten. „Ein großer Theil dieser Schurken, die uns das Geld und die Ehre stehlen, sagten sie, sollten mit unter unsern Fahnen stehen und marschiren; aber das gefällt ihnen nicht. Jeder unbärtige Jüngling, der nicht Lust hat, die Flinte zu tragen und nur mit irgend einem Repräsentanten, Departementskommissär, oder Administrator, ja nur mit einem untersten Schreiber durch Verwandschaft und Geld Zusammenhang hat, weiß der Konscription schon zu entschlüpfen und läßt sich unter irgend einem Titel bei dem Lieferungs-, oder Fuhrwesen der Armee anstellen, oder er läßt sich in Botschaften hin und her schikken, um nicht fechten zu müssen. So haben wir oft Hunderte bei einem Amte, wo es nicht zehn brauchte. Die Raçe will gut leben und noch Geld mitnehmen; wir kriegen nichts davon, aber sie nehmen uns die Ehre obenein.“ Ueber diese Franzosen schreien und klagen die Bundsgenossen. Alles muß zwei- und dreimal geliefert werden, und es ist doch nichts im Stande. Sie leben mit Huren und Spielern, während die Armee des Nothwendigen entbehrt, und schämen sich nicht einmal, vor den Augen der armen Bürger die Reichthümer zur Schau zu tragen, welche sie

ihnen abgepeinigt haben. Man weiß, wie verderblich dieses Gezücht, was nur zu selten aus ehrlichen Männern besteht, selbst dem eigenen Lande leicht wird, wenn nicht die strengste Aufsicht ist; was vollends muß es im fremden Lande seyn, wenn die meisten dieser Gauner unter den Ersten im Volke einen haben, mit dem sie im Bunde stehen, oder von dem sie wenigstens geschützt werden? Die Officiere hier klagen laut die Fünfhundert an, ob mit Recht, oder Unrecht, weiß ich nicht, daß die meisten mit den Kontrahenten der Lieferungen für die Armee in Kompagnie stehen. Geschieht das am grünen Holze, was soll am dürren werden?

Bei dieser Lage der Dinge vermehrt das Uebel noch, daß die Franzosen es sich bei jeder Gelegenheit merken lassen, daß sie die Italiäner verachten. Sie verachten sie im Durchschnitte so sehr, daß sie das ganze Volk nur ein niederträchtiges und feiges Volk schimpfen, unwerth, frei zu seyn, und zu feige, seine Freiheit zu vertheidigen. Diese Verachtung wächst natürlich, je widerspänstiger die Italiäner von Tage zu Tage werden und je mehr der erste Enthusiasmus sich getäuscht findet. Aber nicht bloß in italiänischer Feigheit liegt der Grund dieser Verachtung, die allmählig in Haß überzugehen droht, sondern noch mehr in dem Schneidenden und Abstimmigen der verschiedenen Sitten, die nicht gemacht sind, so leicht sich zu vertragen, als die teutschen und französischen. Wenn der Teutsche in der Regel nicht so kriechend ist aus Interesse, wie der Italiäner, so ist er es mehr aus Bequemlichkeit. Er findet, weil er keine stehenden äußern Sitten hat, es nicht so unbequem, sich Fremden anzuschmiegen, und denen, die einmal die Herren sind, auch darin zu Gefallen zu leben. Zwar war in der Lombardei immer ein ziemlich freier Ton und das schöne Geschlecht nicht so sehr Sklave, als in andern Provinzen Italiens; aber immer war doch ein weiter Sprung bis zur französischen Freiheit, geschweige der Frei-

heit, die zugleich mit der politischen ganz aus den alten Ufern trat und auch in andern Dingen vieles erlaubt, ja selbst recht erklärte, was sonst verschämt die vier Wände und die Dunkelheit liebte. Zum Theil sind das aber immer nothwendige Folgen des Kriegs und jede andre Nation würde es eben so gemacht haben; aber die meisten Menschen halten sich doch immer an denen, die ihnen grade das Uebel thun. Wie gewöhnlich ist es, daß der Krieg die Weiber wieder in einen gewissen Naturstand setzt, dieses schwache Geschlecht, das nur durch Sitte im gesellschaftlichen Zustande stehen kann. Gefährlicher sind freilich in dem Punkte die Franzosen, weil sie liebenswürdiger sind und ihr Leben daheim im Vaterlande, wenigstens die Jugendjahre gewöhnlich den galanten Künsten weihen. Daß diese hier nun die Sitten so sehr niedergerissen haben, oder wenigstens den äußern Zaun, hinter welchem ihre Gebrechen sich verstecken könnten, das vergiebt man ihnen nicht so leicht. Und in der That muß ein Volk sehr langmüthig seyn, das solches alles gelassen ertragen kann. Häufig sind solche Geschichten, die in Frankreich zum Spaß, in Teutschland zum Spott und in England zu Flüchen dienen, sehr italiänisch genommen worden. So ist aus einem Verbrechen ein andres und aus der Bestrafung Haß entstanden. Etwa 14 Tage vor unsrer Ankunft hatte sich zu Brescia ein solcher Fall ereignet. Ein eifersüchtiger Ehemann hatte einen französischen Officier in den Armen seines Weibes erstochen; der arme Teufel war als ein Mörder verdammt und nach wenigen Tagen erschossen. Das Letzte ist nach französischen Sitten gerecht, nach italiänischen eine himmelschreiende Ungerechtigkeit; wie soll da die Ausgleichung kommen? Solche Vorfälle und grade solche setzen eine unaustilgbare Erbitterung. Ein zarter und den Einheimischen äußerst verdrießlicher Punkt ist noch das, daß die französische Artigkeit, vielleicht auch die französische Herrlichkeit — denn das Weib folgt dem Schimmer und

der Herrschaft noch mehr, als der Mann — mächtig ist, ihnen die Herzen der Weiblein zu gewinnen. Die Oberbefehlshaber, die Kommissäre und andre Schlucker, die sich am Fett Italiens glatt gesogen haben, nicht zufrieden, mit den Weibern zu buhlen, wissen sich auch die reichsten Erbinnen auszulesen, die sie mit ihrem Vermögen nach Frankreich führen. Die Weiber selbst sind stolz darauf, diesen Herren der Welt zu gefallen, und wo die Männer nicht dürfen, da wagen sie alles. Dieser Punkt ist einer der kitzlichsten und keiner fühlt ihn schmerzlicher, als der Italiäner, dem solche Entführungen (oft sind es wirklich Entführungen der Töchter aus dem Hause der Aeltern) nicht bloß die Ehre, sondern auch das Geld antasten. Ich verdenke es übrigens den Franzosen nicht. Die Mailänderinnen sind meistens reich und schön und auch in den andern Städten, die wir passirt sind, giebt es viele leidliche Gesichter.

Solche Dinge sind freilich kleine Ungerechtigkeiten, aber sie werden immer tiefer empfunden, weil Schimpf mehr brennt, als Unrecht. Sie sind nicht die Folgen der Revolution allein, sondern auch des Krieges. Aber wen man einmal haßt, dem schiebet man gern alles auf den Nacken. Ein andres Ding, das die Eingebornen verdrießt, ist der Anblick so vieler Töchter guter Familien, die zum Theil verjagt, zum Theil auch im Elende zerstreut sind; der Anblick ehrlicher Bürgerinnen, die bei der Noth des Krieges verarmt sind und nun dem Sieger zum unrühmlichen Gebrauche dienen. Alles solches trägt ein Volk wohl von seinen Landsleuten; muß es dasselbe von Fremden leiden, so kehrt sich jedes Eingeweide um. Zu diesem allen kömmt die Muthlosigkeit und Gewerblosigkeit vieler Zweige der Industrie, der gesperrte Handel, die neuen Auflagen zum Besten der Freiheit und des Vaterlandes, die schon einen sehr feuerfesten Patrioten fordern, wenn sie ihn nicht muthlos machen sollen.

Die Sitten haben nur in Einem Punkte, in Rücksicht auf die Weiber eine Veränderung erlitten und in manchem Aeußern, worin man den Franzosen nachahmt, weil es seyn muß. Aber diese Nachahmung zeigt fast nirgends den Trieb, französisch auszusehen und ganz französisch seyn zu wollen, wie im Ligurischen; höchstens ist das noch bei einem Theil der männlichen Jugend der Fall. Die Männer hingegen sind meistens ernsthafter und zurückgezogener, als vorher, die meisten wohl aus Ingrimm, die Edleren vielleicht aus Trauer, daß so schlecht geht, was so gut hätte gehen können.

Zu dem Aeußern, was französisch ist, gehören vorzüglich die Theater und es versteht sich, daß in allen großen Städten, wie Mailand und Turin, eine französische Truppe neben einigen italiänischen spielt. Schon vormals war man in diesen Dingen hier mehr französirt, als anderswo; nun ist es auf alles übergegangen. Die Freiheit, welche in den Schauspielhäusern Italiens immer zu heerschen pflegt, ist hier nun noch um das Doppelte gewachsen, und diese sind so übel berufen geworden, daß manche Familien sich hüten, ihre Weiber und Töchter da zu zeigen. Die Logen scheinen nur eben so viele Rendesvous zu seyn, alles flattert und schwärmt herum und alles läßt sich beflattern und beschwärmen; die Freude selbst vergißt den Wohlstand und wird wild. Man spielt Karten, man ißt, man trinkt, man scherzt, umhalset und küßt sich; das heißt nur brüderlich und frei; die feinen Franzosen hüpfen immer von einer Loge in die andre, und die ehrbaren Männer dürfen gegen solche kleine Artigkeiten nichts haben. Aber alles dieses ist nichts gegen das Parterr. Da war es oft beinahe wie im Bordell. Die Huren sumseten um alle Bänke herum, lachten, schwatzten und dahlten laut mit ihren Gesellen und sagten Zoten, zu denen sie so öffentlich noch an keinem Orte der Welt gekommen sind. In jedem Kaffehause, vor der Thür jedes Gasthofes lauerten zwei,

drei Kuppler, die nach bestem Vermögen ihre Waare ausboten. Dieses leichte Gesindel der Nacht, das freilich hier fast Gesindel des Tages heißen konnte, ward nun mit der Dämmerung immer kühner und frecher. Bei'm Ausgang aus den Theatern ward man oft an allen Zipfeln festgehalten, und es gab Plätze, wo es schon um 10 Uhr gefährlich seyn soll, ohne starke Bedeckung auszugehen, um von diesen Mänaden nicht orpheisch zerrissen zu werden. Was soll man zu diesen Dingen sagen? Wo kein Ufer ist, da bleibt auch kein Strom. Welche Nativität soll man einer Republik stellen, wo es glorreich scheint, mit dem anzufangen, womit die meisten aufgehört haben? Wo Schurken herrschen und Huren so frech einhergehen, da sollte der freieste Staat, der allein durch nüchterne Sitten und den Geist der Aufopferung bestehen kann, da sollte eine Demokratie möglich seyn? Es breche keiner den Stab über mich, wenn ich sage: ich zweifle.

